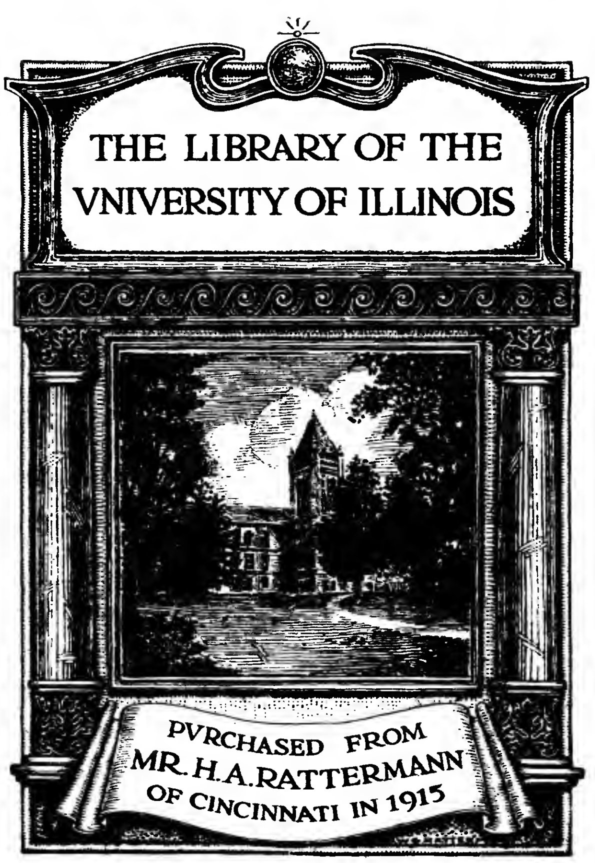
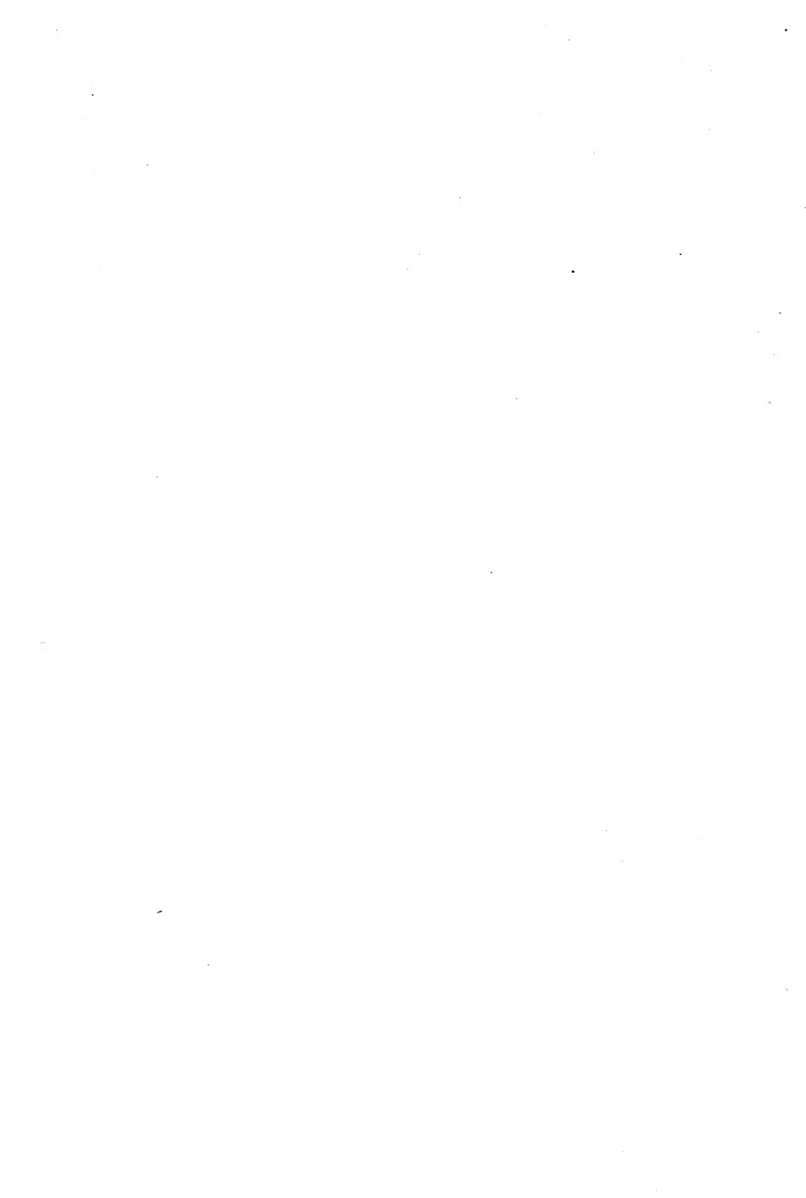

THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS
PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

834W83
Os
v.2

REMOTE STORAGE



Der Sülfmeister.

Eine alte Stadtgeschichte

von

Julius Wolff.

Zweiter Band.

Philadelphia:

Morwitz u. Co., 612 und 614 Chestnut Straße.

831W83
Os
v.2
Kallermann

Erstes Kapitel.

Am Donnerstag nach Pfingsten, also am Tage nach der Kopefahrt, Morgens bald nach zehn Uhr ritt der päpstliche Legat Herr Dietrich Dompnitz, Domdechant von Halberstadt, in Lüneburg ein.

Zwei reitende Diener des Rathes in Wappenröcken mit den Farben der Stadt eröffneten den Zug. Der Legat ritt zwischen den Rathsherren Heinrich Viskule und Volkmar Stöterogge, gefolgt vom Ritter Ernst von Boltessen von der Hasenburg zwischen dem Abt von St. Michaelis Ludolf von Hitzacker und dem Propst von Lüne Dietrich Schupper. Dann kamen der Prior von St. Michaelis Hieronymus von Harling, der Propst von St. Johannes Leonhard Lange und der von St. Nikolai Ludwig Hanevot, sämmtlich in reichem Ornat. Ihnen folgten zwei Kapläne und zwei Diener des Legaten, hinter denen sechs geharnischte Knechte von der Hasenburg ritten. An diese schlossen sich zu Fuß mit Kreuzen und Kirchenfahnen die übrigen Geistlichen der Kirchen und die Brüder der drei Lüneburger Mönchsklöster, die Benediktiner von St. Michaelis, die Prämonstratenser von Heiligenthal und die Franziskaner von St. Marien.

Die bevorstehende Ankunft des mit weitgehenden päpstlichen Vollmachten ausgerüsteten Legaten, der das Pfingstfest

369178

beim Bischof in Verden verlebt und diese Nacht auf der Hasenburg verbracht hatte, war wie dem Rathe so auch der Geistlichkeit angezeigt, von dieser aber ebenso geheim gehalten worden. Erst am Morgen, als die Klosterbrüder zur Stadt hinaus wallten, erfuhr die Einwohnerschaft, was bevorstand, und eine Menge Neugieriger stellte sich am Sülzthor auf, um den Legaten einreiten zu sehen. Allein diese wurden um das erwartete Schauspiel betrogen, denn Heinrich Viskule führte ihn, um ihn nicht an der Sülze, dem Ursprung des Haders, vorüber geleiten zu müssen, durch das Rothe Thor in die Stadt, von wo man auch den Verdener Hof am schnellsten erreichte. Der Verdener Hof bei der Johanniskirche neben dem Kaland war ein Haus des Bischofs von Verden mit Hintergebäuden, Gehöft und Stallungen, in welchem der Bischof wohnte, wenn er nach Lüneburg kam, und welches jetzt auch den vornehmen Gast und sein Gefolge aufnehmen sollte.

Der Domdechant war ein Mann von bedeutender Erscheinung mit einem geistvollen Gesicht, aus dessen scharfblickenden Augen ein fester Wille sprach. Er hatte sich dem Rath ‚um Spruch und Forderung, so wir von kaiserlicher Kammergerechtigkeit wegen zu Euch haben‘, angemeldet und ihn um Schirm und Sicherheit von der kaum eine Stunde entfernten Hasenburg zur Stadt ersucht. Damit hatte er nichts Anderes gemeint, als seine ehrenvolle Einholung durch den gesammten Rath und eine erhebliche Anzahl hervorragender Bürger und war nun sehr enttäuscht, als man ihm nicht mehr als zwei Rathsherren entgegen sandte. Seine weltmännisch feinen Formen ließen seinen Verdruß über dieses sein Amt und Würden verletzend kleine Geleit nicht zum vollen Ausdruck kommen, aber einen kleinen Stich wollte er den beiden wohlweisen Herren dafür doch nicht ersparen. Er frug unterwegs

ganz beiläufig: „Aus wieviel Rathsherren besteht der hochedle Rath in Lüneburg?"

„Wir haben zwei Bürgermeister und zwölf Rathmannen," gab Volkmar Stöterogge zur Antwort.

„Macht vierzehn," sprach der Legat; „aber die anderen Zwölf können wohl nicht reiten?"

„O ja, hochwürdiger Herr!" erwiederte Heinrich Viskule schnell, „wir sind Alle sattelfest, wenn es darauf ankommt."

Wenn es darauf ankommt! wiederholte sich der Domdechant im Stillen; es scheint ihnen also heute nicht darauf anzukommen.

Wieviel mehr würde er sich gewundert haben, wenn er gewußt hätte, was gestern Abend in der Bürgermeisterkörkammer über sein Geleit verhandelt worden war. Nach dem ersten gewaltigen Schrecken über die Nachricht hatte der Trotz bei den Rathsherren wieder die Oberhand gewonnen; sie hatten jeden Gedanken an Nachgiebigkeit von sich gewiesen, und die Mehrzahl war auch gegen alles Geleit gewesen; Töbing wollte dem Legaten sogar die Thore verschließen und ihn nicht in die Stadt einlassen. Mit Müh und Noth hatten es Viskule, Mildehövet und einige Andere, zu denen sich zuletzt auch der Bürgermeister Springintgut gesellte, noch durchgesetzt, daß wenigstens zwei Rathsherren dem Gesandten des Papstes entgegen reiten sollten. Belustigt haben würde den Legaten dagegen noch ein anderer Vorschlag Töbing's, wenn er ihn erfahren hätte, ein Vorschlag, dessen Ausführung sich allerdings schon öfter und nicht bloß in Lüneburg bewährt hatte. Kamen Abgesandte eines Fürsten oder einer anderen Stadt, die man zu überlisten oder unverrichteter Sache wieder heim zu schicken wünschte, so war es ein vorzügliches Mittel, daß man die Herren in den Rathsweinkeller oder von einer Gasterei zur

andern lud und sie einfach unter den Tisch trank. Die dauerhaftesten Zecher machten sich dann mit aller Kraft ihrer Kehlen an sie und ließen die Fremden nie nüchtern werden, so daß sie leicht zu täuschen oder überhaupt zu allem Verhandeln unfähig waren. Dazu hatte sich auch Töbing gestern erboten, nachdem der Empfang des Legaten beschlossen war. „Gebt ihn mir!“ hatte er gerufen, „ich bring' ihn um, ich trinke ihn unter den Tisch! Dassel und Brömbsen, Ihr löst mich ab, wenn ich nicht mehr kann, nicht wahr?“ „Mit Vergnügen!“ hatten die geantwortet. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn den Domdechanten von Halberstadt trank Niemand unter den Tisch, weil sich der kluge Mann niemals zu einem Trinkgelage herbeiließ.

Mit dem Ritter Ernst von Boltessen auf der Häsenburg standen Rath und Bürgerschaft in Lüneburg nicht auf dem besten Fuße. In jedem Streit, bei jeder Fehde hatten schon seine Vorfahren den Feinden der Stadt Vorschub geleistet oder sich ihnen kämpfend angeschlossen. Der nahen Nachbarschaft wegen war dann immer wieder ein magerer Vergleich zu Stande gekommen, aber der Ritter hatte keinen Freund in der Stadt und sah hochmüthig auf die Salzjunker herab. So wußte er denn nicht und hatte es daher auch seinem Gaste, dem Legaten, nicht mittheilen können, daß gestern Kopefahren in Lüneburg gewesen war. Als man sich der Stadt näherte, hatte der Legat an dem vielthürmigen, giebelstolzen Bilde seine Freude, und als er in die Stadt einzog und auf dem großen, langgestreckten Platz am Sande alle die hohen, prächtigen Häuser hier noch bekränzt erblickte, frug er erstaunt: „Wann habt Ihr meine Ankunft erfahren, Herr Rathsherr?“

„Gestern Abend spät, hochwürdiger Herr!“ antwortete Stöterogge.

„Und heute Morgen schon alle Häuser so reich geschmückt?“ sagte der Prälat freundlich und mit einer leisen Bewegung geschmeichelten Dankes.

„Verzeiht, hochwürdiger Herr!“ lächelte Viskule, „die Kränze sind heute verwelkt; schon vorgestern schmückten wir unsere Häuser damit, weil wir gestern unser größtes Fest, die Kopefahrt, begingen.“

„Ah so!“ der Legat biß sich die Lippen und sprach kein Wort mehr, bis er vor dem Verdener Hof vom Pferde stieg.

Zu beiden Seiten am Sande und vor dem Bischofshause hatten sich viele Menschen eingefunden, die den Legaten und sein Gefolge in tiefem Schweigen an sich vorüber ziehen ließen. Unter die Vordersten hatten sich die heute Morgen aus der Haft entlassenen Dalenborg und Sengstake gedrängt nebst Ulrich Schupper, dem Bruder des Propstes, weil sie hofften, der Propst würde vom Legaten zum Eintritt aufgefordert werden und sie dann mit sich nehmen und der Gunst des hochwürdigen Herrn empfehlen. Dieß geschah jedoch nicht. Der Legat dankte den geistlichen Herren für ihr Geleit und entließ sie. Zu Viskule sagte er: „In einer halben Stunde, Herr Rathsherr, bin ich bereit, Bürgermeister und Rath zu empfangen.“

Viskule antwortete höflich und bestimmt: „Herr Domdechant, der Rath läßt sich auf dem Rathhause finden. Glock elf hält er heute Sitzung; wenn Ihr dann kommen wollt, sollt Ihr mit aller gebührenden Ehre empfangen werden.“

„Ich komme, Herr Rathsherr!“ sprach der Legat und trat grüßend in das Haus.

Die Rathsherren ritten ab, die Mönche begaben sich in ihre Klöster, aber die Menge der Zuschauer verlief sich noch nicht, und ein Murmeln und Summen erhob sich, wie wenn der Wind durch belaubte Zweige geht.

So war es denn geschehen, was Niemand mehr geglaubt hatte, als die Wenigen, die durch ihre geheimen Verbindungen darum wußten. In die Mauern Lüneburgs war ein Gast eingezogen, der die Macht hatte, der Stadt mit einem Worte den Frieden zu nehmen. Würde er es aussprechen, dieses schreckliche Wort? Die Einen fürchteten, die Anderen hofften es, das war schon kein Friede mehr. Der Bürgerschaft bemächtigte sich eine tiefe Erregung; Grimm und Groll auf den Rath, der es dahin hatte kommen lassen, Grimm und Groll auf die Prälaten, deren Anmaßung das Unheil heraufbeschworen hatte, standen sich gegenüber und theilten die Bürgerschaft in zwei feindliche Lager. Die Gegner des Rathes frohlockten, denn sie waren überzeugt, daß nun bald sein letztes Stündlein schlagen würde. Aber die große Mehrzahl der Bürger und Handwerker hatte er doch auf seiner Seite, denn dessen waren sie sich wohl bewußt: wenn jetzt der Rath unterlag, so unterlag er nicht dem Willen der eigenen Bürger, sondern dem einer fremden Gewalt, von der sie sich keine Einrede in ihre Angelegenheiten gefallen lassen wollten. Mußte der Rath gestürzt werden, so sollte es durch sie geschehen, nicht durch den Papst in Rom oder seinen Gesandten. Dazu war es aber nun zu spät; wenn sie auch selber den Rath jetzt absetzten und einen andern wählten, so thaten sie es nicht mehr aus freier Entschließung, sondern unter einem äußeren Drucke, und mit dem Rathe fiel auch ein Stück von der Selbstbestimmung und Unabhängigkeit ihrer Stadt. Dieser kräftige Freiheitssinn erhielt dem Rathe mehr Anhänger, als die sehr geringe Liebe zu den regierenden Geschlechterherren und selbst als die Sorge, wer dann die Schulden der Stadt bezahlen sollte, wenn sie nicht aus dem Einkommen der Sülzbegüterten und Prälaten gedeckt werden konnten.

Viele Bürger von Lüneburg waren Gläubiger des Rathes, dem sie bedeutende Summen als Darlehne vorgestreckt hatten: sie drängten schon längst um Rückzahlung, weil sie seit Jahr und Tag keine Zinsen erhielten, und waren also am Austrag des Streites doppelt stark betheiligt. Aber auch der Domdechant war kein unbefangener Richter in der Sache, denn das Domkapitel zu Halberstadt besaß einen Antheil am Lüneburger Salzwerk, gehörte mithin selber zu den Sülzbegüterten.

Als die Stunde gekommen war, begaben sich die Herren Viskule und Stöterogge nach dem Verdener Hof, um dem Legaten unter Vortritt von zwei Rathsdienern die Ehre des Geleites zum Rathhause zu erweisen. Die beiden Kapläne folgten, aber eine Bedeckung durch die gewappneten Knechte, die ihm der Ritter von Boltessen anbot, wies der Legat dankend zurück.

Bürgermeister Springintgut empfing den Domdechanten mit ernster Höflichkeit auf der Schwelle der großen Audienz und führte ihn auf einen für ihn bereiteten Sitz der Rathsversammlung gegenüber, die sich bei seinem Eintritt von den Stühlen erhoben hatte.

Die Verhandlung währte nicht lange. Der Legat erklärte, daß er auf Befehl und mit Vollmacht des heiligen Vaters Papst Nikolaus V. erschienen sei, um vom Rathe die Erfüllung des vom Reichskammergericht gefällten Spruches zu fordern und damit den in ihrem Vermögen gekränkten Prälaten und geistlichen Stiftern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Bürgermeister erklärte, daß der Rath entschlossen sei, sich jenem Urtheilsspruche nicht zu unterwerfen, vielmehr nach wie vor die Hälfte der Sülzeinkünfte von den Prälaten beanspruche und sich übrigens jede Einmischung in das Regiment der Stadt verbitte, wobei er sich auf den Sätebrief der Herzöge Bernhard

und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg aus dem Jahre 1392 berief, der der Stadt volle Freiheit gewährleiste, sich selbst zu regieren. Darauf erklärte wieder der Legat, daß er dann eine Aufforderung an die gemeine Bürgerschaft zur Absetzung des Rathes bei Strafe des großen Kirchenbannes ergehen lassen würde, und knüpfte daran beredte, würdevolle Ermahnungen, daß der Rath doch nicht ein so entsetzliches Unglück über die Stadt kommen lassen möchte, er gäbe ihm zu einer letzten Entschließung vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.

Damit war die Sitzung zu Ende, und der Legat wurde in derselben Weise wieder in seine Wohnung zurückgeleitet, wie er aus derselben abgeholt worden war.

Von der Reichsacht war kein Wort gefallen. Kaiser Friedrich that nichts, dem Spruche seines Hofkammergerichtes Achtung und Geltung zu verschaffen. Deshalb ging Rom zum Schutze seiner geliebten Söhne, der Prälaten, Priester und Mönche, auf eigene Hand vor und hatte auch weit größere Macht dazu, als der Kaiser in Wien.

An diesem Abend waren alle Trinkstuben in Lüneburg bis auf den letzten Platz gefüllt.

Die Kürze der heutigen Verhandlung auf dem Rathhause war wohl bemerkt worden, aber Niemand wußte das Geringste von Inhalt und Verlauf derselben. Desto abenteuerlicher waren die Vermuthungen, die darüber laut wurden und die Gemüther erhitzten. Von Denjenigen, die man außer den verschwiegenen Rathsherren für mehr oder weniger eingeweiht hielt, also Sengstake und Genossen, ließ sich Keiner blicken, und über der Stadt lag eine drückende Schwüle.

Sie dauerte noch am nächsten Morgen. Niemand hatte recht Lust und Ruhe zur Arbeit, man stand müßig vor den Hausthüren, ging zu den Nachbaren oder noch weiter über die

Gasse und versuchte auf jede Weise etwas in Erfahrung zu bringen. Kam ein Bürger aus einer anderen Straße, bog Einer zufällig vielleicht in etwas schnellerem Schritt um die Ecke, so fielen gleich ihrer Mehrere ihn an, um ihn nach Neuigkeiten auszuplündern, die er selber nicht hatte, sondern suchte. Daniel Spörken schien sich heute mindestens zu verdreifachen, denn er war überall zugleich, hatte aber das stadtbekannte Paar Schuhe zu Hause gelassen, denn heute brauchte er nicht nothwendige Geschäftsgänge zu heucheln, heute hatte er ein Recht, o eine Pflicht, zu kundschaften, zu horchen, zu vermuthen, zu berichten. Sein Ansehen war seit einiger Zeit bedeutend gewachsen, seit er, von Sengstake bedient und unterrichtet oder vielmehr abgerichtet, ein tieferes Wissen über mancherlei städtische Dinge verrathen und sich damit ungeheuer wichtig gemacht hatte. Heut aber war er auch nicht klüger als die Andern, die er Alle um Nachrichten anzapfte und von denen Allen er gleichfalls angezapft wurde; beides vergeblich; er konnte ihnen nur die Versicherung geben, daß es eine Thränenwelt sei, was ihnen durchaus nichts Neues aus seinem Munde war.

Immer mehr füllten sich die Straßen. In den Vormittagsstunden bewegte sich eine dichte Menschenmasse auf dem Wege vom Verdener Hof nach dem Rathhause, aber auf diesen vielen Hunderten lastete eine schwere Beklemmung; man sah nur ernste, ängstliche Mienen und hörte nur ein gedämpftes Flüstern und Surren, jede laute Äußerung wurde von Erwartung und Sorge niedergehalten. Welcher Gegensatz zu vorgestern! Welcher fröhliche Lärm und Jubel hatte da dieselben Straßen und Plätze gefüllt, als der glänzende Kopefahrtzug daher gestoben kam, vom jauchzenden Zuruf der Tausende mächtig umbraust. Noch hingen die Zeugen des Festes, die nun welken Kränze an den Häusern, aber an

Stelle der rauschenden Freude herrschte nun eine peinliche Stille.

Als die Glocken elf schlugen, kamen wieder wie gestern die beiden Rathsherren und holten den Legaten mit seinen Kaplänen zu Rathhause. Durch ein tiefes, grausiges Schweigen schritten sie dahin zurück, das um so unheimlicher war, je größer die Menge war, durch deren Mitte sie wandelten. Es machte den Eindruck, als würde der hochwürdige Herr nicht ehrenvoll zu Rathhause geführt, sondern — einen ganz anderen, sehr schweren Weg. Hinter ihnen schlugen die Wogen zusammen, und Alles drängte dem kleinen Zuge nach zum Markte. Etwas lauter ging es dabei wohl her, aber nicht so wie sonst bei sehenswerthen Ereignissen, nur ein dumpf verworrenes Geräusch zahlloser, unterdrückter Stimmen brach sich an den hohen Giebelwänden der Häuser.

Der Rath hatte sich schon etwas früher versammelt, und Bürgermeister Springintgut hielt es für seine Pflicht, den Rathsherren mit kurzen, eindringlichen Worten die Gefahr noch einmal vor Augen zu führen, die sie Alle liefen, wenn sie bei ihrem Entschlusse, nicht nachzugeben, beharrten. Aber Keiner schwankte noch, denn als er sie nun einzeln bei Namen aufrief und um ihre letzte Entscheidung ersuchte, antwortete Einer nach dem Andern vom Jüngsten bis zum Ältesten mit fester Stimme: „Nicht nachgeben!"

„Wohl!" sagte der Bürgermeister, „ich danke Euch, liebe, ehrenfeste, günstige Herren und Freunde! denn das ist auch meine Meinung, mag's mich gereuen oder nicht! Vielleicht wagen wir Gut und Blut, aber die Ehre haben wir gerettet. Herr Viskule und Herr Stöterogge, seid so gut und geleitet den —"

„Pfaffen," brummte Töbing vernehmlich.

„— hochwürdigsten Legaten zu Rathhause."

Die beiden gingen, und bis sie wiederkamen, saßen die Rathsherren schweigend oder flüsterten nur leise mit dem Nachbar, denn Jeder fühlte den schweren Ernst der Stunde.

Als der Legat seinen Platz eingenommen hatte, erhob sich der Bürgermeister und sprach: „Hochwürdiger Herr! auf einstimmigen Beschluß des Rathes vermeld' ich Euch hiermit kraft meines Amtes als erster worthabender Bürgermeister dieser Stadt, daß wir bei unserem Willen beharren und uns dem Spruche des Reichskammergerichts in keinem Punkte fügen wollen."

„Herr Bürgermeister," frug der Legat, „ist das Euer wohlbedachter, letzter Bescheid?"

„Im Namen des hier versammelten vollmächtigen Rathes, ja, Herr Domdechant!"

„Bedenkt es dreimal, hochedle Herren," sprach der Legat, „ehe es zu spät ist. Ihr wißt, was ich dann thue."

„Wir haben's bedacht, hochwürdiger Herr!" erwiederte der Bürgermeister. „Thut oder laßt, was Euch gefällt; jedes weitere Wort wäre verloren."

„So geschehe in Gottes Namen, was Ihr zu hindern nicht Willens seid!" sprach der Legat. „Herr Bürgermeister, seid so gut und laßt das Zeichen zur Versammlung gemeiner Bürgerschaft geben."

Der Bürgermeister winkte dem Stadtschreiber: „Laßt läuten!"

Nikolaus Stoketo ging hinaus. Im Saale herrschte Grabesstille.

Auch draußen auf dem Markte war tiefe Ruhe. Tausende standen dort und blickten zu den Fenstern des Rathhauses empor, als wollten und könnten sie erlauschen, was dort oben gesprochen wurde. Jetzt erklang laut und langsam die große

Glocke, die nur geläutet wurde, wenn die Bürgerschaft zur Anhörung der Eddagsartikel aus der offenen Laube und zum feierlichen Eidschwur auf freiem Markte entboten wurde.

Da ging es wie ein einziger Ruf durch die gesammte Menge: „Die Glocke! die Glocke!" dann war wieder einen Augenblick die tiefste Stille, und gleich darauf erhob sich ein dumpfes Brausen, aus dem kein einzelner Ton zu erkennen war, das aber in gleichmäßiger Stärke die Luft von einem Ende des Marktes bis zum andern erfüllte und die begleitende Grundstimme zu dem ehernen Schall der Glocke bildete, die fort und fort vom hohen Thurme klang.

Irgend eine Entscheidung mußte da oben auf dem Rathhause gefallen sein, die man der Bürgerschaft von der Laube herab verkündigen wollte; aber welche? hatte der Rath gesiegt, oder wollte er abdanken und von den Bürgern Abschied nehmen? Eine zitternde Spannung, wie mit Augen zu sehen, wie mit Händen zu greifen, schwirrte über der aufs Höchste erregten Menge.

Von allen Seiten strömten die Bürger herzu, die nicht schon auf dem Platze waren, und wieder öffneten sich alle Fenster und Luken der Häuser am Markte und wurden von den Bewohnern besetzt, aber frohe Gesichter waren es nicht, die sich heute dort zeigten. Alles ging in guter Ordnung; die verschiedenen Gesellschaften und Gilden hatten nach altem Herkommen ihre bestimmten Plätze auf dem Markte. Die Angehörigen der Geschlechter standen vorn, dem Rathhause zunächst, dann die Amtsmeister und Älterleute, dann die übrigen Bürger und Handwerker, die rechts, jene links, andere in der Mitte. Jeder wußte, wohin er gehörte, und wie er sich nach seinem Standorte durchzuarbeiten suchte, gab es ein Gedränge und Geschiebe, ein Wogen und Wühlen, das von oben gesehen ein fesselndes Schauspiel bot.

Allmählich staute sich die Bewegung und stockte endlich ganz. Die Bürger waren versammelt, die Glocke schwieg, und lautlose Stille trat ein.

Jetzt erschien auf der offenen Laube über dem unteren Bogengange der Legat und mit ihm der gesammte Rath. Legat und Bürgermeister standen in der Mitte der Reihe.

Der Legat nahm aus den Händen eines seiner Kapläne ein Pergament und begann es mit möglichst lauter Stimme vorzulesen. Aber seine Stimme war nicht laut; kaum die Vordersten verstanden ihn. In Folge dessen blieb es nicht ruhig. Wie eine Welle, die sich von einem Gestade zum andern schwingt und denselben Weg wieder zurück nimmt, so kam es vom hintersten Ende des Marktes heran gerollt: „Was sagt er? was will er? was sollen wir?" Immer weiter rückte die Frage vor, immer lauter pflanzte sich das Geräusch fort, aber dort nicht verstummend, wo die Frage vorüber gefluthet war, nicht Ruhe hinter sich lassend und nur nach vorn das Getöse schiebend, sondern auch an seinem Ursprung dauernd und stärker werdend, so daß man bald gar nichts mehr von den Worten des Legaten hörte. Aber die Vordersten hatten doch wenigstens so viel verstanden, daß sie ihren Hintermännern Antwort geben konnten, als die Lesung beendet war. „Wir sollen den Rath absetzen binnen zwölf Tagen bei Strafe des großen Bannes." So klang die Antwort, und nun rollte die Woge denselben Weg zurück über die ganze Breite des Marktes, aber jetzt mit ganz anderer Wucht, immer höher schwellend und brausend, in wilder Brandung an jedes Einzelnen Brust schlagend und ihn in einen Wirbel heftigster Bewegung reißend.

„Was? Bann? Bann um den Rath? Nieder mit dem Rath! Fort mit dem Rath! Absetzen! absetzen!"

„Hoho! Bann? Bann um die Prälaten? die Pfaffen?

Fort mit den Pfaffen! Aus der Stadt mit den Pfaffen! jagt sie fort! hängt sie! der Rath bleibt!"

„Fort mit dem Rath!"

„Fort mit den Pfaffen!"

So tobte es in furchtbarem Aufruhr durch einander, gegen einander; Augen blitzten, Adern schwollen, Fäuste drohten.

Da tönte eine schmetternde Fanfare vom Rathhause her, daß Alles dorthin blickte und sah, wie der Bürgermeister, einen Trompeter neben sich, mit einem weißen Tuche winkte.

Nun glätteten sich die Wogen; gedämpfter, ferner klang das Getöse, zog sich immer mehr nach hinten zurück und verhallte dort in leisem Gemurmel, bis auch dieses endlich verstummte.

Da fing der Bürgermeister Springintgut an zu reden, und diese Stimme kannten sie. Darum verstanden auch drei Viertel der Menge jedes Wort, Andere das Meiste und auch die Letzten wenigstens noch etwas von dem, was er am stärksten betonte. Der Bürgermeister sprach:

„Bürger von Lüneburg! Edle, Ehrenfeste, Liebe, Getreue! Ihr habt vernommen, was Euch der hochwürdigste Legat verkündigt hat. Ihr sollt den Rath absetzen oder in den Bann gethan werden und habt zwölf Tage Bedenkzeit, wofür Ihr Euch entscheiden wollt. Wir haben nach unserer höchsten Redlichkeit gethan, was wir zu Nutz und Wohlfahrt gemeiner Stadt für recht und gut fanden. An Euch ist es nun, zu wählen, ob Ihr Euren Rath schmählich im Stiche lassen oder ob Ihr mit Leib und Leben, mit Ehre und Gut zu ihm stehen wollt in Gedeihen und Verderben. Gehet hin, besinnt Euch, berathet Euch und haltet Euch ruhig bis zur Stunde der Entscheidung. Laßt Euch aber von keinem bösen Feinde in Eurem Wollen und Meinen hindern noch irren. Denket Eurer geschworenen

Eide und handelt wie Männer, die sich nicht fürchten. Bürger, vertrauet uns! Was wir Euch gelobt haben, das wollen wir fest und stete halten, Gott zu Ehren und dem gemeinen Volke zum Nutzen in allen Zeiten."

Sie hatten ihn schweigend angehört und schwiegen auch, als er geendet hatte. Nur eine Stimme rief ziemlich weit vorn aus der Menge: „Nichts da! nieder mit —", das Übrige erstickte in einem gurgelnden Tone, denn eine eiserne Faust hatte den Schreier an der Kehle gepackt, und eine andere, ebenso furchtbare, hob sich vor seinen vortretenden Augen: „Hund! noch einen Muck, und ich schlage Dich auf der Stelle zu Boden!"

Der Schreier war Dalenborg gewesen, und die beiden Fäuste gehörten dem Schmiedemeister Schuttenhelm.

Es war Mittag geworden, und die Gewohnheit, streng und pünktlich nach der allgemeinen Hausordnung zu leben, war so mächtig unter den Bürgern, daß sich die Menge bald zerstreute. Der Eindruck des eben Erlebten war ein zu gewaltiger, und es war zu rasch über sie gekommen, als daß sie sich schon eine klare Meinung hätten bilden, einen Entschluß hätten fassen können, zumal nach der kurzen, kernigen Ansprache des Bürgermeisters, die durchaus nicht wirkungslos verhallt war. Jeder Einzelne fühlte eine Verantwortung, die ihm theils unbehaglich und lästig war, ihm theils aber auch eine gewisse Genugthuung gewährte und ein hohes Selbstgefühl verlieh. Sie hatten es ja lange gewünscht, beim Regiment ihrer Stadt ein Wort mitreden zu können; jetzt ward ihnen dieser Wunsch erfüllt, aber freilich in einer ganz unerwarteten Weise. Wie eine Wetterwolke hing das Verderben über der Stadt Lüneburg, und es war kein Zweifel: ihr Schicksal ruhte jetzt in den Händen der Handwerker; was die Gilden beschlossen, das entschied.

Zweites Kapitel.

Ein Edler Ehrenfester Rath zu Lüneburg verlebte schwere Tage, und es wurden Stimmen in ihm laut, die von Abdankung sprachen. Die Herren sahen ein, daß sie, wenn sie ihre Stühle nicht freiwillig räumten, mit Gewalt davon vertrieben werden würden, denn andernfalls war der Bann unvermeidlich, und den würde die Bürgerschaft nicht lange tragen, sondern dann doch zu dem einzigen Mittel, sich davon zu lösen, d. h. zur Absetzung des Rathes schreiten. Auf der anderen Seite sagten sich die Herren, daß auch ihre Nachfolger, wer immer dieselben sein mochten, aus der tiefen Klemme, in der sie selber saßen, nicht heraus konnten. Die Schulden der Stadt waren zu groß und ließen sich nur durch eine so hohe Steuer, wie der Rath auf das reiche Einkommen der Sülz-begüterten gelegt hatte, allmählich tilgen; wo sollte man sonst das Geld dazu hernehmen, wenn man nicht etwa die theuer erkauften Freiheiten und Gerechtsame der Stadt preisgeben wollte. Zu einem solchen Schritte würde sich aber der jetzt im Eide sitzende Rath nimmer entschließen. Der Bürgermeister Springintgut, der als Haupt der Rathes und der Stadt die verantwortlichste und somit gefahrvollste Stellung hatte, war fest entschlossen, unter allen Umständen bis zum letzten Ende auf seinem Posten auszuharren und flößte damit auch den-

jenigen Rathsherren, die angefangen hatten, bedenklich zu werden, Standhaftigkeit und Muth ein.

Heinrich Viskule, von rechtem Bürgersinn und Liebe zu seiner Stadt beseelt, erbot sich, zur Tilgung der Schulden eine sehr beträchtliche Summe aus seinen Mitteln zu geben, wenn sich auch die anderen Geschlechterfamilien je nach ihrem Vermögen zu einer gleichen Selbstschatzung bereit erklärten. Allein sein edelmüthiges Anerbieten fand sehr geringen Anklang; man wollte auf dem Ohre nicht gut hören und war durchaus nicht geneigt, den eigenen Geldbeutel zu öffnen, nur um den der Prälaten zu schonen. Aus dem Boden Lüneburgs, hieß es, quelle der Reichthum der geistlichen Herren, also könnten sie billig zur Rettung der Stadt aus Schuldennoth einen Theil davon zurück erstatten und behielten dann immer noch genug für sich. So dachten übrigens nicht nur die Geschlechter, sondern auch die Mehrzahl der Bürger und Handwerker, die von dem hochherzigen Vorhaben Viskule's Kunde erhielten und ihm seine große Opferwilligkeit nicht vergaßen.

Unter der hohen Geistlichkeit der Stadt waren einige wohldenkende, friedlich gesinnte Männer, die mit den Geschlechtern in freundschaftlichem Verkehr standen; so der Abt Ludolf von Hitzacker und der Propst Leonhard Lange. Diese suchten zwischen dem Bürgermeister und dem päpstlichen Legaten zu vermitteln und erbaten von letzterem wenigstens Aufschub des angedrohten Bannes. Da sie aber bestimmte Vorschläge, die beide Theile befriedigt hätten, nicht machen konnten, so richteten sie beim Bürgermeister so wenig etwas aus wie beim Legaten, der sich mit dem Befehle seines höchsten Herrn, des Papstes, deckte. Dabei kam es aber zu Tage, daß die heftigsten Kläger, die unerbittlichsten Verfolger des Rathes die Domherren zu Lübeck waren, die allerdings einen sehr bedeutenden An-

theil an der Lüneburger Sülze besaßen. Daß man gerade in Lübeck, der Hauptstadt der Hansa, mit der Lüneburg im lebhaftesten Handelsverkehr stand, so grimmige Feinde hatte, war man sich nicht vermuthet, und dieser Umstand ließ bei der Macht und dem Einfluß des Lübecker Domkapitels das Schlimmste in Bezug auf eine Verhansung Lüneburgs befürchten. Neben dem Lübecker waren die schärfsten Gegner des Rathes die Domkapitel zu Hamburg, Verden und Braunschweig und die Klöster Riddagshausen, Eutin, Reinfelde, Ramelsloh, Hiddensee, Harsefeld, Dobberan, Michaelstein und Walkenried, die noch eine große Zahl anderer Klöster und Stifter hinter sich hatten. Auch der herzogliche Vogt in Lüneburg, Herr Johann Niebuhr, übrigens nichts weniger als ein Freund des Rathes, machte dem Bürgermeister, angeblich im Auftrage des Herzogs, Vorschläge und Andeutungen, wie die Unterstützung des Landesherrn zu gewinnen sei. Allein gerade diese Unterstützung und Vermittlung war dem Bürgermeister am ungelegensten und verdächtigsten, und da dieselben nur auf die Veräußerung von Freiheiten und Besitzthümern der Stadt hinausliefen, so wies er sie schroff zurück.

Die nächst große Verantwortlichkeit nach der des Bürgermeisters lag auf den breiten Schultern Gotthard Henneberg's. Sein Haus wurde fast nicht leer von Besuchern, die alle kamen, seine Meinung zu hören und die er alle mit der bestimmten Erklärung abfertigte: „Ich stehe in allen Stücken zum Rath, mag kommen, was will, und wer kein eidbrüchiger Verräther sein will, der macht es ebenso.“ Mit den Amtsmeistern der anderen Gilden hatte er lange Berathungen, und welche von ihnen nicht zu ihm kamen, zu denen ging er. Etliche standen ihm redlich bei zu Gunsten des Rathes, mit Anderen gab es harten Kampf, ohne daß eine Einigung er-

folgte. Mit Hesterwegen, Vogelsang, Regenstörp und Dörgerloh, den Amtsmeistern der großen Gilden der Schuster, Schneider, Knochenhauer und Bäcker, war wenig anzufangen, sie waren mehr gegen den Rath als für ihn, und wollten abwarten, was ihre Werkbrüder beschließen würden; Einer steckte sich gern hinter den Andern. Der Brauer Rokswale wollte nicht recht mit der Sprache heraus; eigentlich stand er auf Seiten des Rathes, aber — er mochte gar zu gern selber Rathsherr werden. Die meisten Handwerker schwankten hin und her, und immer schien ihnen derjenige Recht zu haben, der ihnen gerade seine Meinung auseinander setzte und sie zum Anschluß an dieselbe aufforderte. Alle brannten auf Abhaltung von Morgensprachen, die Meister Gotthard aber sämmtlich bis kurz vor Ablauf der Entscheidungsfrist verschoben haben wollte. Er hoffte im Stillen, daß bis dahin der gute, treue Sinn sich in der Bürgerschaft noch befestigen würde, und wenn die Morgensprachen alle zu gleicher Stunde stattfanden, so konnte das böse Beispiel einer oder einiger abtrünniger Gilden nicht ansteckend wirken.

Damit drang er auch endlich durch. Nur Einer ließ sich zu dem Aufschub nicht bewegen, und dieser Eine war Gotthard's alter, lieber Freund Hans Laffert, der Amtsmeister der Goldschmiede. Er war der Meinung, daß die Morgensprachen der unzuverlässigen Gilden allerdings soweit wie möglich hinausgeschoben werden müßten, um ihre Meister noch zu Gunsten des Rathes bearbeiten und bekehren zu können, aber die sicheren und rathstreuen, wie die Goldschmiedegilde eine wär, müßten durch ihre sofortige Abstimmung den anderen mit gutem Beispiel vorangehen und dem Rathe sowohl wie dem Legaten so schnell wie möglich beweisen, daß Ersterer keineswegs einsam und von der Bürgerschaft verlassen dastünde. So hielt er denn

schon wenige Tage nach der Aufforderung des Legaten an die Bürgerschaft Morgensprache ab und lud auch seinen Wetteherrn im Rathe pflichtschuldigst dazu ein. Dieser erschien begreiflicher Weise nicht, aber Hans Laffert hatte die Freude, daß sämmtliche Kumpane seiner Gilde sich für den Rath entschieden. „Die Goldschmiede! natürlich!" höhnten ihre Gegner, „wie sollten die wohl anders stimmen, die fortwährend Aufträge für des Rathes Silberzeug haben und kaum so viel Gold und Geschmeide liefern können, wie ihnen die reichen Geschlechter abkaufen und bestellen, die haben gut rathstreu sein!"

Rühriger aber als die Freunde des Rathes waren seine Feinde. Abschriften der päpstlichen Bulle, die der Legat von der Laube herab verlesen hatte, waren an allen Kirchthüren angeschlagen, und immer war ein Geistlicher oder ein Mönch bei der Hand, sie den des Lesens Unkundigen zu vermitteln. Zum Schluß knüpften sie dann stets Bemerkungen daran wie: „Nun wißt Ihr doch wohl, was Ihr zu thun habt. — Die Wahl wird Euch wohl nicht schwer werden. — Ihr werdet doch des Rathes wegen nicht den Bann auf Euch nehmen, Euch nicht aus der Christenheit ausstoßen und der ewigen Seligkeit berauben lassen wollen" u. s. w. Das verfehlte seine Wirkung nie. Kam zufällig einmal ein Anhänger des Rathes dazu, so verbot er dem Hetzer wohl den Mund, aber dann gab es einen mehr oder minder heftigen Wortwechsel, der hie und da selbst in Thätlichkeiten ausartete. Ein gruseliges Ding ward die Bulle genannt und ein Bann, so schwer, wie er selbst über Heiden und Juden niemals verhängt wäre.

Dalenborg und Sengstake waren von früh bis spät auf den Beinen, Tags über in den Werkstätten herum, Abends in den Trinkstuben. Schritt vor Schritt suchten sie das Feld zu erobern; mit den ihnen ganz sicheren Handwerksmeistern

.ngen sie an, gingen dann zu den noch schwankenden über und so immer weiter, immer weiter, sich endlich auch an die gern rathstreuen heranwagend mit allen Künsten und Listen schmeichelnder Überedung und unablässig bohrender Maulwurfsarbeit. „Wir hatten die Sache schon so hübsch im Zuge,“ sagten sie zu den Meistern, „hatten die Gesellen schon alle auf unsere Seite, Ihr hättet Euch nur zum Schein auf Verhandlungen mit ihnen einzulassen brauchen, so hätten wir sie alle am Schnürchen gehabt, und zu welchem Zwecke, das brauchen wir Euch doch wohl nicht erst noch auseinander zu setzen. Wäre nur der großmäulige Böttcher nicht dazwischen gekommen, so hättet Ihr jetzt tausend und aber tausend gesunde Fäuste hinter Euch, alle bereit mit Euch gegen den Rath zu ziehen. Wir beide haben es nun allein büßen müssen, was wir für Euch, und nur für Euch im Werke hatten.“ Zu den Gesellen aber sagten sie: „Seht Ihr's denn nun ein, daß wir's gut mit Euch meinten? Jetzt könntet Ihr bei den Meistern Alles durchdrücken, was Ihr wolltet, weil sie Euch brauchen, Euch gar nicht entbehren können. Nun seid gescheut und helft ihnen jetzt gegen den Rath, und daß sie es Euch nachher danken werden, danken und lohnen, dafür laßt nur uns sorgen. Also nicht wahr? es bleibt bei der Absprache, Ihr geht mit uns, und wenn's zum Klappen kommt, so zählen wir auf Euch, es soll Euch nicht gereuen!“

Wie sie unter den Meistern immer mehr Gefolgschaft gewannen, so sagten ihnen auch viele Handwerksknechte ihren Beistand wieder zu, und außerdem hatten sie jetzt noch einen sehr werthvollen Helfershelfer in Ulrich Schupper, dem Bruder des Propstes von Lüne. Dieser besaß weder die rücksichtslose Thatkraft Dalenborg's noch die abgefeimte Schlauheit Sengstake's, aber dafür hatte er etwas Gewandteres und Gewinnenderes in

seinem Wesen und ein ebenso bodenloses Gewissen. Als des Propstes Bruder war er stets von den Plänen und Maßnahmen der Prälaten gegen den Rath aufs Beste unterrichtet, und da er früher schon einmal, weil aus einer einst angesehenen Familie stammend, im Rathe gesessen, sich aber mit den übrigen Rathsmitgliedern nicht vertragen hatte, so glaubte er nicht mit Unrecht, die größte Anwartschaft auf einen der bald erledigten Rathsstühle zu haben. Er hatte sich bisher mehr im Hintergrunde gehalten, trat aber jetzt mit seiner Rathsfeindschaft offen hervor, um sich den Bürgern zu zeigen und als ein in den Rath zu Berufender zu empfehlen. Darum hetzte und handelte er nun so keck und verwegen wie die beiden Anderen und fand dabei mehr Vertrauen unter den Bürgern als jene. Dem Amtsmeister der Mültergilde, Rokswale, schmeichelte er als dem Haupte des ersten und größten Amtes in Lüneburg mit der unfehlbar sicheren Aussicht auf einen Sitz im neuen Rathe und stachelte ihn auf, sich doch nicht von Henneberg ins Schlepptau nehmen zu lassen, sondern selbständig zu handeln. Mit ähnlichen Vorstellungen machte er sich auch an die anderen Amtsmeister und pries überall seinen Freund Dalenborg als den einzig möglichen Retter der Stadt, von dem alles Heil der Zukunft zu erwarten wäre, wenn der an die Spitze der Verwaltung käme. Dalenborg lohnte ihm das mit demselben Dienste. Es war ein zwischen beiden abgekartetes Spiel; Einer hob und schob den Anderen, damit sie beide empor kämen.

Meister Gotthard rang trotz seines entschlossenen Muthes im Stillen mit schweren Sorgen, was ihm die Seinigen wohl anmerkten. Sie thaten Alles um ihn aufzuheitern und vermieden Alles, was ihm im Hause irgendwie Kummer oder Verdruß bereiten konnte, selbst Arnold benahm sich rücksichtsvoller denn je. An eine Flucht mit Ursula dachte dieser jetzt

nicht, sondern wollte die Entwickelung der Dinge abwarten, ob sie nicht vielleicht eine seinen Wünschen günstige Wendung nähmen. Auch Meister Gotthard sah das Bestreben der Seinigen, ihm die Sorgen möglichst zu verscheuchen, und dankte es ihnen ohne Worte, war mild und freundlich gegen sie. Einmal in Abwesenheit von Frau und Tochter ging er heimlich in seine Rüstkammer hinauf, wie er den Raum nannte, wo er seine kleine Waffensammlung bewahrte. Dort hielt er Musterung, prüfte, ob die Klingen nicht in den Scheiden festgerostet und ob Riemen und Schnallen an Harnisch und Wehrgehenken in gutem Stande wären; es könnte ja sein, daß er nächstens sich und seine Söhne wappnen und vielleicht noch diesem oder jenem Freunde mit einem redlichen Gewehr aushelfen müßte. Es war Alles in bester Ordnung; befriedigt von der Waffenschau ging er wieder an seine friedliche Arbeit, stellte sich an die Fügebank und hobelte Dauben.

Eine ähnliche, theils kriegerische, theils sorgenvolle Stimmung herrschte jetzt in allen Häusern Lüneburgs. In Kopf und Brust manches Einwohners regte sich der Ehrgeiz, träumte die Hoffnung, nagte die Begierde nach Vortheil und Förderung, und in einigen wenigen saßen Gift und Galle, Rachsucht, Haß und Bosheit und brüteten über Unthaten und Verrath.

In einem Hause aber ging es wunderlich zu, — in Daniel Spörken's Löwengrube. Frau Gesche, geborene Mushund, war eine große Feindin des Rathes, dieses Rathes wie jedes folgenden, und wenn einer aus lauter Engeln bestehend vom Himmel herunter gekommen wäre; aber ebenso höchst unzufrieden würde sie gewesen sein, wenn es gar keinen Rath in Lüneburg gegeben hätte. An allen Menschen und an allen Dingen hatte sie etwas zu tadeln und zu mäkeln, und Schmählen und Zanken war ihr zur zweiten Natur geworden; sie schalt auf

Gott und die ganze Welt ohne immer zu wissen warum. Bösartig und schlecht war sie eigentlich nicht zu nennen und besaß auch nicht mehr Neid, als eine kinderlose Schustersfrau von ihrem Schlage allmählich in sich hineinschluckt. Aber sie steckte voller Launen und Schrullen, war bissig und kratzbürstig. Woher sollte ihr Haus auch sonst den Namen Löwengrube erhalten haben? Daniel war kein Löwe. Während der verhängnißvollen Tage befand sie sich in einer fast krankhaften Erregung und konnte die Zeit nicht abwarten, bis irgend etwas Gewaltsames, Unerhörtes in Lüneburg geschehe, worauf sie wieder weidlich schimpfen konnte. Sie gönnte es sämmtlichen Rathsherren, daß sie gestürzt, ihretwegen auch eingesperrt, gefoltert, gehängt, geköpft, gerädert würden, aber sie gönnte keinem Menschen an Stelle eines der Abgesetzten zu treten. Sie war wüthend, daß die Prälaten das Geld zurück verlangten und die Hälfte ihres Einkommens oder auch das ganze nicht für die Stadt hergeben wollten; aber noch wüthender wäre sie geworden, wenn man zur Deckung der Schulden einen Pfennig von ihr gefordert hätte. Sie freute sich darauf, wenn der Sülfmeister und seine Anhänger in dem Kampfe schmählich unterliegen würden, aber sie ergrimmte auch bei dem Gedanken, daß dann Dalenborg und Sengstake oder Hesterwegen und Dörgerloh ans Regiment kommen könnten. Sie war die Feindin von allem Bestehenden und Werdenden, war ganz Löwin, der man ein Junges nehmen will, und hatte doch nicht einmal ein Junges.

Timmo dagegen war kreuzfidel. Ihm war es ganz gleichgültig, wer oben in der großen Audienz des Rathhauses oder unten im steinernen Weinfaß und in den festen Thürmen saß, wenn er es nur nicht war; und ebenso gleichgültig war ihm, wer die Schulden der Stadt bezahlte, denn hierbei war er ganz

sicher, daß er es nicht that. Er freute sich unsäglich auf den Austrag der Sache und auf Tumult und Kampf, wenn auch ein oder anderer Hieb ihn selber dabei treffen sollte. Sein Bischen Leben würde man ihm ja hoffentlich lassen, und außerdem hatte er nichts zu verlieren, nichts, gar nichts. Also nur los! warum sollte er nicht vergnügt sein?

Mit Daniel Spörken war in den letzten Tagen eine auffallende Veränderung vorgegangen, zu der seinen Angehörigen im Hause jeder Schlüssel fehlte. Er war stets unterwegs und gab sich die größte Mühe, gegen Jedermann nicht nur den höflichen, sondern auch den klugen und bedeutenden Bürger zu spielen. Er warf mit ganz neuen, hochtönenden Redensarten um sich, sprach bald von Brauch und altem Herkommen und Schuldentilgungsplänen, bald von Concordien und Ordinantien, Handwerksrollen, Willküren und Beliebungen, bald von Eddagsartikeln und von der Stadt Freiheit, Obrigkeit, Ehre, Recht, Gewalt und Herrlichkeit, daß die erstaunten Lüneburger ihren gutmüthigen Allerweltsschuster gar nicht wieder erkannten. Wenn er aber zufällig mit Niemand sprach, sondern allein ging, so bewegten sich seine Lippen im Selbstgespräch, oder er blieb plötzlich in tiefen Gedanken auf der Straße stehen wie Sokrates und nahm danach eine stolze Haltung und einen würdevollen Schritt an, aus dem er freilich immer sehr bald wieder in seinen gewöhnlichen Schustertrott verfiel mit den Armen fechtend und mit dem Kopfe schüttelnd. Zu Hause bei der wenigen Arbeit, die er überhaupt noch verrichtete, war er oft ganz geistesabwesend, machte Vieles dabei falsch und dumm, saß minutenlang auf seinem Schemel ohne eine Hand zu rühren, stierte auf sein Schuhwerk unter dem Knieriemen ohne etwas zu sehen, warf es dann heftig und verächtlich zu Boden, sprang auf, machte ein paar lange Schritte hin und her und lief plötzlich wieder

fort in die Stadt. Frau Gesche ward es dabei ganz unheimlich. Als sie ihn einmal anknurrte: „Mann, was ist mit Dir? bist Du verrückt geworden?“ antwortete er: „Stille, stille, Gesche! nur Geduld! nur Geduld! wirst's schon sehen! es ist — —“

„Was?“ frug sie, „'ne Thränenwelt?“

„Nein, nein! — 'ne große Sache; laß nur, kommt schon! kommt schon!“

Fort war er wieder, und die anderen Drei in der Werkstatt schauten sich verblüfft an. Hans reckte sich lang empor, spitzte das Maul und riß die Augen unmenschlich weit auf, den höchsten Grad gespanntester Verwunderung ausdrückend.

„Wirst Du klug aus dem Menschen?“ sagte Gesche zu Timmo.

„So recht nicht, Meisterin,“ erwiederte Timmo. „Der Meister muß sich was zu Herzen genommen haben, oder er will in der Morgensprache eine große Rede halten.“

„Na, da werden sie ihm schön heimleuchten,“ lachte Gesche.

Timmo wußte wirklich nicht, wo seinem Meister der Schuh drückte, obwohl er jetzt dessen volles Vertrauen besaß und die beiden sich Alles mittheilten, was sie bei der Seele hatten. Timmo beschloß, dem Meister auf den Zahn zu fühlen und ihm das Geheimniß seines seltsamen Wesens zu entlocken.

Als sie einmal beide allein waren, — Gesche war auf den Wochenmarkt gegangen, um etwas einzukaufen, und Hans war ausgeschickt worden — wollte Timmo die Gelegenheit wahrnehmen und sann darüber nach, an welchem Ende er das Ding anfassen könnte. „Es ist eine große Sache,“ hatte der Meister gesagt; was für eine große Sache konnte das denn sein? etwa eine Verschwörung der Meister? mal sehen! und er fing an: „Meister, das lange Hin- und Herreden, das Wanken und Schwanken gefällt mir nicht, damit erreicht Ihr

nichts. Ihr Meister solltet Euch alle heimlich zusammenthun, einen raschen Entschluß fassen und den eines schönen Morgens zur Ausführung bringen, ehe der Rath mal recht ausgeschlafen hat."

„Dummes Zeug!" sagte Daniel, „wozu denn Hinterlist und Heimlichkeit, wenn man Alles frei und offen betreiben kann? Sollen wir Meister etwa bei nachtschlafender Zeit auf grüne Haide gehen wie Ihr junges Gesellenvolk? wir denken nicht daran."

So! also mit der Meisterverschwörung war es nichts; aber vielleicht mit der großen Rede in der Morgensprache. Und Timmo fing nach einer Weile wieder an: „Meister, wenn Ihr nun nächstens Morgensprache haltet, so solltet Ihr es Euren ehrbaren Werkbrüdern mal ganz gehörig sagen, was Ihr Euch von diesem Rath habt Alles gefallen lassen müssen und daß das inkünftig doch anders werden muß. Meint Ihr nicht?"

„Wozu denn da noch viel reden?" sagte Daniel. „Darüber sind wir ja schon lange einig, daß das nun Alles ganz anders kommen muß. Und das wird es auch," fügte er mit einem Feuerblick auf seinen Gesellen hinzu, „wenn nur da oben erst die rechten Männer im Rathe sitzen!"

Die rechten Männer? die rechten Männer! — „Ja, ja," sprach Timmo, „Sengstake ist ein geschickter und gescheuter Mann und vieler Dinge kundig, und Dalenborg hat Haare auf den Zähnen und weiß, was er will."

„Ach was Sengstake, Dalenborg!" sagte Daniel ärgerlich, „nun meinetwegen ja, die werden schon dafür sorgen, daß sie da oben einen Platz finden. Aber ich meine noch andere Leute, Männer, die etwas vom Handwerk verstehen, die Handwerks Gebrauch und Gewohnheit kennen und die in der Bürgerschaft angesehen und beliebt sind." Dabei warf er den Hammer so heftig auf den Werktisch, daß Alles darauf klang und klirrte,

und stemmte beide Arme in die Hüften wieder mit dem Blicke eines Helden und Siegers.

In Timmo dämmerte jetzt ein Verdacht auf, der ihm im ersten Augenblicke des Bewußtwerdens einfach verrückt vorkam, im nächsten aber wie eine Offenbarung vor ihm stand. Herr du meines Lebens! dachte er, ist es denn menschenmöglich? der Meister will in den Rath! Daniel Spörken will Rathsherr werden! — Das mußte er genauer wissen.

„Da habt Ihr ganz Recht, Meister!“ sprach er, „Handwerker müssen in den Rath; alle Gilden müssen durch ihre Amtsmeister vertreten sein; das ist ein großer Gedanke!“

„Alle Gilden ist nicht nöthig,“ erwiederte Daniel, „nur einige von den größten, die Brauer, Böttcher, Bäcker, Schneider und — und die Schuhmacher.“

„Haha! — Haha! — jawohl! — natürlich!“ Timmo wandte kein Auge mehr von seinem Meister; ihm war, als ob sich vor Lachen jedes Haar an ihm krümmte; aber er blieb ernsthaft.

„Und dann,“ sagte Daniel etwas zögernd, „warum denn gerade die Amtsmeister? müssen es denn durchaus die Amtsmeister sein?“

„Nein! — nein! — bewahre!“

Es war richtig. Timmo legte das Arbeitszeug bei Seite und stand auf, langsam, feierlich. Er schritt auf den Meister zu, wischte sich die Hand an der Schürze ab, erhob sie dann wie segnend, legte sie fest auf Daniel's Schulter und sagte: „Meister, wollt Ihr ein ruhiges, vernünftiges Wort von Eurem treuen Knechte hören, der Euch kennt und ehrt wie kein Anderer? — Meister, Ihr müßt Rathsherr werden!“ Er hielt die linke Hand hinter sich und drückte sich die Nägel ins Fleisch, sonst wäre er jetzt losgeplatzt.

Daniel ging es sanft und glatt wie Oel hinunter, und ein süßer Kitzel rieselte ihm über den Rücken hinab. Auch er erhob sich, reichte seinem Gesellen die Rechte und sprach gerührt: „Timmo! — Siehst Du, Timmo, brave Seele! Freund und Bruder! das freut mich von Dir, daß Du das auch sagst, daß Du mich verstehst und — und —“.

„Schweigt stille, Meister!“ sprach Timmo, „Ihr macht mir das Herz weich. Ich fühle ganz, fühle Alles mit Euch. Wir zwei, wir verstehen uns, Meister!“

„Ja! ja, Timmo! — Timmo! Wir verstehen uns,“ sagte Daniel. „Wie schön, wie schön, wenn sich zwei Menschen wie ich — wie wir —“ Er konnte nicht weiter sprechen und schüttelte Timmo immerfort die Hand. Die beiden standen sich gegenüber, als hätten sie eben in Frieden und Freundschaft das Weltall oder ihr letztes Hemde unter sich getheilt.

„Meister!“ rief Timmo, „zählt auf mich! was ich vermag, das geschieht! Und wenn Ihr Rathsherr seid, dann denkt an mich!“ Und immer noch wedelten sie beide mit den fest ineinander geschlungenen Händen. Leider kam in diesem großen Augenblick der dumme Junge der Hans zurück und machte dem erhabenen Auftritt ein Ende.

Meister und Gesell setzten sich wieder an ihre Arbeit. Daniel legte mit bedeutsamem Blick den Finger auf den Mund und sagte: „Aber —!“

„Na!“ machte Timmo.

„Besonders Gesche!“

„Oh!!“

Jetzt war Timmo in seines Meisters grübelndes Geheimniß eingeweiht, und dieser Spaß ging ihm über alle Späße. So etwas hatte ihm nur noch gefehlt, um seine Lust an den kommenden Ereignissen zu einer unübersteiglich großen zu machen.

Mit welcher diebischen Freude dachte er an alle die Dummheiten, die Daniel machen würde, um Rathsherr zu werden! „Meister, — ich hätte bald gesagt, Herr Rathsherr!" sprach er leise, „ich bin zu ergriffen, um jetzt arbeiten zu können und lade Euch ganz freundlich ein, mit mir bei der Mutter Hombrok'schen einen Krug Eimbecker zu trinken auf gute Verrichtung."

„Bist ein guter Mensch," sagte Daniel, „komm!" Und sie gingen.

Als Gesche nach Hause kam, weder Meister noch Gesellen vorfand und von Hans erfuhr, wohin sie gegangen waren, sagte sie kopfschüttelnd: „Jetzt sind sie alle beide verrückt geworden; aber wovon? Das muß ich herauskriegen vom Einen oder vom Anderen, und wehe dem, der mir etwas vorflunkert!"

Drittes Kapitel.

Der Bürgermeister Johann Springintgut befand sich auf- und abschreitend, wie es in Augenblicken einer Gemüthsbewegung seine Gewohnheit war, in dem sehr behaglichen Wohngemach seiner Familie, und seine Gattin saß mit der vierzehnjährigen Tochter Christine auf einem erhöhten Fenstersitz. Die Ungewißheit der nächsten Zukunft mit allen Hoffnungen im günstigsten und allen Befürchtungen im schlimmsten Falle bildete den Inhalt ihres Gesprächs. Er hatte seiner Frau den Vorschlag gemacht, mit den Kindern nach Hamburg zu ihren Verwandten zu gehen und dort so lange zu bleiben, bis das Unwetter in Lüneburg vorüber sei. Sie hatte ihm dagegen auf das Bestimmteste erklärt, jetzt unter keinen Umständen von seiner Seite weichen zu wollen. „Aber unser Silbergeräth, Johann, alle Kleinodien und was Du an Geld und Geldeswerth entbehren kannst, solltest Du dorthin schicken," sprach sie, „es wäre dort sicherer als hier."

„Darum ist mir nicht bange," entgegnete er, „aber um Dich sorge ich mich. In den stürmischen Tagen, die wohl kommen werden, können leichtlich Dinge geschehen, die ein Frauenherz schwerer überwindet als unsereins, und damit möchte ich Euch verschonen."

„Was Du zu tragen hast, Johann, das tragen wir mit," sagte die Frau; „nicht wahr, Christine?"

„Alles, Mutter!" sprach Christine, „bitte, bitte, lieber Vater, laß uns bei Dir bleiben!"

„Wenn Ihr es durchaus so wollt," erwiederte Spingintgut; „aber ich sehe es ungern. Ich würde mich freier und stärker fühlen, wenn ich Euch wohlgeborgen wüßte."

„Fürchtest Du wirklich so Schlimmes? fürchtest Du einen Aufstand?"

„Mathilde," sprach er, „wer kann das wissen! die Gemüther sind erregt; unsere Feinde mehren sich und hetzen und wühlen ohne Unterlaß. Ich wollte, die Stunde der Entscheidung wäre da; diese Ungewißheit ist mir gräßlich. Entweder — oder! meinetwegen Kampf auf Leben und Tod! nur Entscheidung!"

„Johann!" rief die Frau, sprang auf und umschlang den Gatten, als wollte sie ihn halten und schützen; auch Christine schmiegte sich angstvoll an den Vater. „Auf Leben und Tod? steht es so?" Eine Thräne glänzte ihr im Auge.

„Nun, nun!" beruhigte er sie, „so ein Wort ist noch kein Schwertschlag; ich meinte ja nur — ich meinte nur einen Kampf mit Meinungen und Worten."

„Johann, Du verbirgst mir etwas!" rief sie und umfing ihn noch fester. „Laß uns fliehen, Johann! wohin Du willst, nur daß wir bei einander bleiben."

„Mathilde!"

„Mit Dir will ich Alles tragen, Alles, auch den Bann! aber ohne Dich kann ich nicht leben, es ist mir undenkbar!"

Er drückte sie heftig an sich und suchte ihr seine eigene tiefe Bewegung zu verbergen. Dann küßte er sie heiß und innig und machte sich schnell aus ihren Armen los; er hatte seine Selbstbeherrschung wieder. „Ein Bürgermeister von Lüneburg fliehen?!" rief er lachend, „und eine Bürgermeisterin,

eine Witzendorf sich fürchten? Christine lache doch mit! lache Mütterchen aus!"

Mutter und Tochter lächelten unter Thränen und blickten ihn mit unsäglicher Liebe an.

„Siehst Du's nun ein, daß wir bei Dir bleiben müssen?" frug Frau Mathilde. „Fern von Dir würden wir in Angst um Dich vergehen."

„Ja! Ihr bleibt hier!" rief er ganz fröhlich, „wir halten zusammen aus und nehmen hin, was kommt!"

„Alles!"

Er hatte mit dem einen Arm die Frau, mit dem anderen die Tochter umfaßt und drückte sie beide an sich. Da kamen ihre zwei Söhne von zwölf und zehn Jahren aus der Klosterschule von Heiligenthal.

„Wo kommt Ihr denn so spät her?" frug der Bürgermeister.

„Wir waren eine Stunde eingesperrt," antwortete Barthold, der Ältere.

„So? warum denn?"

„Wir haben uns geprügelt."

„Was? geprügelt habt Ihr Euch?" frug die Mutter.

„Ja, Vater," rief Kurt, der Jüngere, „wir haben uns tüchtig gehauen, und morgen hauen wir uns wieder."

„Oho!"

„Ja! aber nicht in der Schule; draußen vor dem Lüner Thore, da spielen wir Rathmannen und Gilden."

„Ach, das ist ja wunderhübsch!" lachte der Vater, „Ihr seid doch natürlich Rathmannen?"

„Versteht sich! Barthold ist Bürgermeister."

„So! der hat wohl die meisten gekriegt?"

„Ich glaube, ja!" erwiederte Barthold, „aber morgen wird's anders."

„Wer hat denn das schöne Spiel angefangen? die Rathmannen oder die Gilden?"

„Die Gilden, Vater! die Gilden!" riefen beide Jungen zugleich.

„Aha! aber warum denn?"

„Sie haben uns geärgert," sprach Barthold.

„Ja, sie haben uns geärgert," wiederholte Kurt, „vor ein paar Tagen schon."

„Womit haben sie Euch denn geärgert?"

Darauf schwiegen die beiden gesunden, rothwangigen Blondköpfe, die sich wie ein Paar Zwillinge ähnlich sahen, nur daß Barthold einige Zoll größer war als Kurt.

„Nun? heraus damit!" mahnte der Vater.

„Thomas Dörgerloh sagte, sie wollten Dich absetzen" sprach Barthold schüchtern mit niedergeschlagenen Augen.

„Ja, und sie wollten uns Alle zur Stadt hinausjagen, sagte Martin Regenstörp, und dann kriegten wir noch mehr Haue," vervollständigte Kurt, der von den beiden Jungen der munterste und drolligste war.

„Und das habt Ihr Euch nicht gefallen lassen."

„Nein, da haben wir sie gehauen, ich und Hermann Dassel."

„Und ich und Moritz Brömbsen auch."

„Und Fricko Vogelsang schimpfte uns Salzjunker."

„Und da hat ihn Stephan Garlop gehauen; das war neulich schon, und nun geht's alle Tage so, aber heute war's am tollsten, da kamen noch Andere dazu, immer mehr, und da haben wir so lange gekämpft, bis der Pater regens dazu kam."

„Aber morgen Nachmittag vor dem Lüner Thore, Huida! die Jungens, die sollen mal Haue kriegen, die Gilden!" rief Kurt augenfunkelnd.

„Untersteht Euch!" sprach Frau Mathilde, „Ihr geht mir nicht aus dem Hause!"

„O Mutter, da müssen wir hin!" rief Barthold.

„Ich will Euch mal was sagen, Jungens," sprach der Bürgermeister. „Die Sache hat ihren Haken. Wenn sich Rathmannen und Gilden hauen wollen, so überlaßt das Euren Vätern, die werden das besser besorgen als Ihr, wenn es nöthig ist. Ich werde morgen Nachmittag den Frohn mit dem Büttel vor das Lüner Thor schicken, damit der Eine die Herren Rathmannen und der andere die Herren Gilden bei den Ohren nimmt, wenn Ihr das schöne Spiel wieder anfangt, verstanden?"

Die Jungen seufzten und sahen sich traurig an. „Wozu sagst Du's auch!" warf der Ältere dem Jüngeren vor.

„Ob Ihr mich verstanden habt, frag' ich!" wiederholte der Bürgermeister, faßte jeden seiner beiden hoffnungsvollen Sprößlinge an einem Ohre und sprach langsam, bei jeder Silbe ihre Köpfe sanft gegen einander stoßend: „Ihr — sollt — Frie — den — halt — ten! Habt Ihr mich nun verstanden?"

„Ja, ja!" riefen die Jungen und sprangen lachend davon.

„Was man mit den Rangen für Noth hat! nicht wahr, Stine?" lächelte er und band die beiden langen Zöpfe seiner Tochter ihr unter dem Halse fest zusammen; sie griff nach seinen Händen, und er küßte sie auf die frischen, rothen Lippen, wahre Rosenknospen in dem noch kindlichen Mädchengesicht.

„Siehst Du, Johann," sagte die Bürgermeisterin, „das ist das Vorspiel; Gilden und Rathmannen!"

Er lächelte: „Ich sprach gestern den Sülfmeister, Mathilde, und frug ihn: Was sagt Eure Frau? Nichts, erwiederte er, sie kennt ihren Mann, und so lange sie mich ruhig sieht, ist sie es auch. Ich weiß, Du liebst ihn nicht, Mathilde; aber

wenn Du dem Mann in die Augen sähest, so würdest Du getrost sein; er ist die lebendige Kraft und Treue."

„Nur Eine ist Dir treu, Johann, und das bin ich!" sprach sie und drückte ihm die Hand.

„Ängstige Dich nicht, Liebe!" erwiederte er, „ich hoffe, wir genießen noch glücklichere Tage zusammen, als diese sind."

In Sankt Marien fing es an zu läuten, und augenblicks lagen wieder finstere Schatten auf des Bürgermeisters Antlitz.

Das Glockenläuten in Sankt Marien bedeutete den Beginn eines außerordentlichen Gottesdienstes, wie er auf Anordnung des Domdechanten jetzt täglich abwechselnd in allen Kirchen stattfand. Es ward dabei eine Messe gelesen, eine kurze Predigt gehalten und um Erhaltung von Frieden und Eintracht in der Stadt und um Erleuchtung des Rathes und der Bürgerschaft gebetet, daß sie den Willen Gottes — soll heißen des Papstes und der sülzbegüterten Prälaten — erkennen und sich ihm beugen möchten, auf daß sie nicht ihr Seelenheil verscherzten und der ewigen Verdammniß verfielen.

Diese Gottesdienste wurden, namentlich von dem weiblichen Theil der Einwohnerschaft, fleißig besucht, zumal es sich leicht ereignen konnte, daß sie für längere Zeit die letzten waren, denn während eines über die Stadt verhängten Bannes sollten alle gottesdienstlichen Verrichtungen eingestellt werden. Die gewandtesten Redner wurden auf die Predigtstühle geschickt, und ihre flehentlichen Ermahnungen, ihre lebendigen Schilderungen der zeitlichen und ewigen Strafen wirkten ergreifend und erschütternd auf die Gemüther der gläubigen Hörer. Eine Seelenangst, in der sie um ihr und ihrer Lieben höchstes Gut im Himmel und auf Erden sorgten, erfaßte sie und wuchs und wuchs, ihnen das Herz beklemmend, wie steigendes Wasser dem Ertrinkenden Luft und Leben nimmt.

Heimlich frohlockend bemerkten die schlauen Diener der Kirche den Erfolg ihrer Anstrengungen und halfen ihm kräftig und klüglich nach, indem sie mehr als je die Bürger in ihren Häusern besuchten, um ihnen in Tagen schwerer Gewissenskämpfe mit geistlichem Zuspruch beizustehen. Den Männern waren sie wenig willkommen, und sie suchten es daher so einzurichten, daß sie möglichst in deren, durch die vielen Berathungen jetzt häufig vorkommender Abwesenheit erschienen und die Frauen allein trafen. Manches, was sie von der Kanzel herab der Gemeinheit nicht sagen konnten, ließ sich unter vier Augen desto besser anbringen; jedes besondere Verhältniß, jede eigenthümliche Stimmung und Gemüthsart wurde benutzt und kein Mittel zum Zwecke gescheut; furchtbarste Drohung und freundlichste Bitte, salbungsvolle Würde und vertraulichste Annäherung, je nach den Umständen angewendet, führten, wie der oft fallende Tropfen den Stein höhlt, zum erwünschten Ziele. Die Frauen wurden gewonnen, und in den eben Bekehrten wurden neue Bekehrerinnen geworben, die theils aus eigenem Antriebe, theils auf Rath und Geheiß ihrer geistlichen Tröster wieder zu anderen Frauen gingen, bis mit geringen Ausnahmen alle in Herzensnöthen bangten.

Nun aber trat das jetzt schon ein, was der Bürgermeister Springintgut damals auf der Küntje vorher gesagt hatte, daß nämlich die Frauen ihren Männern keine Ruhe lassen würden, bis sie sich durch Absetzung des Rathes vom Banne gelöst hätten. Noch war der Bann nicht ausgesprochen, und nun galt es, ihn um jeden Preis zu vermeiden.

Arme Männer! was vermögt Ihr gegen die Macht der Frauen!

Mit Bitten herrscht das Weib und mit Gewalt der Mann,
Die Eine, wenn sie **will**, der Andre, wenn er **kann**.

Die Männer von Lüneburg hatten keine Ruhe mehr, nicht bei Tage, nicht bei Nacht, nicht beim Essen, nicht beim Arbeiten. „Setzt den Rath ab!“ so klang es ihnen immer und immer in den Ohren mit den tausend verschiedenen Tönen, deren die weibliche Stimme vom zornigsten Drohen bis zum süßesten Schmeicheln fähig ist. Der Mann bat um dies oder das; „Nein!!“ hieß es steinhart und eiskalt, „erst versprich mir, daß Du den Rath stürzen willst.“ Der Mann verschloß sich mürrisch in sich selbst, aber — „Männchen, liebes Männchen! nicht wahr? Du jagst auch den Rath fort,“ lispelte es an seinem Halse. „Ich will Dich auch küssen und herzen und Dir Alles zu Gefallen thun, was Du nur ersinnen und erdenken kannst.“ Wo blieb da der Rath?

Die Frauen der rathsverwandten Geschlechter dachten natürlich anders, aber auch unter ihnen gab es einige, die sich in ihrem Gewissen beschwert fühlten und vor dem Banne zitterten. Barbara von Erpensen lag auf den Knien und gelobte ihre keusche, jungfräuliche Seele jedem Heiligen, der ihr helfen wollte, den Bann abzuwehren. Sie hatte fast täglich Unterredungen mit dem Propst von Lüne und spann heimliche Pläne mit ihm.

Frau Johanna Henneberg litt in dem Kampfe, der mit den vorrückenden Tagen an Heftigkeit und Bitterkeit zunahm, mehr als alle anderen Frauen. Sie sah den ganzen Haß, den die Gegner des Rathes auf ihren Mann geworfen hatten, weil sich um ihn die rathstreuen Bürger wie um einen Führer schaarten, aus dessen unbeugsamer Entschlossenheit sie den Muth und die Kraft zum beharrlichen Widerstande gegen die Forderungen des Legaten schöpften; ohne ihn wäre vielleicht das Schicksal des Rathes schon entschieden und die Gefahr des Gebanntwerdens beseitigt. Das wurde Johanna nun von den

Frauen auch noch vorgehalten, die zu ihr kamen und von ihr die Geltendmachung ihres Einflusses auf den Meister mit mehr oder minder dringlichen Vorstellungen und stürmischen Bitten verlangten. Sie wies solches Ansinnen entschieden zurück, weinte ihre Thränen ungesehen und zeigte ihrem Manne kein heiteres, — das war nicht möglich — aber doch ein zufriedenes und ruhiges Gesicht. Sie war gottesfürchtig und fromm erzogen und besaß eine wahrhafte Demuth vor Allem, was ihr als göttlich und heilig galt; aber heilig war ihr auch ihre Liebe und Treue zu ihrem Gatten, zu dem sie mit einer gewissen Ehrfurcht aufblickte, und dessen Loos bis in das Jenseits hinein zu theilen sie sich mit einer durch Nichts zu erschütternden Festigkeit gelobt hatte. Ihr stand der Bann und seine Folgen als etwas Schreckliches vor Augen, aber sie schwieg und schritt an der Seite ihres Gotthard dem Unabänderlichen gefaßt entgegen.

Unter den Männern mit den arbeitsharten Händen war kein aufgeklärter, seine Zeit überflügelnder Geist, der die Überlieferungen und Satzungen des Glaubens und die Ordnung der christlichen Kirche mißachtet hätte, vielmehr steckte in diesen biderben, hausbackenen Handwerkern ein sehr gesunder Kern von Christenthum, das innerhalb ihres häuslichen Lebens sowohl wie ihrer Gilden und Brüderschaften in aufrichtiger Frömmigkeit, einfältigen, strengen Sitten und werkthätiger Liebe ohne Empfindsamkeit und Schwärmerei wurzelte und blühte, so daß gerade aus diesen Wurzeln, aus diesem Boden heraus dem deutschen Volke der mächtige Baum erwuchs, in dessen Schatten eine spätere Zeit ihre theuersten Güter sammelte und rettete. Schon hatte jedoch ein großer Theil des Clerus durch sein zuchtloses Leben es mit den Städtern verdorben und sich um Glauben und Vertrauen bei der Bevölkerung gebracht. Zweifel an den Offenbarungen, den Heilsmitteln, den Strafgewalten der Kirche

begannen sich in den Herzen der Menschen zu regen, weil ihnen Wunder und Zeichen von Lippen verkündet wurden, die ihnen verdächtig geworden waren. Darum war wenigstens den Männern der Bann nichts mehr so Furchtbares, das sie allein zum Abfall vom Rathe hätte bewegen können. Noch etwas Anderes kam dazu, die Handwerker für rathsfeindliche Absichten besonders empfänglich zu machen, ein merkwürdiger Zug, der nur ihrem und keinem anderen Stande eigenthümlich war. So zäh und unlösbar sie nämlich am alten Herkommen hingen und für die Erhaltung des Bestehenden eintraten, wenn es sich um Handwerks Gebrauch und Gewohnheit handelte, ebenso umsturzgelüstig waren sie gegen Einrichtung und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens. Bald lag diese, bald jene Gilde einer besonderen Forderung wegen im Hader mit dem Rath, oder sie griffen ihn, immer unzufrieden, sammt und sonders an, um eine allgemeine Vergünstigung durchzusetzen und vor allem die Schranke zu durchbrechen, die sie von der Theilnahme am Regiment ausschloß. Diese beim geringsten Anlaß schnell aufflackernde Neigung zu Aufruhr und Umwälzung, diesmal noch unterstützt durch die Aufforderung des Oberhauptes aller Christenheit, trug kräftig dazu bei, dem Rathe Gegner zu machen. Auch der Ehrgeiz wirkte mit. Nicht bloß in Daniel Spörken's verschrobenem Kopfe nistete der eitle Gedanke, Rathsherr werden zu wollen, auch manchem, manchem andern braven Handwerksmeister in Lüneburg saß er im Nacken und stach ihn wie den Gaul der Hafer.

Und nun erst die Frauen! Frau Rathsherrin! ei ei, das wäre etwas! das wäre der Mühe werth! dachte jede und wollte den Nachbarinnen und Gevatterinnen und den Geschlechterinnen dann zeigen, daß sie auch schwere Borten und breiten Biber tragen konnte.

So gingen die Tage dahin, die der Bürgerschaft als Frist zur Überlegung gesetzt waren. Von jedem der beiden sich immer schroffer gegenüber stehenden Theile wurden die äußersten Anstrengungen zu seiner Verstärkung gemacht, und wer seine Augen nicht dagegen verschließen wollte, der konnte und mußte sehen, daß die Zahl der Rathsfreunde immer mehr ab- und die der Gegner zunahm. Endlich kam man beiderseitig dahin überein, daß am letzten Tage vor Ablauf der Frist sämmtliche Gilden, mit Ausnahme der Goldschmiede, die bereits abgestimmt hatten, Morgensprache halten und darauf sich alle Amtsmeister mit ihren Älterleuten in dem großen Saale des Kalands versammeln sollten, um hier durch Zählung der Stimmen für und wider den Rath die Entscheidung herbeizuführen.

Viertes Kapitel.

So harte Kämpfe, wie die rathsfreundlichen Bürger mit ihren Frauen zu bestehen hatten, blieben Daniel Spörken als einem Gegner des Rathes natürlich erspart; desto mehr hatte er unter der brennenden Neugier seiner Frau zu leiden, die auf jede Weise hinter das Geheimniß seines so auffällig veränderten Wesens zu kommen suchte. Es war aber nichts aus ihm herauszukriegen. Ihren dringenden Fragen, wobei sie auf dies und jenes rieth, wich er aus mit der Bemerkung, daß es noch Geheimniß bleiben müßte, was da Großes im Werke sei; an ihr Schelten und Drohen war er zu sehr gewöhnt, als daß es noch Eindruck auf ihn gemacht hätte, und auf den Gedanken, es ihm mit schmeichelnden Liebkosungen abzulocken, kam sie gar nicht, ihre Zärtlichkeiten würden ihn auch schwerlich zu dem Bekenntniß verführt haben, daß er Rathsherr werden wollte. Gesche, die ihren Daniel in- und auswendig zu kennen und unumschränkt zu beherrschen glaubte, war wüthend, daß sie in diesem Falle nichts bei ihm ausrichtete, und zog daraus den Schluß, daß sein Geheimniß ein höchst gefährliches, vielleicht sie selber nahe angehendes sein müsse. Timmo gab vor, nichts zu wissen, was ihm Gesche keineswegs glaubte. Sie rächte sich an den beiden verstockten Sündern zunächst durch ein versuchtes Aushungern derselben, gab ihnen wohl kümmerlich satt zu essen, aber es war auch danach. Timmo wurde dessen bald

überdrüssig, und um wieder besseres Futter zu haben, beschloß er, die Meisterin durch ein erlogenes Geständniß zu versöhnen und sich damit gleichzeitig für die mehrtägige schlechte Behandlung nun wiederum an ihr zu rächen.

Als sie in Daniel's Abwesenheit wieder einmal einen Angriff auf seine Verschwiegenheit machte, heuchelte Timmo die schmerzlichste Verlegenheit. Er zog die Stirn in düstere Falten und stieß erschütternde Seufzer aus, dann rieb er sich, den Oberkörper auf dem Schemel auf und ab bewegend, mit den Händen beide Knie, kratzte sich erst am Ellenbogen und dann am Kopfe, warf einen verzweifelnden Blick auf die Meisterin und einen ängstlichen auf Hans. Gesche, die alle diese Anstalten als die ringenden Vorbereitungen eines schwer belasteten Gewissens zu einer befreienden Beichte erkannte und auch den Blick auf den Lehrjungen verstanden hatte, sagte: „Hans, geh mal zur Frau Lise Langepape in der Wandfärberstraße (das war genau am entgegengesetzten Ende der Stadt); ich ließe ihr einen schönen guten Morgen wünschen, und wie sie und ihr Kleines sich heute befänden."

Hans sah seine Meisterin mit einem Gesicht an, das ungefähr besagen mochte: O Gott! was wird er Dir aufhängen! und ging seines Weges.

„So!" sprach Gesche dann und rückte mit dem Stuhl an die äußerste Kante ihrer Fensterstufe, „jetzt ist die Luft rein, nun heraus mit der Sprache!"

„Meisterin," begann Timmo und kratzte sich wieder auf dem Kopfe, „das ist ein sehr kitzliches Ding; ich weiß bei meiner armen Seele nicht, ob ich's Euch sagen soll, und wie ich's Euch sagen soll."

„Dummheiten! nur zu!" ermunterte Gesche.

„Ja, Meisterin, wollt Ihr mir auch hoch und heilig schwören —"

„Ja, ja, ja!" rief Gesche ungeduldig, „Alles! nur weiter!"

„Na denn also, es ist dieses; — das heißt, ich glaube nicht, daß sie damit durchkommen, ich glaube wahrhaftig nicht, daß sie damit durchkommen, ich meine gegen Euch, gegen ihre Frauen; aber der Legat hat es ihnen versprochen." Timmo seufzte und sah die Meisterin bedauernd an.

„Herr Gott im Himmel! wer? womit? wo durchkommen? was hat er versprochen?" polterte Gesche.

„Ja, Meisterin, leicht ist es nicht, Euch so was ins Gesicht zu sagen," sprach Timmo. „Also die Meister, ob alle weiß ich nicht, etliche Meister haben dem Legaten ihr Wort gegeben, gegen den Rath zu stimmen, wenn er ihnen vom Papste die Erlaubniß erwirkt, sich noch — Meisterin, tragt mir's nicht nach; ich kann nichts dafür."

Gesche stampfte mit beiden Füßen. „Sich noch —?"

„Sich noch eine zweite Frau zu nehmen, eine junge, — ach Gott! ruhig, Meisterin! ruhig!"

Die Meisterin war vorläufig noch ruhig. Sie gebrauchte Zeit, um das zu begreifen. Dann fing sie an zu zittern, in ihrem Gesichte zuckte es heftig hin und her, und sie kratzte und trommelte mit allen zehn Fingern auf ihrem Schoße, ehe sie ein Wort sprach. Plötzlich schlug sie eine kreischende Lache auf; dann kam es heiser, stoßweise heraus, als ob es ihr an Athem zum Sprechen fehlte: „Also darum — wollte er's nicht sagen, — das geht mich freilich nahe genug an; — noch eine Frau — eine andere Frau — eine junge — will er sich nehmen; na — laß sie man kommen!!" und sie hob die geballten Fäuste vor ihre Augen.

„Ah, Meisterin, nur ruhig!" sagte Timmo, „so rasch geht das nicht."

In Timmo's Worten mußte wohl ein leiser Ton unter-

drückten Lachens geschwirrt haben, denn plötzlich schoß Gesche einen giftigen Blick auf ihn; den breiten Mund verzerrend und die Zähne auf einander beißend zischte sie ihn an: „Höre, Mensch! gut bekommt Dir's nicht, wenn das etwa —"

„Meisterin," sprach Timmo mit beleidigtem Stolz, „ich kann nur sagen, was ich gehört habe, und wenn sich Meister Daniel wirklich schon Eine ausgesucht hätte, eine hübsche, junge, was ich nicht weiß —"

„Will's ihm nicht rathen!" sagte Gesche, und die Worte knarrten wie ein Rad auf harten Kieseln.

Da ward die Thür aufgethan, und draußen klang Daniel's Stimme: „Tretet nur ein, liebe Jungfer Florentine! tretet nur ein, meine Frau ist wahrscheinlich nicht zu Hause."

„O ja," rief es aus der Fensternische zurück, „Deine Frau sitzt hier; laß nur die liebe Jungfer mal herein kommen!"

„So, ich dachte, Du wärst ausgegangen, liebes Frauchen," sagte Daniel etwas unsicher mit Florentine eintretend.

„Nein, liebes Männchen, ich bin ganz und gar hier!"

Es klang, wie wenn man ein Messer wetzte. Gesche saß mit funkelnden Augen wie zum Sprunge bereit.

Als Timmo den Namen seines Liebchens hörte und das hübsche Mädchen erblickte, gerieth er doch etwas in Verlegenheit, denn er konnte sich Florentinens Besuch nicht erklären. Was wollte sie hier? und mit Daniel zusammen gerade jetzt, in diesem Augenblicke! sie kam ja wie der Punkt hinter dem Satze, wie der ungerufene, lebendige Beweis dessen, was er seiner Meisterin soeben aufgebunden hatte. Es war ihm gar nicht lieb, denn er fürchtete eine großartige Auseinandersetzung. Er erhob sich von seinem Schemel und wußte nicht, was er sagen sollte.

Florentine bot der Meisterin guten Tag und erhielt von

ihr einen Gegengruß, hinter dem mindestens ein halbes Dutzend der schärfsten Fragezeichen tanzten.

„Die liebe Jungfer will sich von mir ein Paar Schuhe anmessen lassen,“ sagte Daniel, ein eingewickeltes Päckchen, das er mitbrachte, bei Seite legend.

„Die liebe Jungfer will sich von Dir ein Paar Schuhe anmessen lassen,“ wiederholte Gesche geläufig und mit einer Freundlichkeit, die wie mit Glatteis überfroren war, „so! vielleicht schon die Brautschuhe?“

„Brautschuhe? ach nein!“ lächelte Florentine, „so eilig hab' ich's damit nicht.“

„Nicht! so! — na, das denk' ich auch, wenn Euch Euer hübsches, glattes Gesichtchen lieb ist!“ erwiederte Gesche und rieb die gekrümmten Finger gegen einander.

„Das würde doch darunter hoffentlich nicht zu leiden haben,“ bemerkte Florentine.

Timmo machte eine Wendung zur Meisterin hin, sah sie steif an und beschrieb einen Ring auf der Stelle seines Herzens.

„Nehmt Platz, Jungfer Florentine!“ sagte Daniel und griff zum Maß.

Florentine setzte sich auf einen Stuhl, lüpfte das Gewand und hob dem vor ihr knieenden Meister einen schlanken, zierlichen Fuß hin. Er zog ihr den Schuh aus und hielt ihren Fuß nun in seiner Hand, ihn schmunzelnd betrachtend, um sich seine Form recht einzuprägen; dann strich er ihr mit der andern Hand über den Spann und die Zehen und drückte den Fuß sanft, indem er sagte: „Ihr habt ja einen ganz allerliebsten kleinen Fuß, Jungfer Florentine!“

„Warum sollt' ich nicht, Meister?“ erwiederte sie. „Leichten Fuß und leichten Sinn, das lob' ich mir.“

„Leichte Fliege!“ knurrte Gesche.

„Schöner Fuß ist werth 'n Kuß!" sprach Timmo.

Gesche sowohl wie Timmo hatten Daniel's liebkosende Handbewegungen wohl bemerkt und geriethen beide in Eifersucht darüber, Gesche auf Florentine, und Timmo auf Daniel, dem er das Geschäft des Messens am liebsten abgenommen hätte.

„Dreizehn Stich!" sagte Daniel von der Maßlade ablesend, in die er Florentinens Fuß gestellt hatte, „nein, so ein Füßchen! Gesche, hast Du schon solches Füßchen gesehen?"

Gesche klapperte mit den Zähnen. Florentine lächelte geschmeichelt und streckte den Fuß in einem himmelblauen Strumpfe recht lang und schlank hervor, daß ihn Timmo sehen sollte, den sie schelmisch dabei anblinzelte. Timmo warf einen verliebten Blick darauf und sah dann wieder auf die Meisterin, die sich bereits in kochendem Zustande befand.

„Und hier über dem Knöchel wie zart und rund und wie fein gebaut!" fuhr Daniel immer noch knieend fort. „Erlaubt noch einmal, ich habe mich wohl versehen." Und er maß noch einmal Spann und Hacken mit einem Papierstreifen und hielt Florentinens Fuß an den Zehen mit der Hand umschlossen.

Gesche's Geduld ging zu Ende. „Soll ich Dir vielleicht helfen, Daniel?" frug sie wuthbebend.

„Danke!" sagte Daniel, „ich mach' es lieber allein. Solches Füßchen kriegt man nicht alle Tage zu sehen."

Gesche wollte ihm auf den Rücken springen, aber Timmo stand wie ein Thierbändiger vor ihr und malte mit dem Zeigefinger immerfort Ringe auf seiner Brust.

„Der Blutwurm!" flüsterte er.

Endlich war Daniel fertig und stand auf. Florentine legte den gemessenen linken Fuß auf ihr rechtes Knie und zog sich mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit den Schuh wieder an. Timmo hatte Gelegenheit, nun auch den anderen

himmelblauen Strumpf zu bewundern, aber nur flüchtig, denn er durfte die Meisterin nicht lange aus den Augen lassen. Dann erhob sich auch Florentine, bedankte sich und sprach: „Wenn sie gut ausfallen, Meister, so bestellt Euch meine Herrin, Frau Walpurg Grönhagen, auch ein Paar."

Aha! dachte Gesche, sie sorgt schon für Kundschaft.

„Soll mir angenehm sein, Jungfer Florentine!" sagte Daniel, „Ihr sollt gut bedient werden."

Von mir auch! dachte Gesche.

„Wir werden Eurer gedenken, wenn wir an den Schuhen arbeiten," sprach Timmo mit zärtlichem Blick, „und anpassen will ich sie Euch."

„Oder ich!" sagte Gesche.

„Das findet sich," bemerkte Daniel.

„Aber nicht so rasch!" meinte Gesche.

„Je eher je lieber!" lachte Florentine.

Die schmucke Zofe verabschiedete sich mit freundlichen Grüßen, und Daniel geleitete sie hinaus.

Jetzt hielt sich Gesche nicht länger; sie sprang auf und schnob wüthend: „Also das war sie, seine künftige Zweite, die er mir hier ins Haus bringen will; na warte!"

„Meisterin! um Gotteswillen stille!" bat Timmo.

„Ach was!" rief sie, „das muß mir von der Seele herunter, sonst ersticke ich daran oder platze!"

Als Daniel wieder herein kam, stellte sie sich vor ihn hin und fing in einem vielversprechenden Tone an: „Ich weiß Alles! Alles weiß ich, Dein ganzes Geheimniß!"

„So? Du weißt es?" frug Daniel mit verblüfftem Gesicht. „Von Timmo?"

„Ja, von Timmo."

„Meisterin!" sprach Timmo.

„Schweig!!"

„Na? was sagst Du denn dazu?" frug Daniel ganz vergnügt.

„Was ich dazu sage?"

„Ja! freust Du Dich denn nicht?"

Gesche war sprachlos.

„Nur Muth, Gesche! sollst mal sehen, ich setz' es durch."

„So? meinst Du? ich glaub' es nicht."

„Doch, doch, Gesche! paß auf! Aber nun mache doch mal ein freundlich Gesicht! ist doch auch für Dich eine Ehre!"

„Eine Ehre für mich! Hört Ihr's, Ihr Heiligen da oben?!" schrie sie.

„Mir ist es gar nicht recht, daß Dir's Timmo gesagt hat."

„Wirklich nicht!"

„Ich wollte Dir eine Überraschung damit bereiten."

„Daniel!" machte sie jetzt und holte mit der Hand aus, „wenn Du Lust hast, ein paar Stunden den hölzernen Esel auf dem Markte zu reiten, so sag's nur! die dazu nöthigen Prügel kannst Du gleich hier auf der Stelle kriegen."

„Aber Gesche!" entgegnete Daniel, „mir das! einem künftigen Rathsherrn!"

„Einem künftigen — was?"

„Rathsherrn! — ja, ja! künftigen Rathsherrn!"

„Alle vierzehn Nothhelfer, steht mir bei! Er wird immer verrückter!" rief sie händeringend.

„Ich denke, Timmo hat Dir's gesagt, daß ich Rathsherr werden will? das ist ja mein ganzes Geheimniß."

Jetzt stürzt das Haus ein, dachte Timmo und war wie der Wind zur Thür hinaus.

Gesche achtete nicht darauf; sie trat ein paar Schritte von Daniel zurück und — was sie noch nie in ihrem Leben gethan hatte, sie fing an sich vor ihm zu fürchten. Aber wie sie ihn

ansah und er so dumm und verlegen dastand, schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: was der Eine kann, kann der Andere auch; sie lügen beide. „Denkst Du dummdämliches Affengesicht Du, ich soll Dir den Unsinn glauben?" fuhr sie wieder auf ihn los. „Ihr beiden nichtsnutzigen, niederträchtigen Galgenstricke, Du und Dein sauberer Busenfreund, der Darmstädter, Ihr habt irgend eine Schandthat zusammen begangen oder wollt sie erst noch begehen, und nun bildet Ihr beiden Schafsköpfe Euch ein, Ihr könntet mir etwas weiß machen? Ha ha ha! Ist in Deinem Rathsherrwerden etwa für einen halben Pfennig mehr Verstand als in dem Quark, den mir der Andere vorgemacht hat, daß Du Dir noch eine zweite Frau nehmen wolltest?"

„Was hat er gesagt?" schrie Daniel, „eine zweite Frau nehmen? Gerechter Gott! ich habe schon an einer genug!"

„An einer genug? schon an einer genug? wohl auch an einer zu viel? oder gar an einer zu wenig? Du elender, treuloser Wicht!" schrie sie auf ihn los.

„Aber Gesche! ich Dir treulos! Ich bin ja so zufrieden mit Dir, ich habe Dich ja so lieb; wie kannst Du mir nur so was zutrauen!?" sprach er begütigend.

„Zuzutrauen ist Euch beiden Alles," keifte sie, „aber Rathsherr werden zu wollen, das geht denn doch über alle menschliche Vernunft und Möglichkeit und ist auch weiter nichts als eine verfluchte Lüge. Aber warte! ich will Dir den Rathsherrn schon anstreichen!"

„Du glaubst mir's nicht?"

„Nein! nein! dreimal nein! in alle Ewigkeit nicht!"

„So! na was meinst Du denn, wozu ich mir diesen Sammetkragen hier gekauft hätte? Den sollst Du mir an mein Sonntagswams nähen, worin ich zu Rathhause gehen will in

die Sitzung.“ Dabei hatte er aus dem mitgebrachten Packet ein Stück grasgrünen Sammet ausgewickelt und hielt es ihr nun vor Augen.

Sie riß es ihm aus der Hand und schrie: „Sonst wohin werd' ich Dir's nähen, Du Grasaffe Du! so das Geld wegzuwerfen für eine reine Narrethei!“

In diesem Augenblick steckte Hans seinen struppigen Kopf vorsichtig zur Stubenthür herein, aber Gesche schmetterte sie augenblicklich wieder zu, und hätte Hans nicht blitzschnell den Kopf zurückgezogen, so wäre es bei dem derben Stoß, den er doch noch dagegen bekam, nicht geblieben. Timmo war ihm auf der Straße begegnet und hatte ihn auf Spähung geschickt, während er an der nächsten Ecke auf ihn wartete. Hans lief spornstreichs zu Timmo zurück und sagte: „Bleib nur ja noch fort! ich glaube, sie hauen sich eben; ich gehe jetzt auch nicht nach Hause.“

Der Sammet, den Gesche in der Hand hielt, gab ihr trotz aller Wuth, in der sie schäumte, zu denken, und dem künftigen Rathsherrn damit dicht unter die Nase fahrend kollerte sie wie ein Truthahn auf ihn los: „Mensch, gesteh! oder wir sind geschiedene Leute! Was soll der Plunder? ist er für Deine zukünftige Zweite, der Du hier eben ganz verliebt die himmelblaue Entenpfote gestreichelt hast, oder willst Du Dich selber als ein wahrer Popanz Gott weiß wo damit hinsetzen?“

Daniel hielt den Kopf schief und sagte in einem traurigen, vorwurfsvollen Tone bloß: „Gesche! Gesche! Gesche!“

„Antworten!!“ schrie sie und stampfte mit dem Fuße auf.

„Aber Gesche! die Florentine ist ja Timmo's Liebste. Weißt Du denn das nicht?“

„Schon wieder mal gelogen!“ schnarrte sie erboßt.

„Dann frag' ihn selber. Ich werde Rathsherr!“

„Daniel, ich glaube, Du hast getrunken," sagte sie nun von ihm zurückweichend.

„Glaub' was Du willst; ich werde Rathsherr!"

Sie trat ihm mit vorgebeugtem Oberkörper ganz nahe, tupfte sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn und sprach nachdrücklich: „Denkst denn Du drehende Heidschnucke, daß Dir ein Mensch seine Stimme geben wird? So Dumme giebt's nicht in Lüneburg."

„O ja, genug!" sagte Daniel treuherzig, „Viele wollen mich wählen."

„Zum Spott! zum Spott! damit die Anderen Dich auslachen! Dein ganzes Leben lang wirst Du sie über Dich lachen hören."

„Das wollen wir mal abwarten. Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Daniel, wenn Du morgen Rathsherr wirst, so kannst Du Dir soviel Frauen nehmen wie ein Türke. Bist Du nun zufrieden?"

Das machte ihn doch stutzig, und er sagte: „Meinst Du wirklich, Gesche, daß es besser ist, wenn ich nicht Rathsherr werde?"

„Ich meine: Schuster, bleib bei Deinem Leisten!" erwiederte sie und ging hinaus.

Daniel stand wie ein begossener Pudel und zupfte sich an der Nase. Dann wickelte er seinen grasgrünen Sammetkragen wieder ein, schlug mit der Hand darauf und sagte trotzig: „Und ich werde doch Rathsherr!"

Timmo kam diesen Mittag nicht nach Hause. Erst gegen Abend stellte er sich ein, als Daniel ausgegangen war. „Guten Abend, Meisterin!" sagte er ganz unbefangen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Sie erwiederte seinen Gruß nicht, that, als sähe sie ihn gar nicht.

„Meisterin, wißt Ihr, wo ich herkomme?" fing er nach einer Weile an.

„Ist mir ganz egal," erwiederte sie ingrimmig, „meinetwegen kannst Du wieder hingehen, wo Du hergekommen bist."

„Ich habe Euch gerächt, Meisterin! Ich habe die schön verhauen, die mir das gesagt hatten mit dem Meister von wegen der zweiten Frau; ist ja schändlich, Einem so etwas vorzulügen, pfui Teufel! nicht wahr, Meisterin?"

„Pfui Teufel! ja!" sagte Gesche und weiter kein Wort.

An diesem Abend war es recht still in der Löwengrube, und die Nacht sank herab, die letzte Nacht vor der Wahl über das Schicksal der Stadt und eines hochedlen Rathes.

Fünftes Kapitel.

Der Tag der Entscheidung war gekommen, die Ämter hielten Morgensprache, ganz Lüneburg war auf den Beinen. Vor den Gildehäusern standen viele Frauen, die mit gespannter Neugier auf das Ergebniß der Berathung warteten, um sich zu überzeugen, ob ihre Männer auch so gestimmt hätten, wie sie es ihnen in ihrer Gewissensnoth auf die Seele gebunden hatten. Jede trat für den Ihrigen ein und rühmte sich vor den Gefährtinnen mit großer Zungenfertigkeit, wie sie ihrem Manne zugesetzt, was sie ihm Alles vorgehalten, womit sie ihm geschmeichelt oder gedroht, und was er ihr Alles versprochen hätte. Das gab ein Geschnatter und Geplapper und Gekreisch, das bei dem Eifer und der Beweglichkeit seiner sich immer mehr ins Zeug werfenden Urheberinnen etwas Sinnverwirrendes hatte.

Unterdessen herrschte keineswegs in allen Gilden volle Einmüthigkeit, aber Zucht und Ordnung nach altem Herkommen waren diesen ebenso trotzköpfigen wie wetterwendischen Kumpanen so straff und unverletzbar, daß sich die Minderheit stets der Mehrheit fügte und kein Einzelner sich nach gefaßtem Beschlusse von der Gesammtheit trennte. Die Amtsmeister hielten eine kurze Ansprache an die Werkbrüder, ließen auch den Gegnern das Wort, duldeten aber keinen langen Redekampf mehr, und welche Gilde mit der Abstimmung fertig war, deren

Amtsmeister begab sich mit seinen vier Älterleuten und gefolgt von sämmtlichen Werkbrüdern, alle mit dem Schwerte bewaffnet, sofort nach dem Kalandshause. Die Frauen zogen mit und gaben ihrer Genugthuung oder ihrer Unzufriedenheit über den gefaßten Beschluß je nach Ausfall desselben, den lebhaftesten Ausdruck ohne dabei ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Der Kaland, eine geistliche Brüderschaft, wie sie unter demselben Namen, — von ihren Zusammenkünften an jedem ersten Monatstage (calendae) hergeleitet — in vielen norddeutschen Städten bestand und die Geistliche und Laien, Männer und Frauen aller Stände in sich vereinigte, besaß auch in Lüneburg ein eigenes Haus mit einem großen Saale, das in der Nähe des Altenbrücker Thores zwischen dem Verdener Hof und der Propstei von St. Johannis belegen war.

Vor dem Hause sammelten sich allmählich die Meister aller Gilden, erwarteten die neu Herzukommenden und frugen nach dem Ergebniß ihrer Abstimmung, das schon vorher bei den wenigsten zweifelhaft war. „Seid Ihr durchgedrungen? Habt Ihr gesiegt?“ diese und ähnliche Fragen riefen ihnen ihre Gesinnungsgenossen zu und begrüßten die zustimmende Antwort mit lautem Hallo. Anfangs bekamen diejenigen, die den Rath fallen ließen, von denen, die ihn halten wollten, manchen derben Spott zu hören über ihre Unterwürfigkeit gegen die Weiber, welche letztere in festem Zusammenhang unter einander mit den bissigsten Antworten darauf nicht zurückhielten, so daß sich ein lautes Streiten entspann, oft von einem wiehernden Gelächter unterbrochen. Je mehr Gilden sich jedoch einfanden und ihre Beschlüsse den Harrenden verkündeten, desto mehr verstummten die Spötter und wurden immer kleinlauter; ihre Gegner aber sammt den Frauen jubelten, denn sie erkannten ihr Übergewicht.

Als aber Gotthard Henneberg an der Spitze seiner achtzig

Böttchermeister angerückt kam, empfing ihn tiefes Schweigen, denn Alle kannten seine Stellung und seinen Willen und wußten, daß keiner seiner Kumpane sich dem widersetzte. Nur ein zweistimmiges höhnisches Lachen ertönte. Es kam von Dalenborg und Sengstake, die mit Schupper unter den Vordersten an der Thür des Kalands standen. Meister Gotthard hemmte seinen Schritt vor ihnen, sah sie mit einem Blicke tiefster Verachtung an und sagte: „Mit Euch beiden rechne ich noch ein andermal ab!"

„Vergeßt es nur nicht, Herr — Sülfmeister!" war die freche Antwort Dalenborg's.

Die Menschenmasse vor dem Kaland und in der nächsten Umgebung schwoll gewaltig an; Tausende harrten hier der letzten Entscheidung, und je sicherer sich der Ausfall derselben berechnen ließ, je lauter und erregter ward die Menge. Die Absetzung eines hochmächtigen Rathes hatte noch Keiner der Gegenwärtigen erlebt; das war etwas Neues, ein merkwürdiges, großartiges Ereigniß; in welcher Weise würde es sich vollziehen? wie würden sich die gestürzten Rathsherren benehmen? und was würden die Sieger thun? Diese Fragen drängten sich allen Versammelten auf und wurden aufs lebhafteste von ihnen erörtert. Man stritt sich über die Namen der neuen Rathsherren wie über die Maßnahmen, die man von ihnen erwartete, und glaubte, daß nun eine ganz neue Ordnung aller Dinge und Verhältnisse in Lüneburg eintreten und mit den Vorrechten der Geschlechter und anderen bei den Handwerkern unbeliebten Einrichtungen gründlich aufräumen würde. Dabei gingen die Meinungen und Wünsche oft weit auseinander, und um sie geltend zu machen, wurde mehr Lungenkraft als Verstand verbraucht. Es schien, als könnte man sich die Zeit des Wartens nicht angenehmer vertreiben, als indem man sich

tüchtig zankte und sich in das Fell des Bären theilte, ehe man ihn selber hatte, denn noch war die Absetzung des Rathes nicht einmal ausgesprochen, geschweige denn schon glücklich durchgeführt. Die Bewegung steigerte sich zu einer kaum zu bezähmenden Ungeduld; es fehlte nicht viel, so hätten die Gegner des Rathes seine der Zahl nach weit schwächeren Anhänger über den Haufen gerannt und wären aufs Rathhaus gestürmt, um eigenmächtig, ohne die Amtsmeister, den Rath zu stürzen.

Im Saale des Kalands ging es viel ruhiger her, als draußen auf dem Platze. Auch hier mußte man warten, bis die Amtsmeister und Älterleute sämmtlicher Gilden eingetroffen waren, hatte sich aber schon darüber geeinigt, daß der Amtsmeister der Brauer die Leitung der Versammlung übernehmen sollte.

Burchard Rokswale war mehr als die Andern erregt; er hatte den Sieg in der Tasche, und wenn Alles mit rechten Dingen zuging, so mußte er heute noch Rathsherr werden, ja, sein Trachten und Hoffen ging noch höher hinauf. Die Mültergilde war dem Range nach die erste in Lüneburg, und auch in anderen Städten, wo überhaupt die Geschlechter sich zu einem Zugeständniß bequemen mußten, waren die Brauer, wenn nicht die einzigen, so doch immer die ersten Handwerker gewesen, die rathsfähig geworden waren. Wer wollte nun Rokswale den obersten Platz in einem Regimente, das unzweifelhaft zumeist, vielleicht ausschließlich aus Handwerkern bestehen würde, streitig machen, wenn es Gotthard Henneberg nicht that. Er stand im besten Einvernehmen mit dem Böttcher, neidete ihm aber den weit höheren Grad von Volksgunst, den dieser vor ihm voraus hatte, und war froh, ihn auf der unterliegenden Seite zu wissen, so daß er nicht wohl ein Mitbewerber um das höchste Amt in der Stadt

werden konnte. Um so rücksichtsvoller benahm sich der Brauer gegen den ihm nicht mehr gefährlichen Gegner, wie er sich überhaupt um sämmtliche Amtsmeister mit besonderer Freundlichkeit bemühte, ohne ihnen seine Absicht zu verrathen.

Nur eine Gilde fehlte zuletzt noch, die Gerber. Es mußte einen heißen Kampf in ihrer Morgensprache geben; aber die hier im Kaland ihrer Harrenden meinten, die Gerber würden sich wohl auf Seiten des Rathes halten, schon weil ihre Erbfeinde, die Schuster, Gegner desselben waren. Als endlich Meister Peter Flachs mit seinen vier Älterleuten eintraf, war es auch so; die Gerber hatten sich für den Rath entschieden.

Nun begab sich Rokswale auf den Rednerstuhl des Dekans oder Kerzenmeisters der Kalandsbrüderschaft, und es ward ihm schwer, seine Erregung zu bemeistern, an der außer seinen ehrgeizigen Hoffnungen auch wohl die folgenschwere Wichtigkeit der Verhandlung ihren Antheil hatte. Der kluge, redekundige Mann war befangen und suchte sich seiner Aufgabe möglichst schnell zu entledigen; er sprach nicht so fließend und geschickt wie sonst, als er die versammelten Meister folgendermaßen anredete:

„Hochachtbare Meister, liebe Brüder und Freunde! Laßt mich nicht lange Worte machen; jeder von uns weiß, warum er hergekommen ist. Wir sollen abstimmen, ob wir gesonnen sind, dem Befehle des heiligen Vaters zu trotzen und den Bann über uns und unsere gute Stadt Lüneburg verhängen zu lassen, oder ob wir der Aufforderung des hochwürdigsten Legaten gehorchen und den Rath absetzen wollen. Jeder von uns hat sich mit seinen Werkbrüdern darüber schlüssig gemacht, und wir haben jetzt nur die Stimmen zu zählen, um das Schicksal der Stadt noch in dieser Stunde zu entscheiden.

Also, liebe Brüder, bitt' ich Euch: wer für den Rath ist, der gehe hier rechts herüber; wer gegen den Rath ist, der stelle sich hier zu meiner Linken auf."

Die Theilung vollzog sich ruhig und schnell, und — wie es vorauszusehen war, der bei weitem größere Haufe stand zur Linken Rokswale's, gegen den Rath, während der kleinere zur Rechten sich um Gotthard Henneberg wie ein versprengtes Fähnlein um seinen Hauptmann sammelte.

Die Amtsmeister und Älterleute, die das Vertrauen der Werkbrüder zur Handhabung ihrer Gildeangelegenheiten berufen hatte, waren ehrenhafte Männer, in Handwerks Ordnung und Gerechtigkeit von Jugend auf geschult. Sie hatten kein zarteres Gewissen, keine feineren Sitten, als ihre oft etwas rohen und ungestümen Kumpane, und ihre handfeste, gerade zugreifende Art und Weise befreite sie nicht von einer scharfen Eifersucht aufeinander; aber sie zeichneten sich vor den meisten übrigen Handwerkern durch eine größere Besonnenheit aus; was sie Namens ihrer Gilden thaten, das vollbrachten sie mit einer gewissen Würde und ließen sich bei aller mannhaften Thatkraft nicht leicht zu Ausschreitungen hinreißen. Auch jetzt, wo sie sich in hartem Zwiespalt gesondert, schier feindlich gegenüber standen, fiel kein herausforderndes, höhnendes Wort; mit ernsten Gesichtern blickten sie schweigend hinüber zu den Gegnern und spähten, wer rechts und wer links stand.

Die Zählung ergab, daß von den sechsunddreißig Gilden Lüneburgs nur zehn für den Rath, die anderen alle gegen ihn waren.

„Liebe Brüder!" wandte sich Rokswale nun zu dem schwächeren Theile, „Ihr seht, wie die Sachen stehen. Wir Gegner des Rathes sind Euch weit überlegen. Wenn Ihr auch die rathsverwandten Geschlechter mit ihrem Gesinde auf Eurer

Seite habt und auch vielleicht auf die Sülzarbeiter rechnen könnt, so könnt Ihr es doch in einem Kampfe mit uns nicht aufnehmen. Ich frage Euch, ob Ihr unter so bewandten Umständen nicht gemeine Sache mit uns machen und zu uns herüber kommen wollt um der Eintracht und des Friedens willen."

Er wußte recht gut, daß das nicht möglich war, wollte sich aber, namentlich Gotthard Henneberg gegenüber, den Anschein geben, als hätte er diesen mit seinem Anhange gern auf seiner Seite, während er im Herzensgrunde ganz anders dachte.

Der Böttcher antwortete ihm auch sofort und sagte mit einem wegwerfenden Ausdruck in Blick und Ton: „Wir zu Euch herüber kommen? wir mit Euch gemeine Sache machen? ha! ein sauberer Vorschlag, Rokswale! Jetzt seht zu, wie Ihr fertig werdet! Euren Abfall vom Rathe, und was nun weiter geschieht, das habt Ihr vor Gott und Eurem Gewissen zu verantworten, wenn Ihr das könnt. Wir gehen in unsere Häuser, und wenn Ihr uns dort angreift, so werden wir uns trotz Eurer Übermacht, vor der wir uns nicht fürchten, mit Kraft zu wehren wissen."

„Das werdet Ihr nicht nöthig haben, Henneberg!" entgegnete Rockswale mit verbissenem Ärger. „Was meint Ihr, Freunde? wir wollen unseren Brüdern von der Gegenseite versprechen, nichts mit Gewalt gegen sie zu unternehmen. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Nun ja!" erwiederten die Anderen verdrossen, „wenn sie Frieden halten, wollen wir's auch thun."

„Sei's drum!" sagte Meister Gotthard, „wir wollen uns auf Eure Zusage verlassen und geloben Euch Frieden. Kommt, Brüder!" sprach er dann zu den Seinigen, „wir haben mit denen hier nichts mehr zu schaffen."

„Halt, Henneberg!" rief ihm Dörgerloh zu, „noch ein

Wort! Wir wählen nun einen neuen Rath; darin gebühret Euch ein Sitz, den auch wir, Eure Gegner, Euch billig zugestehen. Nehmt Ihr's an?"

Meister Gotthard zögerte mit der Antwort, und in seinem Gesichte stieg es dunkel auf. Dann sprach er mit erzwungener Ruhe: „Ich will annehmen, Dörgerloh, daß Ihr es mit Eurer Frage ehrlich meint und mich nicht etwa damit höhnen wollt. Dann will ich Euch auch die gebührende Antwort darauf geben. Ich hab' es ausgeschlagen, in den zu Recht im Eide sitzenden Rath zu treten; einem mit Unrecht und Gewalt uns aufgedrängten will ich noch viel weniger angehören; zwischen Verräthern ist kein Platz für mich!"

Da murrten sie laut und sandten dem Böttcher finstere Blicke zu. Rokswale aber sagte: „Henneberg, fängt so der Frieden an, den Du uns eben gelobt hast? Wir sind keine Verräther. Nimm das Wort zurück und zieh' in Frieden!"

„Ich nehme nichts zurück," erwiederte Meister Gotthard. „Ich scheide mich von Euch wie Tag und Nacht sich scheidet. Aber Eins noch sag' ich Euch: Hütet Euch, Ehre, Recht, Besitz und Freiheit dieser Stadt mit einer Fingerspitze anzutasten, denn sie zu vertheidigen würde mir mein Leben nicht zu lieb sein, aber Eures wahrlich auch nicht!"

„Was soll das heißen? wem traut Ihr das zu?" riefen sie zornig von drüben.

„Keinem von Euch, das wißt Ihr wohl. Aber draußen stehen Welche, die auf die Handhabung der Gewalt lauern wie das Raubthier auf Beute. Sie sind ebenso klug und nichtswürdig wie Ihr unverständig und ehrlich seid. Rokswale, Dörgerloh, und Ihr Alle da drüben, bedenket wohl, was Ihr thut; wir verlangen einmal Rechenschaft von Euch!"

„Behaltet Eure Vorsage für Euch! Wir sind keine Lehr-

jungen mehr. Geht Eures Weges und wartet, bis wir Euch fragen." So riefen die beleidigten Gegner laut und heftig und wiesen nach der Thür.

„Wir wissen unseren Weg selber zu finden, Ihr braucht ihn uns nicht zu zeigen," erwiederte ihnen ebenso laut Schuttenhelm, und seine Genossen stimmten ihm zu. Immer schärfere Worte, immer lautere Drohungen fielen, und die Streitenden erhitzten sich immer stärker. Hans Laffert bemühte sich, die Erzürnten auf beiden Seiten zu beschwichtigen und sprach mit erhobenen Händen: „Ruhig, ruhig, lieben Freunde! laßt uns in Frieden auseinander gehen." Aber seine Stimme verhallte in dem Gewirr und Getöse, bis Meister Gotthard rief: „Kommt, Brüder! sie haben es eilig mit dem Verderben."

Da ging die Schaar der fünfzig rathstreuen Männer hinaus, Gotthard Henneberg Allen voran, und ihre Gegner in fast dreifach so starker Zahl blickten ihnen nach, die Einen schweigend, die Anderen mit grollenden Bemerkungen, bis sich die Thür hinter dem letzten der Abziehenden geschlossen hatte.

Draußen auf dem Platze trat plötzlich Stille ein, als Meister Gotthard's hohe Gestalt auf der Schwelle des Kalands erschien. Bald aber entstand ein Brummen und Brausen und wuchs, von Dalenborg und seinen Helfern geschürt, zu einem gewaltigen Lärm an, der halb Hohn über die Unterlegenen, halb Jubel über das gewünschte Ergebniß bedeutete. Die Stimmen der Andersdenkenden, die ihre widersprechende Meinung ebenso laut vertraten, mischten sich hinein, waren aber nicht zu unterscheiden und halfen nur dazu, das Tosen und Toben zu verstärken. Die Entscheidung war gefallen, der Rath geschlagen. Wo aber blieben die Sieger? Sie wählten gewiß schon den neuen Rath. Es ward wieder still umher. Die Neugierigen, Ungeduldigen hoben sich auf den Fußspitzen, reckten

die Hälse und blickten unverwandt nach der Thür des Kalands, um die neugewählten Rathsherren dort heraustreten zu sehen.

Einige Meister aus den rathstreuen Gilden näherten sich Gotthard Henneberg und frugen: „Was sollen wir thun? sollen wir die Glocken läuten?" „Nein," erwiederte er, „ich habe versprochen, daß wir Frieden halten; geht nach Hause und laßt sie machen; unser Tag kommt auch einmal." Festen Schrittes ging er hinweg, doch nur Wenige folgten ihm, die Meisten warteten der Dinge, die nun kommen würden.

Nebenan im Verdener Hof beobachteten von einem Fenster aus nicht minder erwartungsvolle Prälaten das Verhalten der Menge und freuten sich, als ihnen der Abzug ihrer überstimmten Gegner den Sieg verbürgte. Die Pröpste von Lüne und von St. Nikolai, Dietrich Schupper und Ludwig Hanevot sowie der Prior von St. Michaelis, Hieronymus von Harling, waren beim Domdechanten von Halberstadt und machten ihm begreiflich, wie dieses Obsiegen der gerechten Sache nur ihr Werk sei, durch das eifrige Bearbeiten der Bürgerschaft, besonders der Frauen, mühsam erreicht. Als Lohn dafür suchten sie von dem Bevollmächtigten des Papstes nun auch ihrerseits für ihre Kirchen und Klöster neue Vollmachten und Gnaden zu erlangen, namentlich der Propst von Lüne sicherte sich wichtige Befugnisse, mit deren Verwerthung er seine bestimmten, klug verschwiegenen Zwecke hatte.

Auch der Rath erhielt Kunde vom Stande der Angelegenheit. Von Zeit zu Zeit schlüpften zuverlässige Boten durch ein Hinterpförtchen in das Rathhaus und erstatteten den dort versammelten Rathsherren ihre bedrohlich lautenden Berichte.

Als nach dem Abgange der rathstreuen Amtsmeister und ihrer Älterleute die Vertreter der sechsundzwanzig gegnerischen Gilden, also noch einhundertunddreißig Handwerksmeister im

Saale des Kalands zurückblieben, glaubte Rokswale schon den Fuß im Bügel zu haben. Zu seinem Irrthum glaubte er dies und schlug daher vor, gleich auf der Stelle den neuen Rath zu wählen und ihn sodann zur sofortigen Übernahme des Regimentes auf das Rathhaus zu geleiten.

Diesem Vorschlage stimmten Alle zu, jedoch ebenso lebhaft einem anderen, den Hesterwegen machte. Er wünschte, daß man an der Wahl diejenigen Männer theilnehmen ließe, deren Umsicht und Thätigkeit man vor allen Anderen den Sieg verdankte, und denen man daher vor allen Anderen einen Sitz im neuen Rathe einräumen müßte, die Herren Hans Dalenborg, Ulrich Schupper und Heinrich Sengstake.

So ungelegen dieser Beschluß Rokswale kam, so wenig konnte er doch die Ausführung desselben verhindern. Er versuchte es zwar mit der Bemerkung, ob sie nicht besser thäten, wenn sie Handwerksmeister das unter sich allein abmachten. Aber sie mochten wohl etwas von seinem Streben nach der höchsten Gewalt wittern, die kein Handwerksmeister dem andern gönnte, und nachdem Einer das Wort ausgesprochen, ging es schnell von Mund zu Mund: „Dalenborg soll Bürgermeister werden! — Ja! Dalenborg und Schupper!" Auch Sengstake's Name wurde genannt, aber nicht mit dem vielstimmigen Nachdruck wie die der beiden Anderen. Sie wurden alle drei in den Saal gerufen und hier mit lautem Jubel empfangen. Darauf hatten sie nur gewartet; einmal im Saale, einmal an der Spitze der Gilden, die mit einer erdrückenden Übermacht die Stadt beherrschten, — und sie konnten ernten, was sie gesät hatten.

Rokswale's Hoffnung war wie eine Seifenblase zerplatzt. Gekränkt und mit einem Herzen voll Grimm auf die beiden Erwählten machte er jedoch möglichst gute Miene zum bösen Spiel und forderte den allseitig zum ersten Bürger-

meister ausgerufenen Dalenborg mit sauersüßer Höflichkeit auf, seine Stelle einzunehmen und die Wahl des neuen Rathes zu leiten. Dalenborg kam dieser Aufforderung mit großer Freude nach. Er sowohl wie Schupper, den man als einen schon im Rathe Gesessenen schnell zum zweiten Bürgermeister erhob, dankten mit wohlgesetzten Worten für das ehrende Vertrauen und versprachen für die Handhabung ihres Regimentes das Blaue vom Himmel herunter. Dann schlug Dalenborg die Herren Sengstake und Johann Niebuhr als zwei sehr geschäftskundige Männer, deren man in diesen schweren Zeiten doch wahrlich bedürfte, zu Rathsherren vor und drang im Umsehen damit durch. Darauf wählte die Versammlung die Amtsmeister der bedeutendsten hier vertretenen Gilden, Rokswale, von den Brauern, Dörgerloh von den Bäckern, Hesterwegen von den Schuhmachern, Vogelsang von den Schneidern und Regenstörp von den Knochenhauern. Aus der Mitte heraus rief Einer: „Daniel Spörken!" „Jawohl! Daniel in der Löwengrube!" riefen ihm ein Dutzend andere Meister nach, aber nur ein schallendes Gelächter auf Kosten des glänzend Durchfallenden war der Erfolg dieses spaßhaften Wahlversuches. Den schlauen Führern schienen nun genug Handwerker im Rathe zu sein; um herrschen zu können, gebrauchten sie Parteien, damit sie die eine mit der anderen im Schach halten könnten, und Dalenborg äußerte den Wunsch, der schon wie eine Verordnung klang, man möchte die übrigen fünf Rathsstühle mit erprobten Männern aus den Reihen der Sülfmeister besetzen, da ja doch die Verhältnisse des Sülzwesens die nächste Sorge des neuen Rathes erheischten. Die Amtsmeister hätten lieber lauter Handwerker gewählt, aber Neid hinderte sie, noch mehr Genossen von sich ihre Stimmen zu geben; daher wählten sie ohne Prüfung und Besinnen die fünf Sülfmeister, die ihnen Dalen-

borg nannte; es waren unbescholtene und unbedeutende Männer von deren Lenksamkeit die Handwerksmeister ebenso überzeugt waren wie die neuen Bürgermeister; es kam nur darauf an, von wem sich diese Fünf am leichtesten lenken lassen würden. Man sandte sofort nach dem Sülfmeister-Gildehaus und ersuchte die auf ihre Wahl schon heimlich Vorbereiteten, im Kaland zu erscheinen.

So war denn der neue Rath gewählt, ehe der alte beseitigt war, aber im neuen war nicht halb so viel Einigkeit und gegenseitiges Vertrauen wie im alten. Dem deutlichen Gefühl dieses Mangels entsprang auch der Vorschlag eines Amtsmeisters, der bei allen Nichtgewählten ebenso viel Anklang fand wie Mißfallen bei den Gewählten. Es sollte danach zur Unterstützung des Rathes in besonders schwierigen Fällen — zur Überwachung in allen Fällen, war gemeint — ein Ausschuß von sechzig Bürgern eingesetzt werden. Die neuen Rathsherren konnten dem nicht widersprechen ohne den Verdacht zu erregen, daß ihre Amtsführung eine lichtscheue sein würde, und für die nicht im Rathe sitzenden Bürger gab das eine neugeschaffene Würde, die ihnen einen Einfluß auf das Regiment der Stadt versprach und mit der sich die dazu Gekorenen über ihre fehlgeschlagene Hoffnung auf einen Rathsstuhl trösten konnten. Man beschloß also, in den nächsten Tagen sechzig Bürger zu diesem Behufe zu wählen und gab diesem Ausschusse den Namen: die Sechziger.

Als die fünf zu Rathsherren erwählten Sülfmeister eingetroffen waren, nahm Dalenborg das Wort und sprach: „Hochachtbare Herren und liebe Freunde! Nun sind wir so weit, daß wir der versammelten Bürgerschaft den neugewählten Rath zeigen können, den der einmüthige Wille der Besten und Mächtigsten in der Stadt zu dieser Ehre berufen hat. Dann

werden wir uns auf das Rathhaus begeben und den alten Rath auffordern, uns Platz zu machen. Ich erwarte von Euch, daß Ihr mir als Eurem ersten Bürgermeister in allen den Maßregeln treulich beisteht, die ich je nach Umständen und vorfallender Gelegenheit zur Ruhe und Sicherheit der Stadt zu treffen für gut finden werde. Ihr habt unseren Gegnern gelobt, sie nicht mit Gewalt anzutasten, wenn sie sich selber ruhig halten. Wenn Ihr aber Frieden haben wollt, so müssen wir unseres Amtes vorerst mit Strenge walten; kann ich mich dabei auf Euch verlassen?"

„Jawohl! jawohl!" riefen sie ihm entgegen.

„Wohlan, so folgt mir!"

Er machte sich mit Schupper und Sengstake auf, die neuen Rathsherren schlossen sich an, und die Übrigen folgten.

Auf dem Platze vor dem Kaland wurden sie mit einem Freudengeschrei empfangen, das die mißbilligenden Kundgebungen ihrer Gegner unterdrückte, und Dalenborg redete zu dem harrenden Volke: „Bürger und Freunde! Hier seht Ihr Euren neuen Rath, wie er aus Willen und Wahl der ehrbaren Gilden, also des größten und besten Theiles gemeiner Bürgerschaft kürzlich hervorgegangen ist. Wir geloben, unsere gute Stadt vor Unheil und Verderben zu schützen und zu wahren und wollen jegliche Mängel und Gebrechen, die wider Gelübde, Gebote und Verbote des Reiches und wider redliche alte Gesetze unserer Stadt heimlich oder öffentlich gethan und geschehen sind, aller Gebühr halten und sie ohne Behinderung und Benachtheiligung von Handwerk oder Dienst mit Besserung und Befreiung löblich zu Wege stellen, wie es Jedermann förderlich und bequem ist zum gemeinen Besten, zu Wohlfahrt und Gedeihen und zur Abwehr und Linderung schwerer anfallender Nothdurft und Armuth. Bürger, Brüder und Freunde!

leiht uns Euren Beistand, schenkt uns Euer Vertrauen, denn solches zu verdienen werden wir allezeit geflei̇ßigt sein. Brüder! die Stunde ist gekommen, die der Freiheit schlägt; laßt sie uns nützen! wir haben das Recht dazu und die Macht. Vorwärts, Brüder! vorwärts aufs Rathhaus!"

„Aufs Rathhaus! aufs Rathhaus!" brüllten die Tausende und jubelten und jauchzten die Hände erhebend und die Hüte schwenkend dem neuen Rathe zu, wie sie vor zwei Wochen noch dem alten zugejubelt hatten. Dann schob und wälzte sich brausend und johlend die unzählige Menge über den Platz am Sande nach dem Markte, so daß dieser bald von Menschen dicht besetzt war, die den Zug der Rathsherren, Amtsmeister und Älterleute durch ihre Mitte schreiten ließen. Unter den Amtsmeistern waren viel enttäuschte, aber im Gedränge befand sich Einer, der sich tiefer gekränkt fühlte als Alle; das war Daniel Spörken. Der neue Rath war zu Stande gekommen ohne ihn! ohne ihn, der doch als ein Freund Sengstake's mit Allem, was ein Rathsherr zu wissen nöthig hatte, so gut Bescheid wußte wie Keiner. Nun wollte er mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun haben, wollte sich mißmuthig nach Hause begeben, um sich von seinem lieben Frauchen trösten oder, was wahrscheinlicher war, auslachen zu lassen, als ihn ein Altermann bemerkte und ihm zurief: „Daniel! es ging nicht, wir konnten Euch nicht durchbringen, sie meinten Alle, Ihr wäret zu tollkühn und zu hitzig, wolltet immer gleich dreinschlagen, und es käme auch Keiner im Reden gegen Euch auf." Die Umstehenden belachten den Spott, auf den der gefoppte Schuster keine Antwort hatte. Ärgerlich drückte er sich bei Seite und ging betrübt nach Hause.

Auf dem Markte drängte sich in auffallender Weise eine Anzahl Meister und Gesellen, alle bewaffnet, wie auf Ver-

abredung an die Bürgermeister heran, umgab sie gleich einer Leibwache und zwängte sich mit ihnen in das Rathhaus. So Viele sich nur irgend Raum schaffen konnten, strömten nach, füllten die Treppen, Gänge und Hallen, und mehr als Hundert drangen in die große Audienz zu dem dort versammelten Rath.

Ein tiefes, verlegenes Schweigen trat ein, als jetzt die aufsässigen Bürger Auge in Auge vor denselben Männern standen, denen Ehrerbietung und Gehorsam zu erweisen sie seit langen Jahren gewohnt waren, und die sie nun mit hartem Trotze und verwegener That verstoßen und vertreiben wollten. Manchem ehrlichen Handwerker klopfte das Herz, und er schlug die Augen nieder, weil er den strengen Blick des Bürgermeisters, den treuherzig ernsten Viskule's oder den sanft vorwurfsvollen Mildehövet's nicht ertragen konnte. Der Bürgermeister lehnte sich mit verschränkten Armen in seinen Stuhl zurück und musterte mit einem verächtlich spöttischen Zug um den Mund die Heerschaar seiner Feinde. Töbing hatte sein Schwert vor sich zwischen die Knie gestellt und hielt den Griff mit beiden Händen umklammert. Alle saßen an der einen Langseite des Sitzungstisches, dem gegenüber die Eingedrungenen Aufstellung genommen hatten.

Aber nicht lange währte die peinliche Stille.

Dalenborg trat einen Schritt vor, und seinen haßgetränkten Blick auf den Bürgermeister Springintgut heftend begann er: „Nach dem Willen gemeiner Bürgerschaft seid Ihr, die Ihr die Stadt in Noth und Verderben gebracht habt, Eures Amtes entsetzt. Hier stehen jetzt Bürgermeister und Rath von Lüneburg und fordern Euch auf, uns Platz zu machen auf Euren Stühlen, die nun unsere Stühle sind."

„Laßt Euch einmal näher besehen, Ihr, die Ihr Euch Bürgermeister und Rath von Lüneburg nennt!" erwiederte

Springintgut. „Euch hat man zum Bürgermeister gemacht, Dalenborg? und Ulrich Schupper? und auch der edle Herr Sengstake fehlt nicht. Nun, Glück zu, gemeine Bürgerschaft, zu dieser weisen Wahl! Schämt Ihr Euch nicht, Ihr Bürger von Lüneburg?" rief er zornglühend und sich vom Stuhl erhebend. „Habt Ihr nicht mehr Ehre und Gewissen im Leibe, oder seid Ihr Alle miteinander wahnsinnig geworden, daß Ihr Eure Stadt elenden Verräthern preisgebt?"

„Hütet Euch wohl mit Euren großen Worten, Ihr redet Euch sonst leicht um Euren Hals," sprach Dalenborg drohend. „Wir haben die Gewalt und können mit Euch thun, was uns beliebt."

„Gestohlen habt Ihr die Gewalt und rühmt Euch noch damit!" erwiederte Springintgut. „Wie arme Sünder stehen sie da vor mir, die ehrbaren Meister mit ihrem Eidbruch auf der Seele. Seht mir ins Gesicht, wenn Ihr den Muth habt, Ihr Schürzenhelden!"

Lautes Murren, mit Schimpfreden gemischt, war die Antwort der also Geschmähten. Zornig blickten sie Springintgut an, und Einige wollten auf ihn los, wurden aber von Anderen daran gehindert.

„Was der heilige Vater befiehlt, kann kein Eidbruch sein," sagte Schupper. „Ihr wollt den Bann auf uns wälzen —"

Dalenborg unterbrach ihn und fuhr auf die sitzenden Rathsherren ein: „Fort von Euren Stühlen, oder wir werfen Euch herunter! Jetzt haben wir das Regiment, und Ihr habt uns zu gehorchen."

„Gehorchen? Euch gehorchen?" rief Springintgut, „das glaubt Ihr wohl selber nicht; aber hier! da habt Ihr das Regiment! nun versucht es einmal mit dem Löwen von Lüneburg!" Damit packte er das große Stadtsiegel, das vor ihm

stand, und stieß es Dalenborg gegenüber fest auf den Tisch, als ob er so die Niederlegung seines Regimentes und das Unglück der Stadt besiegelte.

„Nun die Schlüssel!“ sagte Dalenborg.

„Sucht sie Euch, wenn Ihr sie haben wollt!“ entgegnete Springintgut.

„Wo ist der Sülfmeister?“ frug Heinrich Viskule.

„Der Sülfmeister rührt keine Hand für Euch,“ sprach Dalenborg.

„So ist er todt.“

„Nein, er sitzt ungekränkt und frei in seinem Hause.“

„In seinem Hause? So laßt uns auch nach Hause gehen, liebe Herren, und dort unserer Stunde warten,“ sagte Springintgut zu seinen Gefährten im alten Rath und wollte sich mit ihnen entfernen.

„Halt! — Ihr geht nicht nach Hause! Ins steinerne Weinfaß wandert Ihr, Johann Springintgut!“ rief Dalenborg und fügte mit schneidendem Hohn hinzu: „Ihr kennt es ja; grüßt das dunkle Kämmerlein von mir!“

Springintgut erbleichte, und es überlief ihn eisig kalt. Dalenborg aber fuhr mit erhobener Stimme fort: „In die Thürme mit Euch Allen, wie Ihr da sitzt! Da wartet auf Euren Spruch oder so lange, bis wir, der Rath, anders über Euch zu Rathe werden! Freunde,“ wandte er sich zu den nahe stehenden Meistern und Gesellen, „Ihr wißt schon, wo ich Jedem sein Losament bestimmt habe; führt sie ab!“

„Blut und Blau!“ rief Töbing und zog aufspringend das Schwert, „noch habt Ihr mich nicht, und lebendig kriegt Ihr mich nicht!“

Augenblicks waren alle Klingen im Saale bloß, und Dalenborg sprach: „Verlangt Euch nach Blut, Herr Töbing,

so soll Eures zuerst den Boden färben, damit wir sehen, wie roth es ist. Greift ihn, oder schlagt ihn nieder!"

Aber schnell trat Rokswale vor und gleich nach ihm auch Dörgerloh und Regenstörp. Sie breiteten die Arme aus und stemmten sich gegen die Vordringenden, und Rokswale sprach mit lauter Stimme: „Ruhig, Brüder! hier wird kein Blut vergossen." Und dann sich zu dem Rathsherrn wendend: „Ihr seht wohl, Herr Töbing, daß Widerstand hier ganz unmöglich ist. Fügt Euch, Ihr Herren, und es soll Keinem von Euch ein Leid geschehen. Damit in der Stadt Frieden bleibt, müssen wir Euch eine Weile in Haft nehmen, denn wir wollen keinen Kampf."

„Feiglinge seid Ihr, erbärmliche Schufte!" rief Töbing.

Wieder hatten die besonneneren Amtsmeister große Mühe, ihre beleidigten Kumpane von Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Sie schalten und schrieen durch einander, wollten Hand an die Abgesetzten legen und konnten es nicht erwarten sie als Gefangene behandelt zu sehen. Die Rathsherren schaarten sich mit blanker Waffe um Töbing, um sein und ihr Leben zu vertheidigen. Das reizte die Gegner noch mehr zum Angriff, dem nur ein sehr ungleicher und kurzer Kampf folgen konnte. Springintgut schritt den Wüthenden mit gesenktem Schwert entgegen und sprach: „Spart Euer Geschrei, hier bin ich! macht ein Ende und verfahrt mit uns, wie Ihr Macht habt; aber Recht verlang' ich, Gnade will ich nicht von Euch!" und dann zu den Rathsherren: „Wir haben unsere Schuldigkeit gethan, hochedle Herren, und weichen nur der schändlichen Gewalt von Empörern und Verräthern. Ich schließe die letzte Sitzung des echten und gerechten Rathes von Lüneburg. Und so," fuhr er fort, indem er sein Schwert zu Boden warf, „so werfe ich die Macht von mir, die ich getragen und geübt habe

nach meinem besten Wissen und Können. Gott schütze die Stadt und gebe uns Frieden in unseren Tagen!"

Man nahm den sich in ihr Schicksal ergebenden Rathsherren die Waffen, und jeder derselben wurde von einem halben Dutzend Handwerker, denen sich draußen eine größere Schaar anschloß, in den für ihn bestimmten Kerker abgeführt, Springintgut in das steinerne Weinfaß unter der Gerichtslaube, Töbing in den Sodmeisterzwinger in der Nähe der Sülze, Viskule in den blauen Thurm am Sülzthorwall vor der Rackerstraße, die Anderen in andere Thürme, in den Bär, die Pagenmütze, den Goldschmiede-, Salzmesser- und Mühlenzwinger.

Mancher von ihnen auf seinem schweren, schmachvollen Gange frug sich leise, wie Viskule vorher laut gefragt hatte: Wo ist der Sülfmeister?

Die Erwählten setzten sich nun auf die leer gewordenen Rathsstühle und Bürgermeister Dalenborg sprach: „Ich eröffne die Sitzung!"

Darauf entfernten sich alle Übrigen aus dem Saale, und die Sieger saßen zum ersten Mal zu Rathe.

Sechstes Kapitel.

Als Gotthard Henneberg auf seinem Heimwege vom Kaland in die Rothe Hahn-Straße kam, sah er seine Frau und Tochter vor der Hausthür stehen, wie sie die Gasse entlang spähten und in Angst um ihn auf seine Rückkehr warteten. Als er eintrat, umschlangen sie ihn voll Freude, daß er aus Kampf und Gefahr, worin sie ihn verwickelt glaubten, errettet und ihnen heil und gesund wiedergegeben war. Er mußte ihnen den Hergang der Versammlung erzählen und ihnen die Gilden nennen, die mit ihm dem Rathe treu geblieben waren. Es waren außer den Böttchern die Goldschmiede, Schmiede, Schiffer, Gerber, Wandschneider, Grapengießer, Harnischmacher, Maurer und Barbiere. Alles Weitere war ihm noch unbekannt, aber er rieth den Frauen, sich auf das Widersinnigste und Verwerflichste gefaßt zu machen, was Thorheit und Eitelkeit der Einen im Bunde mit Haß und Habgier der Anderen bei einer auf das Höchste erregten Menge nur fertig bringen könnten. „Ich fürchte," schloß er, „es übermannt mich, und ich schlage in der Wuth mit Faust und Ferse dazwischen, sonst ginge ich hin und sähe mir alle die Dummheiten, die Schmach und Schande mit an, die sie dort begehen werden."

„Geh nicht hin, Gotthard! bleib bei uns!" bat Johanna. „Wenn Gilbrecht wiederkommt und die Anderen, so wirst Du Alles erfahren."

„Nein, nein, ich will auch nicht fort," erwiederte er und ging eine geraume Weile in der Stube auf und ab ohne zu sprechen. Dabei sah er immer nach seinem Schwerte, das er dort neben die Thür gestellt hatte; ihm war, als zöge es seine Blicke mit unwiderstehlicher Macht an, als winkte es ihm, als bewegte es sich und käme ihm entgegen.

„Johanna!" sprach er endlich, „laß mich hinaus! mich faßt eine Unruhe sonder Gleichen, mir ist, als hört' ich vom Markte her meinen Namen rufen, und dann klingt es mir wieder wie Glockenläuten in den Ohren; die Verräther stürmen das Rathhaus, und ich nicht dabei! ich glaube, wir können's aufnehmen mit ihnen, sie sind nicht einig unter sich —," und er griff nach dem Schwerte.

Aber Johanna fiel ihm in den Arm. „Gotthard, nur heute nicht! nur jetzt nicht!" flehte sie, „sie sind in Wuth, Du selber hast Deine ruhige Überlegung nicht und würdest thun, was Dich später gereut."

„Vater, ich will hingehen," sprach Ilsabe, „will hören und sehen, wie es steht, und Dir Bescheid bringen, aber Du bleib hier bei der Mutter, geh nicht im Zorne hin!"

„Denkt an die Rathsherren," erwiederte der Meister, „ich kann sie nicht im Stiche lassen; ihr Leben ist vielleicht in Gefahr; das wenigstens will ich schützen." Damit nahm er das Schwert.

„Gotthard!" sprach Johanna und legte ihre Hand auf seine Schulter, „ich habe geschwiegen in meiner namlosen Angst, als es hieß, wir sollten gebannt werden; Du hast keinen Laut der Klage, nicht die leiseste Bitte von mir gehört, ich habe im Stillen geweint und im Stillen gebetet um unserer Seelen Seligkeit, aber ich habe Dich in Deinem Thun und Lassen mit keinem Worte hindern und irren wollen, obwohl ich in

meinem Gewissen schier verzweifelte. Nun ist es vorüber, der Bann ist — Gott sei gepriesen und gelobt! — von uns abgewandt; aber jetzt höre meine Bitte: laß es nicht zum Kampfe kommen! Wenn Du jetzt hingehst und das Schwert ziehst, so fließt Blut auf beiden Seiten, und es ist kein Ende abzusehen von Schrecken und Tod."

„Johanna," antwortete Gotthard, „wenn ich jetzt im Rathe säße, im alten Rathe, wie es Viskule wollte und wie Du es auch wünschtest, und ich wäre nun mit den Anderen in Noth und meine Freunde ließen mich im Stiche —"

„Du hast den Feinden Frieden gelobt, Vater!" sprach Ilsabe laut und entschieden.

„Verdammt! das hab' ich gethan!" rief der Meister und stieß das Schwert in die Ecke, das er noch immer in der Hand gehalten hatte. „Das ist es, was mich am ersten reut!" Er warf sich in seinen Lehnstuhl und starrte finster brütend vor sich hin. Johanna setzte sich ihm gegenüber und faßte seine Hand, während sich Ilsabe neben ihn stellte und ihm sanft über das graublonde Haar strich, das an der Stirn in gerader Linie kurz abgeschnitten war, aber an den Seiten und am Nacken lang herab hing.

„Laß Dich's nicht gereuen, Gotthard, daß Du Frieden gelobt hast," sprach Johanna, als sie sah, wie es in der Brust ihres Mannes wogte und wühlte, „es war vorsichtig und weise. Viele von Deinen Gegnern sind nur von der Neuheit des Geschehenen verwirrt und von falschen Hoffnungen bethört; aber sie werden sich besinnen, werden wie nach einem verschlafenen Rausch eines Tages nüchtern erwachen, und wenn sie dann die Stadt in Gefahr sehen, von Bösewichtern verrathen und verkauft zu werden, so werden sie sich Alle um Dich wie um ihren Retter schaaren, und dann, Gotthard, dann

will ich Dich nicht halten, wenn Du für Recht und Freiheit in den Kampf gehst, aber heute wär es nur ein Raufen und Würgen in blinder Wuth, um Haß und Rache zu stillen, weiter nichts."

Gotthard blickte seine Frau groß an und sagte: „Willst Du für Recht und Freiheit unserer Stadt dann auch den Bann ertragen?"

„Dann fürcht' ich ihn nicht," erwiederte sie. „Wenn die Gilden alle einig sind und sich gegen Mißbrauch der Gewalt auflehnen, so werden sie mit den Weisesten und Würdigsten der Geschlechter einen Rath bilden, der nach Wunsch und Willen des heiligen Vaters ein gütliches Abkommen mit den Prälaten trifft ohne Verfängniß von der Stadt Ehre, Recht und Freiheit. Sie werden Dich rufen, Gotthard, und dann wirst Du es sein, der uns wieder Ruh und Frieden schafft."

„Woher kommt Dir solche Eingebung, Johanna?" frug erstaunt der Meister.

„Seit Deinem Gespräch mit Viskule hier an dieser Stelle, als er Dich aufforderte, in den Rath zu kommen und Du von einer Arbeit sprachst, die Deiner noch hier wartete, seitdem habe ich oft darüber nachgedacht und es mir in schlaflosen Nächten der letzten Wochen so ausgesponnen. Hab' ich denn nicht Recht, Gotthard?"

„Hast Recht, hast Recht, liebes Weib!" sprach der Meister und drückte ihr die Hand.

Er schien ruhiger geworden zu sein und nickte mit dem mächtigen Haupte still in Gedanken vor sich hin. Plötzlich schrie Ilsabe am Fenster stehend laut auf:

„Gilbrecht! er blutet!" und eilte dem Bruder entgegen. Gilbrecht trat ein mit blutigem Gesicht. „Es ist nichts," sagte er, „gebt mir ein Tuch und Wasser."

Der Meister war aufgesprungen. „Blut!?" rief er „Gilbrecht, geht es los? den Harnisch her!" Das Schwert hatte er schon wieder gefaßt.

„Es ist nichts, Vater," sagte Gilbrecht, „es ist Alles vorüber."

„Was ist vorüber?" frug der Meister.

„Wir wollten den Rathsherrn befreien, Herrn Viskule."

„Befreien? ist er gefangen?"

„Ja, sie sitzen Alle in den Thürmen."

„Die Rathsherren?"

„Ja, Alle."

„Den Harnisch! Mord und Tod! den Harnisch, Ilsabe! Das ist Friedensbruch! ich lasse läuten! das kann gemeine Bürgerschaft nicht wollen!" rief der Meister wüthend und band sich mit bebenden Händen das Schwert um.

„Bleib hier, Vater!" sagte Gilbrecht, „sie haben es geschehen lassen, Alle, Alle ohne Widerspruch. Du richtest nichts aus, es ist ganz unmöglich, verlaß Dich darauf! sonst wäre ich nicht hier. Die kleine Schramme ist nicht der Rede werth."

Jetzt kam auch Arnold und Jakob mit Lutke und bestätigten, daß die Rathsherren unter Beifall und Hohn des gesammten Volkes auf Markt und Gassen eingesperrt, aber Alles ruhig in der Stadt wäre und die Menge sich allmählich zerstreute.

„O die Verräther! die Feiglinge!" brauste der Meister, „und ich muß hier stehen wie mit gebundenen Händen, das Herz voll Scham und Grimm über die Bosheit und Niedertracht! Wenn ich nur Schuttenhelm hätte und Schneverding und noch ein Dutzend Andere mit ihren Gesellen. Laßt mich hinaus! ich bringe sie zusammen, und wir sprengen die Thürme."

Aber Johanna hing sich an seinen Hals und rief: „Wir

lassen Dich nicht fort, Du rennst in Dein Verderben, und wir sehen Dich nicht wieder." Ilsabe umwand seinen Arm mit einer echt Hennebergischen Kraft; selbst Gilbrecht stemmte sich gegen den Vater und drängte ihn zurück, Arnold stellte sich breit vor die Thür, und Jakob und Lutke suchten dem Meister das Schwert zu entwinden.

So rangen die Seinigen alle in treuer Liebe mit dem hochherzigen Manne und konnten ihn nur mit äußerster Mühe zurückhalten; er war in einer furchtbaren Verfassung.

Gilbrecht hatte eine leichte Hiebwunde auf der linken Wange. Während die Mutter ihn wusch, erzählten er und die Anderen, was sie gesehen und gehört hatten. Als man Herrn Heinrich Viskule in das Gefängniß führte, hätte Gilbrecht den nächststehenden Böttcher- und Schifferknechten schnell einen Wink gegeben, und sie wären dem Zuge, der den Rathsherrn wegbrachte, gefolgt, um einen Befreiungsversuch zu machen. Auch Balduin hätte von Brömbsen's Eckhause am Markt und an der Münze seinen Vater gehen sehen und wäre ihnen nachgekommen. Auf dem Platze vor dem blauen Thurme wären sie handgemein mit den Anderen geworden und es wären Blutschläge gefallen. Herr Viskule hätte Alles aufgeboten, die Kämpfenden auseinander zu halten, aber es wäre doch eine Weile heiß hergegangen, und Herr Viskule hätte vielleicht entschlüpfen können, wenn er gewollt hätte. Da hätten seine Wächter Beistand erhalten und nun hätten sie, die Befreier, sich zurückziehen müssen, während der Rathsherr in den Thurm gesperrt wäre. Blutige Köpfe hätte es hüben und drüben gegeben, und Balduin —; Gilbrecht stockte, denn er sah Ilsabe's angsterfülltes Gesicht.

„Balduin?" frug sie Alles vergessend, mit brennenden Augen.

„Er ist schlimmer daran als ich," sagte Gilbrecht, „er hat einen Stich in den Arm, aber Gefahr hat es wohl nicht."

Einen Stich in den Arm! das hörte Ilsabe noch, dann lief sie hinaus ohne Schwanken und Bedenken.

„Ilsabe!" rief die Mutter ihr nach, aber sie war schon fort, die Hausthür fiel donnernd ins Schloß.

„Laß sie nur, Mutter," sprach Gilbrecht, „sie kann dort von Nutzen sein zu Hildegund's Beistand; auf Barbara ist kein Verlaß."

Auf Barbara war kein Verlaß; nein, wahrlich nicht. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und ließ sich nicht sehen; man hörte sie kramen und packen, als wollte sie auf und davon. Sie hatten fast Alle den Kopf verloren auf dem Viskulenhof. Der Rathsherr gethurnt, der Junker verwundet; was sollte nun werden?

Balduin war viel später nach Hause gekommen als Gilbrecht, denn er hatte einen Umweg an den Wällen entlang machen müssen, um nicht durch die belebten Straßen zu gehen, wo man den verwundeten Junker leicht als einen Friedensbrecher aufgegriffen hätte.

Ilsabe flog im Viskulenhause die Treppe hinauf und stürmte in das Wohnzimmer. Dort fand sie Hildegund mit Martin, dem alten Diener des Rathsherrn, dem die Thränen über die gefurchten Wangen liefen, eben beschäftigt, Balduin den Ärmel aufzutrennen. Er war etwas bleich; aber bei Ilsabe's Eintritt glänzte sein Antlitz in Freude, und mit einem leuchtenden Blick sprach er: „O Ilsabe! Du kommst! nun schmerzt es schon nicht mehr."

Als Ilsabe den wiedersah, der ihr bei ihrem letzten Zusammensein auf dem Kopefahrtfeste so viel Herzeleid bereitet hatte, stutzte sie einen Augenblick, als wollte sie in der Thür

wieder umkehren; aber schnell siegte die Liebe über diese Wallung des Zornes; sie blieb und näherte sich dem Verwundeten, um nach seinem Schaden zu sehen. Auch Hildegund war es ein Trost, die Freundin zur Seite zu haben.

„Nur Wasser! Wasser, Martin!“ gebot Ilsabe, „einen Schwamm und Leinenzeug! das Andere besorgen wir.“

Martin eilte, so viel er konnte, und die beiden Mädchen befreiten nun behutsam und ohne Scheu Balduin's Arm von allem Gewand. Am rechten Oberarm, nicht weit von der Schulter, hatte er einen Stich von einer Partisane, der aber nicht tief, sondern seitlich gegangen war und das volle Fleisch aufgerissen hatte. Ilsabe hielt Balduin's Arm in ihrer linken Hand und wusch und kühlte die Wunde mit dem Schwamm in der rechten, während Hildegund das Leinenzeug in schmale Streifen schnitt.

„Habt Ihr kein Wundpflaster im Hause?“ frug Ilsabe.

„Doch, doch! ich habe noch welches,“ erwiederte Martin und ging es zu holen. Balduin war es unendlich wohl unter Ilsabe's sanfter Berührung. Zurückgelehnt in einem bequemen Sessel wandte er kein Auge von ihr, und seine Wunde war ihm willkommen um ihrer Pflegerin willen. Aber wie war auch Ilsabe hier auf dem Platze! mit welcher Umsicht und Sicherheit leitete und vollbrachte sie alles Nöthige zur Heilung des geliebten Freundes! man sah es ihr an, wie glücklich sie war, helfen zu können.

„Ihr holden Bönhasen,“ lächelte Balduin, „pfuscht dem Barbierer ins Handwerk, aber macht es tausendmal besser. Ilsabe, ich glaube, unter Deinen Händen würden alle Wunden heilen; von keiner Anderen ließ ich mich lieber pflegen.“

Sie blickte ihn innig an; seine Worte und der Ton, mit dem er sie sprach, waren Balsam auch für ihre Wunde, die er selber ihr geschlagen hatte.

„Willst Du mein Arzt sein, Ilsabe?“ fuhr er fort, „ich will mich in Alles fügen, was Du mir verordnest. Aber Du mußt recht oft wiederkommen und nach Deinem Kranken sehen, Deine Gegenwart macht Alles wieder gesund an mir, Alles, Ilsabe! — auch —“

Auch das Herz, wollte er sagen, sprach das Wort aber nicht aus. Ilsabe verstand ihn und neigte sich tief herab, daß er ihr Erröthen und das Schimmern ihrer Augen nicht sehen sollte. Sie suchte sich zu fassen, konnte aber weiter nichts sagen als: „Ja, Balduin, ich will Dein Arzt sein.“

Nun war er verbunden, und abgesehen von einem mäßigen Brennen der Wunde, war ihm ganz behaglich zu Muthe. „Wie steht es mit Gilbrecht?“ frug er.

„Gilbrecht? Ist Gilbrecht auch verwundet?“ frug Hildegund erschrocken.

„Es ist nicht schlimm,“ beruhigte sie Ilsabe, „er hat einen leichten Hieb im Gesicht, der nicht viel zu bedeuten hat; die Mutter legt ihm ein Pflaster auf.

Jetzt wäre am liebsten Hildegund davon gelaufen, um Gilbrecht zu pflegen. Sie stand schon auf dem Sprunge, bedachte sich aber noch, daß ja im Böttcherhause eine Mutter war, der sie ihre überflüssige Hülfe nicht aufdringen konnte, ohne ihre Gefühle für den Sohn zu verrathen. „Hat es wirklich nichts zu sagen?“ frug sie noch einmal.

„Gewiß nicht!“ versicherte Ilsabe, „ich denke mir, Gilbrecht wird bald herkommen.“

Das beruhigte Hildegund, aber mit um so stärkerer Gewalt erwachten nun Schmerz und Sorge um den eingekerkerten Vater.

„Wenn ich nur zu ihm könnte!“ sprach sie, „um für ihn zu sorgen, daß er nicht Mangel leidet am Nöthigsten.“

„Im blauen Thurme wird man ihn nicht auf Rosen betten und auch Niemand zu ihm lassen," erwiederte Balduin bekümmert. „Aber zu ängstigen brauchst Du Dich nicht; sie werden ihm nichts Böses zufügen, denn der Vater ist beliebt bei der Bürgerschaft wie kein Zweiter im Rath außer etwa Marquard Mildehövet. Die beiden werden sicher am ersten wieder frei kommen, vielleicht morgen schon, aber wir können nichts dazu thun."

Ilsabe erzählte, in welche Wuth Ihr Vater bei der Nachricht gerathen wäre. Da kam Gilbrecht mit geschwollener und bepflasterter Wange. Balduin lachte, als er des Freundes schiefes Gesicht sah.

„Lache nicht!" sprach Gilbrecht, „sonst muß ich mitlachen, und das kann ich nicht."

„Thut es weh?" frug ihn Hildegund theilnehmend.

„Nein," erwiederte er, „es strammt nur ein wenig."

„Es soll mich nur wundern," sagte Balduin, „ob sie uns nicht zu Leibe gehen werden, Gilbrecht, wegen unseres Befreiungsversuches."

Die beiden Mädchen erschraken, und Ilsabe blickte mit der gleichen zärtlichen Angst auf Balduin wie Hildegund auf Gilbrecht.

„Ich glaub' es nicht," sagte Gilbrecht, „sie haben größere Sorgen."

„Wenn Ihr uns Mädchen noch zu etwas Anderem brauchen könnt, als Eure Blutrünste zu verbinden, so sagt es nur, wir sind zu Allem bereit," sprach Ilsabe; „ich kann mit der Armbrust schießen."

„Ich kann reiten wie der Wind," fiel Hildegund ein, „wenn es gilt, eine rasche Botschaft zu tragen."

„Und wenn es sein muß, schnall' ich mir einen Harnisch

um," rief Ilsabe; „mit einem paar Schneidern nehm ich's allenfalls auf." Sie breitete die Arme aus und ballte die Fäuste, ihre Augen strahlten voll Muth in dem erglühenden Antlitz. Wie eine Heldin stand das schöne Mädchen da, daß die Freunde ihre Lust daran hatten.

Gilbrecht sprang auf und umschlang die Schwester, die den Bruder mit rüstiger Kraft an den Busen drückte und küßte. Sie spürten beide in aufwallenden Gefühlen den unwillkürlichen Drang, etwas Liebes in die Arme zu schließen. Hildegund und Balduin sahen die Herzenseinigkeit der Geschwister, und jeder von ihnen wünschte sich heimlich an die Stelle Eines der beiden Anderen, die vielleicht Ähnliches dachten.

Wieder vergaß die leichtgesinnte Jugend über Liebesglück und Liebeshoffen selbst die nächsten Sorgen, die doch nun unmittelbar an sie herangetreten waren.

Die beiden Hennebergs wollten nach Hause gehen, und Ilsabe sagte zu Balduin: „Nun verhältst Du Dich ganz ruhig, Balduin! hast Geduld und bewegst den wunden Arm so wenig wie möglich. Versprichst Du mir, das zu befolgen?"

„Ja! aber komm morgen wieder!" bat er, „komm recht oft, Ilsabe!"

Gilbrecht sagte: „Hildegund, sollte hier etwas Ungewöhnliches vorfallen, so läßt Du mich rufen."

„Versteht sich!" erwiederte sie, „brauchst aber auf das Gerufenwerden nicht zu warten, kannst auch ungerufen kommen. Auf Wiedersehen morgen, Gilbrecht!"

„Wünschest Du es, Hildegund?"

„Ob ich es wünsche, Gilbrecht!"

„Gilbrecht, wenn Du nun nicht kommst," lachte Balduin —

„Dann sitz' ich im Thurm," erwiederte er glücklich.

Die Hennebergs gingen. Balduin blickte Hildegund, als

er mit ihr allein war, bedeutungsvoll lächelnd an; sie erröthete darüber. „Komm mal her!“ sagte er. Sie beugte sich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf des Bruders Lippen. „Der ist von Ilsabe,“ sprach sie schelmisch, denn die hatte sie beim Abschied geküßt. „Schön Dank!“ lachte Balduin.

„Ach! wäre der Vater nur bei uns!“ seufzte sie und verließ das Zimmer.

Gilbrecht und Ilsabe fanden zu Hause ihren Vater immer noch in übler Stimmung. Mürrisch verschloß er sich gegen allen Zuspruch und sann nur auf Mittel und Wege, das Geschehene ungeschehen zu machen und noch Schlimmeres abzuwenden, das er von den nächstkommenden Tagen sorgenvoll erwartete. Da ließen ihn die Seinigen in Ruhe, denn sie wußten, daß er mit sich allein am besten fertig wurde, und es war sehr still im Böttcherhause.

Gegen Abend kam ein Rathsdiener zu Meister Gotthard und brachte ihm den schriftlichen, vom Bürgermeister Dalenborg unterzeichneten Rathsbefehl zum Einlager; das hieß mit anderen Worten Gefängniß im eigenen Hause, welches der damit Bestrafte bis zur ausdrücklichen Aufhebung dieser Sperre mit keinem Schritte verlassen durfte. Meister Gotthard besah sich das Ding und den Mann, der es gebracht hatte. „Was Ihr Euch wohl denkt!“ lachte er. „Einlager! das sollte mir fehlen! Ich werde gehen, wann und wohin es mir beliebt, und wer mir in den Weg tritt, der thut es auf seine Gefahr.“ Damit zerriß er den Befehl und gab die Stücke dem Boten zurück. „Da! das bringt Herrn Dalenborg wieder und bestellt ihm von Wort zu Wort, was ich Euch gesagt habe.“

„Tragt's mir nicht nach, Herr Amtsmeister!“ sagte der Rathsdiener, „ich kann nichts dafür, ich muß gehorchen.“

„Müßt Ihr?“ sprach der Meister, „nun, ich muß nicht.“

So endete dieser merkwürdige Tag in Lüneburg. Wie Vieles hatte er den Bewohnern der stolzen Hansestadt gebracht! Er hatte ihnen die Macht des Papstes gezeigt, der aus weiter Ferne in ihre Geschicke lenkend eingriff, hatte den Prälaten eine schwere Genugthuung verschafft und einigen böswilligen Menschen zu einem schmählichen Siege über althergebrachte Ordnung und Gerechtigkeit und zur theilweisen Verwirklichung ihrer arglistigen Pläne verholfen.

Aber alle Früchte, die dieses Tages Sonne gefördert, waren noch nicht reif am Baume der Zeit; ein Sturmwind erst sollte sie aus seinen dunklen Zweigen schütteln.

Siebentes Kapitel.

Am anderen Morgen sah Lüneburg noch genau so aus wie es vor drei Tagen oder vor drei Monden ausgesehen hatte. Die Thürme ragten nach wie vor in die Luft, unbekümmert um die hochedlen Insassen, die sie in ihrem festen Gemäuer bargen; das Rathhaus stand noch auf demselben Fleck und ließ sich nichts davon merken, daß es wieder einmal den Herrn gewechselt, wie es in den anderthalb Jahrhunderten, die es auf dem Dache hatte, schon so manchen hatte ein und ausgehen sehen, und daß es für seinen letzten strengen Gebieter jetzt keinen anderen Platz hatte als ein kleines, finsteres Loch mitten in seinem ungeheuren steinernen Leibe. Das Glockenspiel auf seinem höchsten Thurme sang immer noch allstündlich den alten Spruch, wie es ihn gestern hoch über dem Lärm und Tumult gesungen hatte, und die Göttin Luna am Brunnen auf dem Markte lächelte in ihrer unverhüllten bronzenen Schönheit noch ebenso, wie sie gestern gelächelt hatte. Auch die stolzen Giebel mit ihren schwingenden Wetterfahnen verriethen den über sie hinziehenden Wolken nichts davon, ob tief unter ihnen befriedigter Ehrgeiz sich frohlockend die Hände rieb oder Kummer und Leid in allen Winkeln saß.

Im Goldenen Ei ward es wie immer früh Tag, und

Meister und Gesellen gingen wieder an die gestern versäumte Arbeit. Gotthard Henneberg war ziemlich schweigsam; er war über Nacht schlüssig geworden, die Dinge und die Menschen an sich heran kommen zu lassen und sein Handeln nach Gestaltung der Verhältnisse zu richten. Über der allgemeinen Sorge um die Stadt vergaß er die ihm nächstliegende im eigenen Hause, den Verdruß, den ihm sein ältester Sohn durch die Theilnahme an dem versuchten Gesellenaufstande bereitet hatte. Arnold hatte seitdem redlich und gewissenhaft seine Pflicht gethan und sich auch in seinem Betragen gegen den Vater nicht das Geringste zu schulden kommen lassen. Der Meister erblickte darin das Bestreben des Sohnes, seinen Fehltritt gut machen zu wollen, bahnte ihm daher gern den Weg zu seinem Herzen und gönnte ihm dann und wann wieder ein freundlicheres Wort zur größten Freude von Johanna, die in ausgleichender Liebe Alles that, ein gutes Einvernehmen zwischen Vater und Sohn zu fördern.

Gilbrecht, obwohl er nicht mit binden durfte, stand doch mit den Anderen auf und hatte sich daran gewöhnt, in der Werkstatt allerhand kleine Gelegenheitsdienste zu leisten, die keine eigentliche Gesellenarbeit waren, aber als willkommene Hülfe dankbar angenommen wurden. Er schliff ihnen die Beile, Messer und Schnitzer und die Spundbohre, hielt Krösen und Riethzeug im Stand und half dem Vater mit dem großen Zirkel beim Rissemachen.

Als er heute Morgen nach dem Frühmahl, das regelmäßig erst nach einigen Arbeitsstunden eingenommen wurde, mit Ilsabe allein noch am Tische saß, stieß er die Schwester an und frug: „Wann gehen wir hin?"

„Aber Gilbrecht! was denkst Du denn?" lachte Ilsabe, „die sind ja kaum aus den Federn."

„Die Langschläfer!“ brummte er. „Aber Du mußt doch nach Deinem Kranken sehen.“

„Und Du nach der Gesunden, nicht wahr? Nur Geduld! eine Stunde vor Mittag gehen wir hin.“

„Früher nicht?“

„Nein, früher nicht.“

„Der arme Kranke! er hat vielleicht Wundfieber.“

„Nein, er hat kein Wundfieber.“

Gilbrecht seufzte und schwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: „Weißt Du was? Komm mit hinauf in des Vaters Rüstkammer; ich möchte Dich mal im Harnisch sehen, und wenn Dir keiner paßt, so trage ich einen hin zu Meister Schneverding, daß er ihn Dir ausbiegt und zurecht hämmert nach Deinem Maß.“

„Meinetwegen!“ lächelte sie verschämt und ging mit ihm hinauf.

„Potz Tausend!“ sagte Gilbrecht, als sie in die Kammer traten, „will sich der Vater eine Burg kaufen, daß er sich so viel Gewaffen hält? das ist viel mehr geworden in den vier Jahren.“

„Alles Rüstzeug macht ihm Freude,“ sprach Ilsabe; „es ist seine einzige Liebhaberei.“

„Ich gönn' es ihm von Herzen,“ erwiederte Gilbrecht, „mir macht es auch Freude. Sieh mal, fünf Harnische! das stimmt gerade für den Vater und seine vier Kinder, also für Dich ist auch schon gesorgt. Komm her! ich denke, dieser wird beinahe passen.“

Er schnallte der Schwester einen Harnisch an, und sie ließ es sich fröhlich gefallen.

„Nicht so fest!“ rief sie, „ich kann ja kaum athmen.“

„Glaub' ich wohl!“ lachte er, „werden ihn etwas aus-

buchten müssen, stolze Schildmaid! Aber siehst gut aus, Donner und Hagel! mit den blonden Flechten darüber. Na brauchst nicht roth zu werden, bin ja Dein Bruder."

Sie besah sich, bog sich und reckte die Schultern und Arme.

„Ist doch etwas unbequem, so ein eisernes Mieder," sprach sie.

„Das wird man gewohnt," meinte er; „jetzt paß einmal auf, jetzt werde ich Dir einen Stoß versetzen, ob Du den aushältst."

„Aber, bitte, gemach mit Deiner Bärenkraft!"

„Ja ja, nur nicht ängstlich!"

Er nahm eine Hellebarde und stieß ihr damit etwas unsanft auf den Panzer.

„Au!" schrie sie, „das dröhnt."

„Wenn Du kämpfen willst, mußt Du auch einen Puff vertragen können. Paß auf," sprach er, „noch einen!"

Den hielt sie schon besser aus, weil sie sich spannte im Harnisch.

„So!" sagte er, „nun setze mal diese Eisenhaube auf und nimm dieses leichte Schwert; jetzt werden wir zusammen fechten. Kannst dreist zuschlagen, triffst mich doch nicht." Nun war die Schlachtenjungfrau fertig. „Mädchen, wie schön bist Du so!" rief Gilbrecht begeistert aus, „hast Du kein Spieglein? Halt! hier! blick' in den Harnisch! Der Vater hält sie wunderbar blank, ich werde mich als Waffenmeister bei ihm melden, das giebt wieder Arbeit für mich."

Sie traten dicht ans Fenster, und er hielt ihr einen glänzenden Harnisch vor, in dem sie ihr anmuthig kriegerisches Bild lächelnd betrachtete.

„Was treibt Ihr denn für Mummenschanz?" rief plötz-

lich die Stimme der Mutter. Die Rüstkammer lag gerade über der Küche; dort hatte Frau Johanna die Schritte ihr zu Häupten gehört und geglaubt, Gotthard wollte sich zum Streite rüsten. Darum war sie hinauf gekommen, um ihn zurück zu halten und sah nun statt seiner die Tochter in Wehr und Waffen.

„Mutter," sprach Ilsabe, „Gilbrecht lehrt mich fechten, damit ich ihm beistehen kann, wenn es zum Schlagen kommt."

„Ihr seid nicht recht gescheut alle beide," erwiederte lachend die Mutter.

„Sieh sie nur an, Mutter!" sagte Gilbrecht, „sieht sie nicht herrlich aus?"

„O ja," erwiederte Johanna, „aber nun kommt nur; Balduin hat nach Euch geschickt."

„Balduin?" frugen sie beide wie aus einem Munde.

„Ja; ich wußte gar nicht, wo Ihr stecktet und dachte, Ihr wäret schon drüben. Denkt Euch! gestern Abend spät ist Fräulein Barbara ins Kloster Lüne gegangen und hat Hildegund mitgenommen."

„Das ist doch gar nicht möglich!" rief Gilbrecht bestürzt, „Hildegund ins Kloster!" und er eilte die Treppe hinunter.

Ilsabe wollte schnurstracks hinter ihm her, aber die Mutter rief: „Ilsabe! wohin? im Harnisch!"

„Ja so!" sagte sie ärgerlich. „Mutter schnell! hilf mir aus dem Dinge heraus!"

Die Mutter hatte ihre liebe Noth, der Ungeduldigen schnell genug alle die Schnallen zu lösen, deren nicht sehr geschmeidige Riemen wohl Gilbrecht's kräftige Finger leicht bewältigten, die sich aber Frauenhänden nicht so willig zeigten.

Rasch ging es damit nicht; Ilsabe kam eine geraume Weile später auf dem Biskulenhof an als Gilbrecht, und Bal-

duin mußte die Geschichte, die jener schon zur Hälfte von ihm gehört hatte, wieder von vorn anfangen.

Gestern Abend war der Propst von Lüne mit einem Wagen gekommen und hatte Barbara und Hildegund gebeten und um ihrer Sicherheit willen beschworen, vorläufig eine Zuflucht in seinem Kloster anzunehmen. Die Familien der abgesetzten Rathsherren wären keineswegs sicher in ihren Häusern vor Angriffen und thätlichen Beleidigungen der aufgeregten Volksmassen. Davor wollte der Propst seine Freundin Barbara und ihre Nichte gern bewahren, und in dem geheiligten Frieden des Klosters wären sie vor allen Unbilden geschützt; sie brauchten ja nur so lange dort zu bleiben, bis sich die Aufregung in der Stadt gelegt hätte. Barbara war sofort bereit gewesen, dem Propst zu folgen, aber Hildegund hatte sich mißtrauisch dagegen gesträubt, jedoch endlich, von den Schilderungen des Propstes geängstigt und von den Bitten der Base erweicht, widerwillig nachgegeben, und so hätten sie Abschied genommen und wären mit dem Propste davon gefahren.

„Und das hast Du gelitten?“ frug Gilbrecht vorwurfsvoll.

„Was sollte ich machen?“ entgegnete Balduin, „ich lag im Bett und war sehr matt, und gut aufgehoben sind sie ja dort für alle Fälle.“

„Gut aufgehoben!“ wiederholte Gilbrecht verzweifelnd.

„Aber Balduin,“ sprach Ilsabe, „willst Du denn, daß Hildegund Nonne wird?“

„Hildegund eine Nonne!“ lachte er, „wer denkt daran! Die Barbara, ja, die mag meinetwegen eine Heilige werden, wenn sie das Zeug dazu hat, aber Hildegund wird sich hüten den Schleier zu nehmen; das weiß ich besser, und ich denke, Ihr wißt es ebenso gut.“

„Ja weißt Du denn nicht, daß Barbara und der Propst

ihr schon seit Wochen damit in den Ohren liegen und sie aufs Äußerste gequält haben, den Schleier zu nehmen mit der Base zusammen?"

„Davon weiß ich kein Wort," erwiederte Balduin.

„Aber es ist so," bestätigte Ilsabe; „sie hat es uns selber unter bitteren Thränen erzählt."

„Balduin, hättest Du uns doch gestern rufen lassen!" sagte Gilbrecht.

„Das hilft nun nichts," erwiederte Balduin. „Laßt nur meinen Vater erst wieder frei sein, dann wollen wir sie schon wieder kriegen, ihm dürfen sie die Tochter nicht verweigern."

„Eine Entführung, eine geplante, nichtswürdige Entführung!" murmelte Gilbrecht.

„Wie geht's mit Deinem Arm?" frug Ilsabe.

„Vortrefflich," erwiederte Balduin, „in ein paar Tagen ist es überstanden."

„Wer wird nun für Dich sorgen, daß Du Deine Wartung und Pflege hast und es Dir an nichts fehlt?"

„Du, Ilsabe, Du!" lächelte Balduin.

„Ich?" erwiederte sie verlegen und war doch glücklich, daß er ihre Hülfe verlangte.

„Warum denn nicht? versuch' es doch einmal, wie es sich auf dem Biskulenhof wirthschaftet; ich übergebe Dir die Schlüssel, Du sorgst für Küche und Keller als Herrin über das Gesinde, wir tafeln zusammen fröhlich und wohlgemuth und laden uns Gilbrecht zu Gaste. Was sagst Du dazu?"

„Ich glaube, die Mutter würde es nicht leiden," sagte sie schüchtern mit niedergeschlagenen Augen, „sonst thät' ich's, Balduin."

„So laß mir wenigstens den Gilbrecht hier," sprach er, daß er mir Einsamen Gesellschaft leistet und hier ein wenig

nach dem Rechten sieht, so lange ich siech bin, und mir hilft, bis der Vater wieder hier ist, und Du, Du kommst recht oft und besuchst Deinen Bruder hier, ja?"

Sie schlug in seine dargebotene Hand.

Gilbrecht hatte nichts von alledem gehört. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, und brütete dumpf vor sich hin. Wie hatte er sich voll Sehnsucht darauf gefreut, Hildegund heute wiederzusehen! und nun war sie entführt, war unnahbar für ihn im Kloster, wo sie schlimmeren Gefahren ausgesetzt war als hier in der Stadt, denn die Nonnenklöster waren nichts weniger als Heimstätten der Tugend und Unschuld. Ihn überkam eine unsägliche Angst, daß man sie dort durch irgend welche lügenhafte Vorspiegelungen zum Schleier überreden oder durch Gott weiß was für schändliche Mittel zwingen würde. Er glaubte jetzt an ihre Liebe und konnte sich von der Hoffnung nicht trennen, sie einst zu besitzen; nun aber im Kloster war sie vielleicht auf ewig für ihn verloren.

Ilsabe weckte ihn aus seinen düsteren Träumen. „Gehst Du mit, Gilbrecht, oder bleibst Du hier?" frug sie.

„Ich gehe mit," antwortete er.

„Aber Du kommst wieder, Gilbrecht, und hilfst mir hier, so lange der Vater mir fehlt," sprach Balduin; „willst Du?"

„Natürlich komm' ich wieder," gab er zerstreut zur Antwort.

„Ilsabe, Du auch?" frug Balduin.

Sie nickte freundlich und ging mit dem Bruder nach Hause. —

Tag auf Tag entschwand, ohne daß Herr Heinrich Viskule aus dem Gefängniß wiederkam; aber Gilbrecht erfüllte ganz, was er halb versprochen hatte. Von früh bis spät war er bei Balduin auf dem Viskulenhof, ließ sich von ihm in die wichtigsten Dinge des Geschäftsbetriebes einweihen und war mit

seiner Rührigkeit und Anstelligkeit dem Freunde bald ein sehr brauchbarer Gehülfe.

In den Familien der abgesetzten Rathsherren herrschte tiefe Trauer und Besorgniß, weil die rachsüchtigen Häupter des neuen Rathes die Eingekerkerten noch immer nicht der Freiheit zurückgaben und ihren Angehörigen nicht die geringste Verbindung mit ihnen gestatteten; ob sie überhaupt noch am Leben waren, wußte Niemand außer ihren verschwiegenen Kerkermeistern.

Unterdessen fanden zwischen den drei Machthabern im Rath und dem päpstlichen Legaten geheime Verhandlungen statt, die sich um eine bedeutende Ermäßigung der den sülzbegüterten Prälaten auferlegten Abgaben, Befreiung der Kirchen, Klöster und Geistlichen von jeglichem Schoß und um die Tilgung der Stadtschulden drehten. Dabei wusch immer eine Hand die andere, und als beide Theile durch gegenseitige Forderungen und Zugeständnisse so viel von einander erreicht hatten, wie sie für möglich hielten, suchte man die Verhandlungen zu einem schnellen Abschluß zu bringen, denn die Bürgermeister wünschten den Legaten nun recht bald wieder aus der Stadt los zu werden, um von der lästigen Aufsicht eines, mit auch ihnen leicht gefährlichen Vollmachten versehenen Würdenträgers befreit zu sein und dann nach Belieben schalten und walten zu können. Zudem lag der Legat im Verdener Hof ‚auf der Stadt bescheidentliche Kost‘ und ließ es sich dabei sehr wohl sein. Auf dem breiten Kochherde der großen Rathsküche unter der Sodmeisterkörkammer im Rathhause dampften täglich die leckersten Gerichte für die Tafel des Feinschmeckers aus Halberstadt, und an den Spießen des mächtigen Kamins schmorten die saftigsten Braten. Der alte Kellermeister Ambrosius von dem Rhyne brummte immer lauter, wenn er ein Fäßchen Wein nach dem anderen in den Verdener Hof schicken mußte, denn dem Dom=

dechanten und seinen Kaplänen half bei Schüssel und Becher nicht bloß der Ritter Ernst von Boltessen, ein sehr trinkbarer Mann, sondern auch Abt und Prior, Guardian und Pröpste der Klöster und Kirchen in Lüneburg, die des Legaten häufige Gäste waren; und die sechs reisigen Knechte des Ritters, die auf der Hasenburg nicht verwöhnt wurden, fraßen wie ausgehungerte Wölfe und gossen unglaubliche Mengen Bier in die ewig durstigen, unersättlichen Kehlen. Ihren Gäulen schütteten sie den Hafer aus des Rathes Marstall bis über die Naslöcher in die Krippen und gaben ihnen Tag und Nacht frische Garben, daß sie bis an den Bauch im Stroh standen.

So war man denn heilfroh, als der Legat zum Abzug rüstete. Er bekam, wie das bei Fürsten und fürstlichen Gesandten, welche die Stadt besuchten, üblich war, einen großen silbernen Becher, mit Rosenobeln gefüllt, als Geschenk zum freundlichen Gedächtniß, der Ritter erhielt ein Faß Wein, und die Kapläne sowohl wie die Knechte gingen auch nicht leer aus. Geleitet von dem Rath und der Geistlichkeit ritten sie eines Morgens zum Thore hinaus, und Sengstake machte drei Kreuze hinter ihnen her.

Vollzählige Sitzungen hatte der neue Rath in der ersten Zeit seiner Amtsführung nur sehr wenige abgehalten; die drei Gewaltigen, Dalenborg, Schupper und Sengstake, beschlossen und verfügten selbständig und allein. Die übrigen Mitglieder waren Schatten und Strohmänner, unkundig der Geschäfte, unkundig auch der Ränke ihrer Führer, und der neu eingesetzte Ausschuß der Sechziger kam gar nicht in Betracht. Aber schon fing man in einigen Gilden an ungeduldig zu werden. Die Ämter allein hatten den Rath gewählt, jetzt verlangten sie auch, daß er etwas für sie thue. Die fünf Amtsmeister, die Rathsherren geworden waren, wurden an-

gegangen, ob nicht bald etwas zum Vortheil der Gilden geschehe, wobei man sie an ihre muthigen Reden am Sonntag Rogate im Rathsbierkeller erinnerte. Die also Bedrängten geriethen in Verlegenheit, was sie ihren Werkbrüdern antworten sollten, denn daß sie in dem neuen Regiment bis jetzt herzlich wenig zu sagen gehabt hatten, mochten sie doch nicht gern eingestehen. Sie suchten sich mit der Amtspflicht zu decken, daß Niemand von des Rathes Heimlichkeit etwas verlautbaren dürfe, und gaben vor, noch mit dringenderen Angelegenheiten vollauf beschäftigt zu sein. Die Handwerker schüttelten die eigensinnigen Köpfe und waren unzufrieden mit ihren Rathsherren, die sie ohnehin um ihre Stellung beneideten, und die Rathsherren waren unwillig über ihre Bürgermeister, von denen sie einfach bei Seite geschoben und nicht um Willen und Meinung befragt wurden. Dessen ungeachtet ließen sich die durch das zuvorkommendste und einschmeichelndste Benehmen ihrer Oberen Getäuschten die Zurücksetzung gefallen und glaubten den Versicherungen der geschäftskundigen Leiter, daß diese sie nur mit den schwierigen, mühevollen und zeitraubenden Vorverhandlungen und Ausarbeitungen verschonen und seiner Zeit alles Fertige und Reife dem gesammten Rathe zur Beschlußfassung vorlegen wollten. Wenn aber die Mißvergnügten in den Trinkstuben schimpften, so freuten sich die von ihnen Überstimmten der schon so schnell eintretenden Zerfahrenheit und Zwietracht und hofften davon Verwickelungen, die nur eine ihren Wünschen entsprechende Lösung finden konnten.

„Das habt Ihr davon,“ hieß es, „daß Ihr fremde Einmischung in das Regiment unserer Stadt duldet. Jetzt seid Ihr aus dem Regen in die Traufe gekommen; nun sehet zu, wie Ihr Eure Sache mit dem Rathe austragt und schreit nicht, als ob Euch der Henker die Saiten stimmte.“

Als Daniel Spörken einst mit Timmo und Hans allein in der Werkstatt war, fing er an: „Nun, was sagst Du denn zu dem neuen Rath? schöne Gesellschaft! Um Alles in der Welt möchte ich nicht mit dazwischen sitzen."

„Ich wollt's Euch sehr verdenken, Meister!" erwiederte Timmo. „Da seid Ihr mal wieder der Klügste gewesen, daß Ihr Alles aufgeboten habt, Eure Wahl zu verhindern; sonst hätten sie Euch doch hineingedrängt."

Daniel blickte Timmo zweifelhaft an, ob das wohl sein Ernst wäre, oder ob er ihn nur damit aufziehen wollte. Timmo hielt den Blick seines Meisters ruhig aus, wie sehr ihn auch hinter dessen Rücken Hans mit fratzenhaften Gesichtern zum Lachen reizte. Er bog sich auf die Brandsohle nieder, die er eben in Arbeit hatte, und sprach weiter: „Sagt nicht, Meister, Ihr hättet es abgelehnt! einmal gewählt, hättet Ihr auch Eure Zeit und Kraft dem gemeinen Besten geopfert, da kenn' ich Euch."

Daniel war weit entfernt, das sagen zu wollen. Er erwiederte: „Das meinte Gesche auch, daß es mich zuviel Zeit von der Arbeit kosten und zu sehr anstrengen würde, und wünschte schon darum nicht, daß ich Rathsherr würde. Schuster bleib bei Deinem Leisten! sagte sie in der Bescheidenheit ihres guten Herzens. Ist ein braves Weib, die Gesche, und klug, hat immer Recht."

„Ha! das will ich meinen! immer!" sprach Timmo mit Nachdruck.

„Immer!" klang ein schüchternes Echo hinter dem Meister

Daniel sah sich um, als wollte er sagen: ist da auch noch Einer?

Hans lächelte ihm freudig zu.

„Meister," fing Timmo wieder an, „was wollt Ihr denn nun mit dem grünen Sammetkragen machen? Es wäre

doch schade, wenn das kostbare Zeug nicht benutzt werden sollte; eine so schöne grüne Farbe habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen; ein grüner Grasfleck, wenn's geregnet hat und dann die Sonne drauf scheint, ist gar nichts dagegen."

„Ja," sagte Daniel und kratzte sich am Kopfe, „ich wollte ihn mir ja auf mein gelbes Sonntagswams setzen lassen, aber —"

„Herjeh freilich! auf das Gelbe!" rief Timmo, „da muß er sich prächtig darauf ausnehmen, und wenn Ihr nun damit nicht zu Rathhause gehen könnt, so geht Ihr damit in die Predigt; sollt mal sehen, das muntert die ganze Kirche auf."

„Ja ja, aber Gesche meinte —"

„Ach! — wird ihr schon gefallen; wenn sie's nur erst einmal sähe! Wißt Ihr was, Meister? gebt mir das Wams und den Kragen, ich lasse ihn Euch von Florentine aufnähen, heimlich, und dann überrascht Ihr Eure Frau damit; was meint Ihr? die wird sich mal wundern!"

„O ja, das wird sie," sprach Daniel nachdenklich; „können's ja mal versuchen, was sie dazu sagt. Ich will Dir die beiden Dinger mitgeben, und wenn Jungfer Florentine so freundlich sein will —"

„Aber ich bitt' Euch! Meister! keine Umstände! Wir haben ihr erst so'n Paar feine Schuhe gemacht."

„Ist sie denn zufrieden damit?"

„Sehr! sie sitzen wie angegossen; ich habe sie ihr selber angezogen."

„So! sieh mal an!" sagte Daniel. Hans schielte unter dem Berge vor.

„Hm! Meister! was denkt Ihr denn? das Mädel versteht Spaß, sag' ich Euch, viel Spaß!"

„So! ihre Herrin wohl auch?"

„Frau Grönhagen, meint Ihr? das weiß ich nicht. Aber vielleicht weiß es der Ritter von Boltessen; der hat ihr sehr den Hof gemacht und sie auch besucht, sagt Florentine."

„Na na!"

„Er ist ja noch ledig, und Geld kann er auch brauchen."

„Wer kann Geld brauchen?" frug Gesche, die in diesem Augenblick eintrat.

„Timmo und ich und Du, liebes Frauchen!" antwortete Daniel, „Alle können wir Geld brauchen."

„Als ob das was Neues wäre!" höhnte Gesche. „Aber ich weiß was Neues."

„Was denn?" frugen die Anderen zugleich, selbst Hans stimmte mit ein, riß die Augen auf und spitzte Maul und Ohren.

„Hä! was denn?" machte Gesche. „Der Freiböttcher Dippold ist Schlupfwächter geworden und Schließer im blauen Thurme."

„Weiter nichts?" frug Timmo.

„Da hat sein ehemaliger Morgensprachsherr Heinrich Biskule keinen guten Freund zum Wächter," sagte Daniel, „denn der hat mit Henneberg zusammen den Böttcher damals aus dem Amte gestoßen."

„Das ist es ja eben," rief Gesche, „da liegt der Hase im Pfeffer.. Aber ich weiß noch mehr. Der Rath hat bei Springintguts und Töbings alles Silberzeug und Schmuck und Geschmeide und alles Geld wegnehmen lassen. Was sagt Ihr dazu?"

„Pfui! das wäre nicht geschehen, wenn ich Rathsherr geworden wäre," sprach Daniel groß und würdevoll.

„Gewiß nicht, Meister!" sagte Timmo, „mir thut es beinahe leid, daß ich Euch davon abgeredet habe."

„Schafsnasen!" brummte Gesche.

Daniel seufzte.

Achtes Kapitel.

Dalenborg, Schupper und Sengstake hatten Alles erreicht, was sie erstrebt hatten, und bildeten ein selbstgeschaffenes eigenmächtiges Triumvirat in der Stadt, die sie mit dem Aufgebot ihrer ganzen Schlauheit beherrschten. Ihre Anhänger unter den Handwerkern fesselten sie mit der Verheißung neuer Rollen an sich und gingen auch zum Schein auf Unterredungen darüber ein, die aber niemals einen thatsächlichen Erfolg hatten. Nur die fünf Gilden, deren Amtsmeister Rathsherren geworden waren, erhielten einige Vergünstigungen, und andere, wichtigere wurden ihnen versprochen. Ihre Gegner hielten sie mit den in ihrer Gewalt befindlichen Geiseln im Zaum und ließen unter der Hand das Gerücht verbreiten, die Schließer in den Thürmen hätten Befehl, bei einem Aufstandsversuche sofort die gefangenen Rathsherren zu tödten. Gegen Jedermann in der Stadt waren sie von einer geschmeidigen Höflichkeit und flossen über von Versicherungen der Freundschaft und des Friedens. Trotzdem wagten sie nicht die Bürgerschaft zur Eidesleistung aufzufordern und erklärten den sehr verdächtigen Aufschub dieser nächstliegenden Maßregel mit der Bemerkung, daß, sie an den alten Eddagsartikeln mancherlei zu ändern hätten, ehe sie dieselben von der Laube herab verkündigen lassen wollten. Alle wichtigen städtischen Ämter und mehrere untergeordnete hatten sie mit ihnen blind

ergebenen Leuten besetzt, und wieviel bei den Verhandlungen mit dem Legaten, bei der Beschlagnahme der Springintgut'schen und Töbing'schen Vermögen und bei der Brandschatzung der übrigen ehemaligen Rathsherren in ihre eigene Tasche geflossen war oder bei den ferneren Abmachungen und Geschäften mit den Prälaten und dem Landesherrn noch hineinfließen würde, das wußte natürlich kein Mensch außer ihnen selber.

Wie sicher in ihrer Machtvollkommenheit die neundräthig Klugen sich aber auch fühlten, ein Mann, der frei umherging und ihnen den Befehl zum Einlager verächtlich vor die Füße geworfen hatte, war ihnen ein Dorn im Auge wie kein Anderer, — Gotthard Henneberg. Sie fürchteten ihn noch mehr als sie ihn haßten, und ihn unschädlich zu machen war ihre dringendste Sorge.

Meister Gotthard bemerkte zu seiner stillen Freude, daß ihn auch die Handwerksmeister der vom alten Rathe abgefallenen Gilden jetzt wieder freundlicher grüßten, als dies in den Tagen des schärfsten Zwiespaltes geschehen war. Die wenigen Wochen, die seitdem verstrichen waren, hatten Viele dem Bewußtsein eines begangenen Unrechtes, einer verübten Thorheit schon näher gebracht; den Fehler mit klaren Worten einzugestehen und den besonnenen Mann, der ihnen das vorausgesagt hatte, wohl gar um Verzeihung zu bitten, lag jedoch nicht in ihrer dickköpfigen Weise, so glaubten sie sich nicht wegwerfen zu dürfen, scheuten sich auch vor Meister Henneberg's barsch abweisender oder bitter vorwurfsvoller Antwort. Darum gingen sie schweigend an ihm vorüber, wenn sie ihm auf der Gasse begegneten, grüßten ihn höflich und sahen ihn dabei an, als wollten sie ihm seine Gedanken vom Gesichte lesen und fragen und sagen: Nun? wann erhebst Du Dich? wann führst Du uns an? rufe uns nur, diesmal folgen wir Dir und keinem Anderen.

Er verstand sie auch ohne Worte, hielt aber die Stunde der Erhebung noch nicht für gekommen; er wollte den Groll der Bürger auf das neue Regiment sich erst noch weiter fressen, noch tiefer bohren, die Machthaber selber sich erst durch einen recht beleidigenden Mißbrauch der Gewalt, durch einen recht schamlosen Frevel noch verhaßter machen lassen, um dann einen Schlag gegen sie zu führen, der keinen zweiten mehr nöthig machen sollte.

Diese Absicht sprach er auch gegen seine Vertrautesten unter den Handwerksmeistern aus, die ihm vollkommen zustimmten und sich ganz auf seine Führung verließen. Den größten Werth legte er dabei auf die Meinung seines greisen, aber annoch rüstigen Freundes Hans Laffert. Dieser besuchte ihn zuweilen, um sich eines herzbefreienden Gespräches mit ihm zu getrösten, Sorgen und Hoffnungen mit ihm zu theilen und ersprießliche Schritte mit ihm zu wägen. Der Goldschmied besaß die Milde und das Wohlwollen eines glücklichen Alters und verstand sich in seinem erfahrenen, geduldigen Sinne auf den Nutzen des Abwartens, das er auch seinem Freunde imn er wieder als das Klügste unter den gegenwärtigen Verhältnissen empfahl, wenn jener seinem Grimme heftige Worte lieh und die Worte lieber zu Thaten gemacht hätte. Hans Laffert hatte in seinem Geist und Gemüth etwas Künstlerisches, und seltsam paarte sich mit der weisen Mäßigung seiner Jahre ein fast kindlich sorgloser Frohmuth, der in dem bescheidenen Auftreten des in ganz Lüneburg hochgeachteten Mannes zur liebenswürdigsten Erscheinung kam. Er war so ganz anders als die übrigen Handwerker, daß man ihn kaum noch zu ihnen zählen konnte, und glich viel mehr einem Gotthard Henneberg noch näher stehenden Freunde, dem Rathsherrn Heinrich Viskule, nur daß dieser einestheils kaltblütig berechnender im Denken, anderentheils unternehmen-

der im Handeln war. Solche Freunde brauchte der etwas schwerfällige, jedoch immer willensstarke Böttcher zur Ergänzung seines Wirkens wie zu seinem Lebensglücke. Der Eine von ihnen saß jetzt einsam und verlassen im Gefängniß, der Andere aber übte nach wie vor einen günstigen Einfluß auf den Sülfmeister, dessen zähe Kraft er mit so behutsamen Winken zu lenken suchte, als ob er aus einem edlen, aber spröden Metall mit geschickten Händen ein werthvolles Kleinod bog und bildete.

War nun Hans Laffert der allzeit Beruhigende und Besänftigende für Gotthard Henneberg, so war das vollendete Gegentheil davon ein dritter Freund, den ruhig zu halten wiederum Meister Gotthard große Mühe hatte und dem er nicht einmal alle seine Gedanken anvertrauen durfte, weil jener einen muthigen Entschluß, ein kühn geplantes Wagniß so wenig in seinem ehrlichen Herzen verhehlen konnte wie den aufsteigenden Rauch seiner Feueresse. Das war der Schmiedemeister Karl Schuttenhelm. Glühend und sprühend wie das Eisen, wenn es heiß unter seinem Hammer auf dem Amboß lag, und hart und fest, wie es kalt und fertig geschmiedet aus seiner Werkstatt ging, war der ganze Mann. Furchtlose Standhaftigkeit in allen Dingen war seine größte Tugend, aber zurückhaltende Überlegung kannte er nur bei der Arbeit, sonst nirgend. Wie der Blasebalg in sein Schmiedefeuer, so hauchten Liebe oder Haß ihren flammennährenden Athem in seine leidenschaftliche Seele und trieben ihn zu einem raschen Losgehen auf jedem Wege, wenn es nur ein gerader und offener war. Daß er Amtsmeister seiner Gilde war, verdankte er neben anderen guten Eigenschaften hauptsächlich seiner anerkannten Kunst und Gediegenheit im Handwerk, denn er war bei alle seinem ungeschlachten Wesen ein klarer Kopf.

Wenn in diesen Tagen Meister Gotthard zu Schutten-

helm in die Schmiede kam, die unweit des Rathhauses in der Reitenden Diener-Straße war, so glaubte der Schmied jedesmal, der Böttcher wollte ihm die Losung zum Kampfe bringen und war dann sehr enttäuscht, wenn ihn dieser immer noch zur Geduld ermahnte.

„Wie lange willst Du zaudern?“ rief Schuttenhelm. „Ich schmiede das Eisen, wenn es heiß ist.“

„Mir ist es noch nicht heiß genug,“ lächelte Gotthard und theilte dann dem Schmiede die Beobachtungen mit, auf die er seine Hoffnung stützte.

Die zur Schau getragene Ruhe und Gleichgültigkeit des Sülfmeisters ward seinen Feinden immer verdächtiger, und sie sannen ernsthafter denn je darüber nach, wie sie sich wohl am besten des gefährlichen Mannes entledigen könnten.

Eines Tages kam Dietrich Schupper, der Propst von Lüne, auf das Rathhaus und ersuchte seine gleichgesinnten Freunde Dalenborg und Sengstake nebst seinem Bruder Ulrich um eine Unterredung.

„So laßt uns in den Herrenkeller hinabsteigen,“ sprach Dalenborg, „dort sind wir am ungestörtesten.“

Der Vorschlag fand Beifall, und die Vier gingen nun den Zweien von ihnen wohlbekannten Weg durch die Gerichtslaube und die verborgene Wendeltreppe hinab, die zur Tiefe der Gewölbe führte. Als sie an dem steinernen Weinfaß vorüberkamen, rief Sengstake höhnisch durch das viereckige, kaum spannenweite Loch in der Thür des Kerkers, die einzige Öffnung, durch die der Gefangene Luft erhielt: „He! Herr Springintgut! wie geht es Euch? seid Ihr auch munter? Wir werden unten ein Krüglein auf Eure Gesundheit trinken!“

Dumpfe, unverständliche Laute kamen als Antwort zurück, und mit einem rohen Gelächter gingen die Schändlichen

in den Keller hinab. Dort begaben sie sich in die Trinkstube für die Rathsherren, setzten sich an einen Tisch, der ganz in der hintersten Ecke stand, und bestellten beim Kellermeister Wein. Als Ambrosius ihn brachte, sagte Dalenborg zu ihm: „Geht hinauf ans steinerne Weinfaß und bringt dem, der darin sitzt, einen Becher Wein vom sauersten, den Ihr im Keller habt. Sagt dem vornehmen Herrn, es wäre ein Abschiedstrunk, den ich ihm sendete."

Ambrosius von dem Rhyne gehorchte diesem Befehle gern, aber er nahm nicht vom sauersten, sondern vom firnsten, kräftigsten Weine, den er im Keller hatte. Als Johann Springintgut in seinem finsteren Kerker die Stimme des alten, treuen Dieners erkannte, kam er dicht an die Thür und frug: „Ambrosius, was bringst Du mir?"

„Einen guten Trunk, Herr Bürgermeister!" erwiederte der Alte; „Dalenborg und die Anderen da unten senden ihn Euch." Von einem Abschiedstrunk sagte er nichts.

„Ambrosius, haben sie etwas hineingethan?" klang es traurig hinter der Thür.

„Herr Bürgermeister!" sprach Ambrosius mit Thränen in den Augen, „würd' ich es Euch dann bringen? Ich habe ihn selber gezapft vom besten Fasse; soll ich vorweg trinken?"

„Nein, gieb her, Du alte, treue Seele!" und Springintgut leerte den Becher mit schmerzlichem Behagen. „Ach! ist das ein Labsal!" sprach er. „Mich fiebert, Ambrosius! sie lassen mich ja hier elend verkommen." Dann frug er den Kellermeister mit matter Stimme aus, wie es in der Stadt einherginge, ob die anderen Rathsherren auch noch gefangen säßen, ob der Rath ihnen nicht gerechtes Gericht gewähren wollte und ob der Sülfmeister noch frei wäre. Ambrosius gab über Alles Auskunft, so gut er konnte, ging dann wieder

hinab, brachte Dalenborg den Schlüssel zurück, der unten die Thür zur Wendeltreppe nach oben verschloß, und verkroch sich in sein Kellermeisterstübchen am entgegengesetzten Ende des großen, gewölbten Raumes.

„Was wolltet Ihr mit dem Abschiedstrunke sagen, den Ihr Springintgut gesandt habt?“ frug der Propst von Lüne.

„Es war zu Springintgut's Abschied vom Rathhaus,“ erwiederte Dalenborg. „Wir lassen ihn diese Nacht in den neuen Thurm bringen, den er selber noch erbaut hat.“

„Der Thurm ist ja kaum fertig,“ sagte der Propst, „da wird der hochedle Herr eine feuchte Wohnung haben.“

„Darum sandte ich ihm den Trunk zur Stärkung,“ lachte Dalenborg.

„Wenn nur dort seinem Leibe kein Schade geschieht!“ sprach der Propst mit einem lauernden Blick.

„Das wollen wir nicht wünschen,“ erwiederte Sengstake, „aber —“

„Aber Ihr würdet es mit Fassung tragen, wenn ihm etwas Menschliches begegnete,“ meinte Ulrich Schupper, und sie lachten wieder.

Der Propst frug: „Sagt einmal, Ihr Herren, könntet Ihr mit Viskule nicht eine ähnliche — Veränderung vornehmen?“

„Mit Viskule? der sitzt im blauen Thurme gut genug,“ entgegnete Dalenborg.

„Das glaub' ich schon,“ sagte der Propst, „aber es ließe sich da vielleicht ein gutes Geschäft machen.“

„Wieso?“ frug Sengstake schnell.

„Seht, wir haben seine Tochter nun glücklich bei uns im Kloster, leider mit ihrer tugendhaften Base, der Barbara von Erpensen. Das Mädchen, ich meine die Hildegund, weigert sich aber noch, den Schleier zu nehmen. Wenn nun ihr Vater —“

„Todt wäre?“ fiel Ulrich Schupper ein.

„O nein, das ist kaum nöthig, wenigstens könnte man es erst einmal auf eine andere Weise versuchen. Ich wollte sagen: wenn ihr Vater durch irgend welche Umstände veranlaßt würde, die Einkleidung seiner Tochter als Nonne sehr zu wünschen, so würde sie sich diesem Wunsche gewiß fügen.“

„Ein Jahr ist eine lange Zeit, da wird schon Rath werden,“ sprach Dalenborg.

„In einem Jahre kann sich Vieles ändern,“ entgegnete der Propst, „ich würde es lieber sehen, wenn es gleich geschehen könnte.“

„Sie muß doch ihr Probejahr halten als Novize,“ sagte Ulrich Schupper.

„Ist nicht nöthig,“ lächelte der Propst, „ich habe vom hochwürdigsten Legaten für mein Kloster die Vollmacht erhalten, eine Jungfrau auch ohne Probejahr feierlich Profeß thun zu lassen, wenn ein besonderer Vortheil für die Kirche oder für unser Kloster damit verbunden ist.“

„Und dieser Vortheil?“ forschte Sengstake.

„Wie hoch schätzt Ihr Hildegund Viskule's Erbe, Herr Sengstake?“

„Ja so!“ machte Sengstake.

„Ist auch ohne Erbe ein feiner Bissen für ein Kloster,“ bemerkte Dalenborg mit häßlichem Lachen.

„Nun, sage dem Mädchen doch,“ sprach Schupper zu seinem Bruder, „das Leben ihres Vaters wäre in großer Gefahr; wenn sie aber sogleich den Schleier nähme und ihr Erbtheil Deinem Kloster vermachte, so wolltest Du Dich verbürgen, ihren Vater zu retten.“

„Daran habe ich bereits gedacht,“ erwiederte der Propst, „aber damit sie mir das glaubt, möchte ich von Euch, vom

Rathe, gern eine Bestätigung dieser Mittheilung haben. Ihr müßt also irgend etwas beschließen oder vielmehr thun, was Viskule's Lebensgefahr glaubhaft und wahrscheinlich macht, damit die liebevolle Tochter sich ihm zum Opfer bringt in der Meinung, ihren Vater damit zu retten. Bei Auszahlung ihres Erbtheils hoffe ich es verantworten zu können, wenn —"

„Wenn Dein Kloster die Hälfte bekäme und wir Vier die andere Hälfte, — nur heraus mit der Sprache, lieber Bruder! wir sind hier unter uns."

Dennoch erhob sich Schupper und untersuchte die Nebengemächer. Sie waren leer, kein Horcher im Keller, Ambrosius saß ganz hinten in seinem einsamen Kellermeisterstübchen.

„Wir wollen uns die Sache überlegen, Herr Propst," sprach Dalenborg. „Vorläufig befolgt den Rath Eures Bruders und droht dem Mädchen mit der Verurtheilung ihres Vaters, um sie zur Annahme des Schleiers zu bewegen. Das Weitere wird sich dann schon finden."

Sengstake hatte still und nachdenklich gesessen. Jetzt sprach er und zwar anfangs mehr zu sich selbst als zu den Anderen: „Ich glaube, da kommt mir ein guter Gedanke. Wenn es glückt, so giebt uns das eine Handhabe gegen Viskule und zugleich eine Falle für den Sülfmeister, den wir uns ja so gern vom Halse schaffen möchten. Ja, ja, so geht's! so geht's!"

„Nur weiter, weiter!" drängte Dalenborg, „wie geht's?"

„Henneberg ist Viskule's bester Freund," fuhr Sengstake langsam und bedächtig fort, wie sich der Plan allgemach deutlicher in seinem Kopfe gestaltete; „ein geheimes Einverständniß, eine Verschwörung unter den beiden wäre durchaus nichts Unglaubliches. Wir lassen Henneberg auf eine geschickte Weise zu seinem Freunde Viskule in den blauen Thurm locken, als hätte ihm dieser einen höchst dringenden Wunsch, meinetwegen

seinen letzten Willen, zu vertrauen. Henneberg wird sich seinem Freunde nicht versagen, und wenn er sich bei Nacht und Nebel zu ihm in den Thurm schleicht, natürlich zu einer uns bekannten, von uns festgesetzten Stunde, so fassen wir ihn dort ab. Sein Besuch des Gefangenen ist uns Beweis genug für die Anzettelung eines Aufruhrs, und wir haben Anlaß oder Vorwand, mit den beiden Verschwörern nach unserer Macht und Möge zu verfahren."

Sie hatten athemlos lauschend den verschlagenen Ränkeschmied ohne Unterbrechung ausreden lassen; aber ihre Gesichter hatten sich immer mehr zu einem boshaft grinsenden Frohlocken erheitert. Jetzt blickten sie sich unternehmungslustig an und nickten sich voll Schadenfreude zu.

„Das ist wirklich ein guter Gedanke, mein lieber Freund Heinrich Sengstake!" sprach Dalenborg, während ihm die Anderen begeistert zustimmten. „Den führen wir aus! Ich werde Dippold die nöthige Weisung ertheilen und alle Maßregeln für ein unfehlbares Gelingen anordnen."

„Auf welche Weise aber wollt Ihr den Böttcher in den Thurm locken, ohne daß der sehr Vorsichtige, Mißtrauische Verdacht schöpft?" frug Schupper.

„Das weiß ich in diesem Augenblick noch nicht," erwiederte Sengstake, „aber auch dieses Garn wird sich noch spinnen lassen."

„Seid vorsichtig!" warnte der Propst, „bedenkt jeden möglichen Zufall dabei."

„Ach was!" rief Dalenborg laut und siegesgewiß, „laßt mich nur machen. Kommt Henneberg in den blauen Thurm, so bleibt er auch darin, entweder lebendig oder todt!"

Damit war die Berathung der Bösewichter zu Ende, und sie erhoben sich, um den Keller zu verlassen.

Neuntes Kapitel.

Die für ihn ganz neue Thätigkeit, der sich Gilbrecht unter Balduin's Anleitung auf dem Viskulenhofe mit redlichem Fleiße hingab, gewährte ihm viel Freude. Lernbegierig und leicht auffassend, wie er war, machte er auch in der pünktlichen Erfüllung aller ihm von Balduin nach und nach übertragenen Obliegenheiten schnelle Fortschritte und hielt sich schon für ein wirklich eingreifendes, treibendes Rad in dem großen Viskule'schen Handelswerke.

Wenn ihm das Einer gesagt hätte, als er nach seiner Heimkehr aus der Fremde zum ersten Male wieder dieses Haus betrat und sich bänglich frug, ob er wohl noch hierher gehöre, hierher, wo er nun die rechte Hand des jungen, jetzt einzigen Gebieters war!

Soviel es seine Zeit erlaubte, bemühte er sich, seine Handschrift zu verbessern und sich im Rechnen zu üben, was bisher seine starke Seite nicht gewesen war. Wenn er die Menge der ein- und ausgehenden Güter betrachtete und einen Einblick gewann in den oft bedeutenden Unterschied des Preises, für den sie eingekauft und zu dem sie wieder verkauft wurden, sich also berechnen konnte, wie viel daran verdient wurde, so erfüllte ihn mehr und mehr die Lust am Gewinn, und bald regte sich in ihm ein starker Trieb zum Wetten und Wagen. Er begriff es nicht, ja er konnte fast unwillig darüber werden,

wenn Balduin seine klugen Vorschläge zu einem, seiner Meinung nach vielversprechenden Geschäft etwas von oben herab belächelte, statt mit Eifer an die Ausführung zu gehen, und konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, wenn ein bedeutender Gewinn oder ein auch vorkommender Verlust, was beides ihn theilnahmsvoll erregte, den Freund völlig ungerührt ließ. Seine Freude jedoch an den mannigfachen kaufmännischen Arbeiten, die er selber leistete und von Gehülfen und Untergebenen leisten sah, trübten solche Erfahrungen keineswegs; er gewöhnte sich allmählich daran, und hätte er den alten Herren nicht aufrichtig lieb gehabt und ihm die baldige Erlösung aus dem Kerker von Herzen gewünscht, so hätte seinetwegen Herr Heinrich Viskule immer noch eine Weile wegbleiben können, denn wie Balduin jetzt seinen Vater vertrat, so betrachtete Gilbrecht sich als den Stellvertreter Balduin's, und dieses Verhältniß mußte aufhören, sobald Herr Viskule zu Haus und Hof zurückkehrte und selber wieder die Zügel in die Hand nahm.

Der Tag rückte auch immer näher, an dem Jakob abziehen und er selber als Böttcherknecht in seines Vaters Werkstatt treten wollte; aber ob ihm sein ehrbares Handwerk noch behagen würde, nachdem er einen ganz anderen Lebensberuf kennen und schätzen gelernt hatte, war ihm selber sehr fraglich. Wie viel freudenreicher aber wäre sein Wirken hier auf dem Viskulenhofe gewesen, wenn er es unter Hildegund's Augen hätte vollbringen können. Der Mangel ihrer Gesellschaft war eine harte Entbehrung für Gilbrecht, und aus ihrer längeren Abwesenheit schloß er, daß sie mit Gewalt im Kloster zurückgehalten würde und dort eben so gut eine Gefangene wäre wie ihr Vater im blauen Thurme. Nicht einmal eine Nachricht hatte man von ihr, wie sie dort lebte im Kloster und zu wann

ihre Heimkehr in Aussicht stünde. Zwei Liebe, grausam Entführte fehlten in den wohnlichen Räumen des Biskulenhofes, und es verging kaum ein Tag, ohne daß die drei Freunde beriethen, wie die Verstrickten aus ihren Banden zu lösen wären. Ilsabe hatte sich schon öfter erboten, nach Kloster Lüne zu gehen, um Hildegund wenigstens zu sehen und zu sprechen; aber dem widersetzte sich Balduin mit großer Entschiedenheit, weil er fürchtete, daß man dann auch Ilsabe dort zurückbehalten könnte.

Als sie wieder einmal eines Nachmittages im Biskule'schen Wohngemach saßen und sich über diese Angelegenheit unterhielten, kam Martin herein und meldete: „Junker, eine Dame wünscht Euch zu sprechen, sie wollte Euch Nachricht von Fräulein Hildegund bringen."

„Von Hildegund?" rief Balduin, „willkommen, wer es auch sei!"

Eine leicht begreifliche Erwartung bemächtigte sich der Freunde. Nahende Schritte draußen auf dem Gange ließen sich durch die offen gebliebene Thür vernehmen, und gleich darauf erschien in deren Rahmen — Frau Walpurg Grönhagen.

Die Überraschung war auf beiden Seiten eine sehr große, aber Walpurg faßte sich schnell, und nach einer kaum merklichen Neigung des Kopfes zur Seite gegen die Hennebergs, wobei sie Ilsabe mit zwinkernden Augen von unten nach oben maß, was heißen sollte: Ihr beiden werdet hoffentlich sofort verschwinden! beachtete sie die Geschwister nicht weiter, sondern wandte sich mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln zu Balduin und sagte: „Verzeiht, Junker, daß ich Euch heimsuche und in so gefälliger Gesellschaft störe! aber ich erfuhr kürzlich, Ihr wäret verwundet, und wollte selber nach Eurer Genesung fragen."

„Ich danke Euch, Frau Walpurg,“ erwiederte Balduin beklommen, „die kleine Wunde ist längst geheilt, und es geht mir nach Wunsch.“

„Das freut mich von Herzen!“ sprach sie mit leise schwingender Stimme, „aber dann wundert mich, daß ich Euch so lange nicht gesehen habe. Seit dem köstlichen Abend im Rathhause habt Ihr Euch nirgend blicken lassen.“

„Ihr wißt wohl, daß mein lieber Vater gefangen liegt,“ entgegnete er, „da hab' ich hier viel zu schaffen und zu sorgen.“

„Aber man darf doch seine besten Freunde nicht vergessen. Ich kenne Leute, Junker Balduin, die Euch gesucht haben,“ lächelte sie mit einem heißen Blick, indem sie sich lebhaft zu ihm herüber bog.

„Wer wird mich in dieser trostlosen Zeit suchen, wo ich mir selber kaum zu helfen weiß!“ erwiederte er trocken und ohne verstehen zu wollen.

„Wer Euch gesucht hat, fragt Ihr? o wer den recht innigen Wunsch hat, Euch zu sehen, und — und wer ein Recht darauf hat, Junker Balduin!“ sprach sie mit warmer Betonung und schielte nach Ilsabe hin, die regungslos saß und mit gepreßtem Herzen Balduin's Antwort darauf in seinem Gesichte zu lesen suchte, ehe er sie aussprach.

Balduin war der Besuch der jungen Wittwe über alle Maßen peinlich. So unangenehm ihn jedoch ihre auffallende, ja zudringliche Annäherung berührte, er konnte gegen eine Frau nicht unhöflich sein, die er schon mit Armen umschlungen und an seine Brust gedrückt hatte. Daß er sowohl die leidenschaftliche Begegnung im Mondschein als auch sein Verhalten gegen Walpurg bei Mandelsloh und im Rathhaussaale jetzt bereute, befreite ihn nicht von einem gewissen Schuldgefühl ihr gegenüber. Aber es gereichte ihm anderseits zum Troste, daß

er sich ihr mit keinem Worte verbunden hatte, und mit dem Überschreiten seiner Schwelle vergab sie sich seiner Meinung nach etwas, denn es war ihm nicht zweifelhaft, daß die Überbringung einer bis jetzt noch nicht einmal erwähnten Nachricht von der ihr wenig befreundeten Hildegund ihr nur zum Vorwand für diesen unternehmenden Besuch dienen sollte.

Walpurg hatte allerdings gehofft, mit Balduin allein zu sein. Sie konnte es nicht ertragen, daß er sich von ihr abwendete, wollte ihre frühere Macht über ihn noch einmal gegen sein Herz Sturm laufen lassen und mußte nun die hier finden, um derentwillen er sie, wie sie überzeugt war, in den letzten Wochen vernachlässigt hatte. O wüßte sie nur, wie sie sich an ihr rächen könnte!

Ilsabe war über das Erscheinen Walpurg's heftig erschrocken. Schon bei deren übermüthiger Erwähnung des für sie so schmerzvollen Abends im Rathhause ergriff sie eine tiefe Unruhe, daß sich das dort Vorgegangene hier in ähnlicher Weise wiederholen könnte, und sie verfolgte das Liebesgeplänkel, die halb verhüllten Schmeichelworte und das noch mehr sagende Augenspiel, womit die sehr entgegenkommende Frau den Freund zu umstricken suchte, mit angsterfüllter Spannung, wie sich das weiter entwickeln und welchen Erfolg es haben würde.

Es war ihr daher eine große Erleichterung, als Balduin das Gespräch mit den Worten abbrach: „Frau Walpurg, der Diener sagte, Ihr wolltet mir Nachricht von meiner Schwester bringen. Wißt Ihr etwa, wie es Hildegund geht?"

„Es geht ihr nicht so gut, wie es Euch hier zu gehen scheint, Junker," gab Walpurg zur Antwort und fügte mit einem spöttischen Blick auf Ilsabe hinzu: „Ihr habt ja leicht Ersatz gefunden, mit dem Ihr Euch über die Abwesenheit der Schwester tröstet."

„Soweit eine Schwester dem Bruder ersetzt werden kann, geschieht es allerdings durch unsere liebe Jugendfreundin Jungfrau Ilsabe," sprach Balduin mit ernstem Gesicht.

„Hildegund ist gesund und wohl und sehnt sich nach Hause zurück, bemerkte Walpurg. „Aber damit sage ich Euch wohl nichts Neues.. Jungfer Ilsabe hat ihre Gespielin gewiß schon öfter im Kloster besucht."

Sie wußte, daß dies nicht geschehen war, und wollte Ilsabe damit einen Stich versetzen, der auch traf. Ilsabe fühlte sich beschämt, daß jene den Gang zum Kloster unternommen hatte und sie nicht.

„Ich habe mich mehrmals dazu erboten —," sprach sie.

„Aber auf meinen nachdrücklichsten Wunsch," fiel ihr Balduin in die Rede, „hat Jungfer Ilsabe meine Schwester bis jetzt noch nicht besucht."

„Warum denn nicht? Welche große Gefahr fürchtet Ihr denn dabei für Eure liebe Jugendfreundin?"

„Verzeiht, wenn ich Euch die Antwort darauf schuldig bleibe," erwiederte Balduin. „Ich bitte Euch, sagt mir: wann wird Hildegund zu uns zurückkehren?"

„Das weiß ich nicht. Mir scheint, sie ist über die Zustände hier in der Stadt falsch unterrichtet, glaubt, hier tobte der Kampf in allen Gassen, und ist besorgt um das Leben ihrer Freunde. Ich habe sie beruhigt," sprach Walpurg lachend weiter, „nur konnte ich ihr leider nicht sagen, wie wohl sich's ihre Freunde hier auf dem Biskulenhof sein lassen."

„Ich wollte, Ihr hättet ihr sagen können, wie besorgt ihre Freunde hier auf dem Biskulenhof um sie sind, Frau Grönhagen!" bemerkte Ilsabe mit mühsam bewältigtem Zorn.

„Wirklich, Jungfer Henneberg? und habt Euch trotzdem hier nicht losreißen können? Der Wunsch Eures Freundes,

Euch nicht von sich zu lassen, war also doch wohl noch mächtiger als Eure und seine Sorge um Hildegund?"

„Wenn's Euch bequem ist, so nehmt an, es wäre so," erwiederte Ilsabe erregt.

In Walpurg's Augen blitzt ein glühender Haß auf; aber ehe sie Antwort gab, frug Gilbrecht: „Hat Euch Hildegund kein Mittel gesagt, wie sie von dort erlöst werden könnte?"

„Wollt Ihr sie vielleicht befreien?"

„Wenn ich könnte, ja!"

„Ein solches Mittel hat sie mir nicht angegeben," sprach Walpurg, „aber sie deutete mir an, daß man zur Rettung ihres Vaters ein sehr schweres Opfer von ihr verlangte."

„Zur Rettung des Vaters?" sagte Balduin sehr beunruhigt, „so wird sie belogen und betrogen."

„Die Ärmste!" rief Ilsabe, „und der liebsten Freundin nicht helfen zu können!"

„Ei Jungfer Ilsabe," sprach Walpurg, „wenn Ihr Hildegund wirklich so liebt, wie Ihr vorgebt, so wüßte ich vielleicht ein Mittel, wie Ihr sie befreien könntet."

„Nun?" frug Ilsabe.

„Man sucht, glaub' ich, in Kloster Lüne eine schöne, junge Nonne; opfert Ihr Euch doch, Jungfer! nehmt Ihr doch an Hildegund's Stelle den Schleier!"

Das war in dem entehrenden Sinne, wie Walpurg es meinte und mit einem leichtfertigen, höhnischen Lächeln deutlich genug zu verstehen gab, eine unauslöschliche Beleidigung.

Entsetzt sprangen die anderen Drei auf. Balduin faßte mit raschem Griff Ilsabe's Hand, hielt sie fest und sprach am ganzen Körper bebend: „Frau Walpurg Grönhagen! Wer Diese hier nur mit einem Blicke beleidigt, der ist mein Todfeind! Eine weitere Antwort auf Eure schamlose Rede verdient Ihr nicht!"

Darauf führte er die mit Thränen kämpfende Ilsabe sofort in das Nebengemach, wohin ihnen Gilbrecht folgte.

Bleich, zitternd und keuchend vor Wuth eilte Walpurg hinaus.

Die Freunde schwiegen; keiner von ihnen fand gleich ein beruhigendes Wort. Ilsabe hatte sich gesetzt, denn sie fühlte sich wanken von dem Stoße, den die Neidvolle gegen sie geführt hatte; Gilbrecht, empört über Walpurg wie über Balduin wegen seines Verkehrs mit ihr, lief stumm grollend hin und her, und Balduin stand am Fenster und schaute finster hinaus, ohne etwas zu sehen. Es war eine drückende, peinliche Stille im Gemach. Endlich kehrte sich Balduin hastig um, wandte sich zu Ilsabe und sagte mit einer Stimme, in der noch die heftigste Bewegung schütterte: „Ilsabe, — daß die Frau es wagen durfte, hierher zu kommen, ist meine Schuld! Ich habe mich in Unbedacht und Übermuth hinreißen lassen, mit ihr zu tändeln und zu spielen. Ich bitte Dich, Ilsabe, verzeihe mir!"

Er hatte die letzten Worte weich und rührend gesprochen. Ilsabe hob das Haupt mit einem innigen, feuchtschimmernden Blick zu ihm empor und legte ihre Hand in die dargebotene seine.

Balduin's Bitte versöhnte Gilbrecht, und er wollte dem Freunde das Bekenntniß einer Thorheit nicht durch seine Gegenwart erschweren; darum entfernte er sich still und ging hinab in die Schreibstuben.

„Wie Du mir auf dem Rathhause den Tanz versagtest," sprach Balduin, als er mit Ilsabe allein war, „das war mir eine bittere Lehre, und mit meiner Lust am Feste war's vorbei; aber es fiel mir auch wie Schuppen von den Augen, und ich sah mit einem Male klar und deutlich, was ich gethan, was ich Dir gethan hatte, Ilsabe. Ich nahm mir vor, am nächsten Tage zu Dir zu gehen und Dir Alles reumüthig ab-

zubitten; aber da brach die böse Zeit über uns herein, die Erregung, der Aufruhr, die Gefangenschaft meines Vaters, und es unterblieb; ich hatte nicht die Stimmung, nicht den Muth, Dir zu nahen. O wie glücklich war ich dann, als Du gleich nach meiner Verwundung von selber zu mir kamst und mich pflegtest! Ich schloß daraus, Du hättest mir verziehen, oder hoffte, Du würdest es thun, und nun kommt die Arge hierher und kränkt Dich aufs Neue mit frechen Worten. Kannst Du auch das verzeihen, Ilsabe? — noch einmal bitte ich Dich: vergieb mir meinen sträflichen Leichtsinn!"

Er hatte sich beim Sprechen, halb hinter ihr stehend, auf die Lehne des Stuhles gestützt, auf dem Ilsabe saß. Sie hatte ihn ruhig angehört; jetzt erhob sie sich, nahm wieder seine Hand und sprach sanft mit niedergeschlagenen Augen: „Laß das ruhen, Balduin! es soll vergessen sein, wir wollen nicht mehr davon sprechen."

„Wirklich? willst Du es vergessen?" frug er schnell und freudig. „O Dank! tausend Dank! und glaube mir, Ilsabe! mein Herz wußte nichts davon, denn das gehört Dir, Ilsabe, — hat immer Dir gehört und wird immer und ewig Dir gehören."

Bestürzt blickte sie rasch zu ihm auf; ihr stockte der Athem, wie sie mit halb geöffneten Lippen dem Freunde sprachlos in die Augen starrte.

„Du siehst mich so verwundert an; ja weißt Du es denn nicht, daß ich Dich liebe?!" sprach er mit einem Tone, der laut und stark aus freiem, frohen Herzen drang.

Ein Zittern überkam sie; heiß und roth überlief es ihr Antlitz; die Brust wollte ihr springen, und ihre Augen strahlten in einem wunderbaren Glanze.

„Ilsabe, das hast Du nicht gewußt?" rief er noch einmal und faßte ihre beiden Hände. „Ich liebe Dich, ich liebe

Dich, Ilsabe! nicht wie seit den Kinderjahren, nein, ganz anders, ganz anders, Ilsabe! o wenn Du mich so wiederlieben könntest! nur halb so —"

„Ach!!" — ein Schluchzen nur, ein auffliegendes Jauchzen war es, womit sie sich stürmisch in seine Arme warf, und wie er sie umfing, so drückte sie ihn mit liebender Gewalt an die hochklopfende Brust und lachte und weinte, und Augen und Lippen blühten und glühten ihm wonnig entgegen.

„O welches Herzeleid hab' ich Dir zugefügt!" sprach er sie in seinen Armen haltend. „Aber wie manchmal auch hat mir das Geständniß auf der Zunge geschwebt und die Frage, ob Du mein sein wolltest! Ich wollte warten, bis mein Vater wieder frei und bis Hildegund wieder bei uns ist, doch nun haben mir die Worte des Hasses jener Unseligen das Wort der Liebe von den Lippen gelöst."

„Das ist die beste Antwort, Balduin, die wir ihr geben können, daß wir uns auf Leben und Tod mit einander verbunden haben. Aber schweige von ihr! wir wollen sie aus unserem Gedächtniß verlöschen."

„Ja, das wollen wir," sprach er; „aber auch von unserer Liebe müssen wir noch schweigen, Ilsabe."

„Nur der Mutter laß es mich sagen," bat sie.

„Nein, Ilsabe! so lange mein Vater im Thurme liegt, müssen wir schweigen. Wenn wir ihn wiederhaben, will ich mit Dir vor den Deinen treten, daß er uns seinen Segen giebt."

„Wie Du willst, Geliebter," sagte sie, „Deine Wünsche sollen meine Wünsche sein. Aber nun laß mich! laß mich fort, daß ich meine wirbelnden Gedanken sammele!"

„Die meinigen nimmst Du alle mit!" sprach er.

Sie entwand sich seinen umschließenden Armen und eilte davon.

Zu Hause flüchtete sich Ilsabe hinauf in ihr Schwalbennest. Dort stand sie mitten im Stübchen, bog den Kopf zurück und schlug die Hände vor das Gesicht jubelnd: „Er liebt mich! er ist mein!" Mit einem langen, tiefen Athemzuge hob sie die wogende Brust, als befreite sie den Busen von einer Bergeslast und holte mit dem Athem alle Noth und Angst aus Herzensgrund herauf, sie von sich stoßend auf immerdar. Dann trat sie ans Fenster und sandte den lächelnden Blick in die sonnenbeglänzte, unabsehbare Heide hinaus, als tauchte sie ihn mit seligem Vertrauen in die unergründliche Zukunft.

Zehntes Kapitel.

Wo denn schon hin?" frug Frau Johanna am andern Morgen ihren Mann, als sich dieser zu einem Ausgang fertig machte.

„Ins Rathhaus, Johanna," erwiederte er.

„Gotthard! ins Rathhaus?"

Der Meister lächelte und wies mit dem Zeigefinger in tippender Bewegung nach dem Fußboden hin.

„Was soll das denn heißen?" frug sie wieder. „Und Du lachst dabei?"

„Unten, unten! in den Rathsweinkeller!"

„In den Weinkeller? am frühen Morgen schon? aber Mann!"

„Ambrosius hat gestern zweimal nach mir geschickt, ich soll kommen und rasch, sonst könnte es leicht zu spät werden. Er wird wohl wieder einen guten Rheinischen umgefüllt haben, den ich kosten soll; da will ich nun doch schnell hin, ehe er das Faß wieder zuschlägt. Ich weiß, ich mache dem Alten eine Freude damit."

„Grund genug für einen Trunk Wein!" lachte Johanna.

„Ich habe auch noch einen andern Weg," sagte Meister Gotthard nun ernsthaft. „Mir geht die Geschichte mit der Hildegund im Kopfe herum; ich will zu Hans Laffert und mit ihm darüber sprechen. Es wird ja immer ärger mit dem

Buben- und Pfaffenregiment; wohin soll das noch führen, wenn sie's so weiter treiben? Ich glaube, Johanna, es wird bald Zeit, daß wir Gewalt brauchen."

„Wenn es sein muß, Gotthard, dann in Gottes Namen! ich halte Dich nicht mehr zurück."

Er drückte ihr die Hand und sagte: „Ich wußte es wohl. Am Ende schnallst Du auch noch den Harnisch an wie unser tapferes Mädchen, die Ilsabe."

„Das wohl nicht," lächelte sie, „aber Dir helfe ich dabei und raune heimlich meinen alten Wundsegen dazu. Nun geh nur und grüße mir den braven Ambrosius!"

Er nickte und ging seines Weges.

Als er durch die Straße An den Brodbänken kam, stand Dörgerloh in der Thür seines Bäckerladens und streckte ihm treuherzig die Hand entgegen. Meister Gotthard ergriff sie auch und schüttelte sie.

„Henneberg, wohin?" frug Dörgerloh.

„Das sollt Ihr nicht rathen, Herr Rathsherr!" erwiederte Meister Gotthard scherzend.

„Und darf's auch nicht wissen?"

„O ja! in den Weinkeller eines hochedlen Rathes, Gott bessere ihn!"

„Den Keller oder den Rath?"

„Nein, den Rath, Dörgerloh, den Rath!"

Dörgerloh drohte mit der Faust, und Meister Gotthard ging lachend davon. Dörgerloh war ein ehrlicher Mann, der an dem nichtsnutzigen Thun und Treiben auf dem Rathhause keinen Antheil hatte, wenn er auch mit im Rathe saß. Das wußte Meister Gotthard und versagte ihm daher seine Achtung nicht, obschon er sein Gegner war.

„Hm! je größer die Nase, je größer auch der Sonnen-

schein darauf," sprach er zu sich selber und rieb sich die Nase; „oder soll ich heute noch was Neues erfahren? Gutes gewiß nicht, das kommt in Lüneburg jetzt nicht auf." Dann schritt er die Stufen zum Keller langsam hinab.

Der Rathskellermeister saß in einem alten Lehnstuhl im hintersten Winkel seines Stübchens. Als Meister Gotthard mit freundlichem Gruß eintrat, erhob sich Ambrosius und sagte: „Endlich! wie lange habt Ihr mich warten lassen!"

„Mein Gott!" sprach der Gescholtene, „habt Ihr's denn gar so eilig?

Ein guter Trunk und ein guter Rath
Kommt nimmer zu früh und selten zu spat."

„Diesmal hätte der gute Rath doch leicht zu spät kommen können, Gotthard!" erwiederte Ambrosius, „und was den guten Trunk anbetrifft, — nun Ihr werdet daran zu schlucken haben, bis Ihr ihn herunter kriegt."

„So sauer ist er?"

„So sauer und bitter wie Galle!"

„Wenn er nur halb so sauer ist wie das Gesicht, das Ihr dabei macht, Ambrosius, so verlangt mich nicht sehr danach. Ihr seht ja aus, als wäre Euch über Nacht aller Wein im Keller umgeschlagen."

„Laßt Eure Späße, Gotthard!" erwiederte der Alte, „setzt Euch da in die Ecke in meinen alten Tröster und hört mich ruhig an."

Gotthard gehorchte, höchlich verwundert über des Alten seltsame Laune.

Ambrosius begann: „Als mich vor einiger Zeit Euer Gilbrecht besuchte und mir erzählte, daß er am Rheine die Küferei gelernt hätte, sagte ich ihm, daß er einmal mein Nachfolger hier im Keller werden würde, und versprach ihm, ihn

in Alles treulich einzuweihen, was einem Rathskellermeister zu wissen nutz und nöthig ist. Hat er Euch das nicht gesagt?"

„Jawohl, hat er," nickte Gotthard.

„Gut. Ein Geheimniß aber, ein großes, merkwürdiges Geheimniß, das seit langen, langen Jahren immer nur von einem Kellermeister auf den andern erbt und das sonst kein Mensch in der Welt weiß und wissen darf, das wollte ich Eurem Sohne erst in meiner Sterbestunde sagen, wenn ich sicher wäre, daß er mein Nachfolger würde. Hat er Euch das auch gesagt?"

„Nein!"

„Nicht! braver Junge, der Gilbrecht! — Gotthard, die Stunde ist früher gekommen, als ich dachte, — nein, nein, nicht meine Sterbestunde, mein' ich," fügte er schnell hinzu, als sein Gast ihn betroffen anblickte; „ich meine die Stunde, wo ich nicht Eurem Sohne, sondern Euch selber dieses merkwürdige Geheimniß offenbaren muß, denn es handelt sich dabei um ein Menschenleben, um Euer Leben, Gotthard!"

Der Böttcher sah den Kellermeister wieder an und dachte sich dazu: der Alte wird schwach im Kopfe. Der mochte wohl dem Andern den Gedanken vom Gesichte lesen, denn er sagte: „Ich bin so nüchtern wie Ihr, Gotthard, und so klar im Kopfe wie mein klarster Wein im besten Fasse. Wartet's nur ab! Gotthard, Eure Hand darauf, daß Ihr mein Geheimniß mit ins Grab nehmen wollt!"

Sie reichten sich die Hände, und Ambrosius fuhr fort: „Bleibt mal still in dem alten Tröster da sitzen und verhaltet Euch ganz ruhig." Dann ging er die Thür hinter sich schließend hinaus und ließ seinen Gast in dem noch immer nicht besiegten Zweifel allein, ob er hier wirklich hinter ein sonderbares Geheimniß kommen sollte, oder ob sich Ambrosius, viel-

leicht doch nicht ganz richtig im Kopfe, einen etwas weitgehenden Spaß mit ihm erlauben wollte. Aber dazu that der Alte zu wichtig, sah zu ernsthaft dabei aus, und sich mit Gotthard Henneberg einen schlechten Spaß zu machen, war Niemand zu rathen."

Während Meister Gotthard in Ambrosius' Lehnstuhle noch darüber nachsann und tiefes Schweigen ihn umgab, vernahm er plötzlich neben sich, hinter sich, über sich — er wußte selber nicht wo — von einer schauerlich tönenden, geisterhaft gedämpften Stimme die deutlichen Worte:

„Kommt Henneberg in den blauen Thurm, so bleibt er auch darin, entweder lebendig oder todt."

Gotthard fuhr in die Höhe wie von einer Feder empor geschnellt. Was war das? wer hatte hier gesprochen? woher die Stimme, die räthselhaften Worte? Er blickte sich ringsum nach Wänden und Decke; aber er war ganz allein. Da klang es wieder in demselben Tone: „Antwortet, wenn Ihr mich verstanden habt!"

Dem starken Manne ward unheimlich zu Muthe, doch er antwortete: „Ich habe verstanden."

Gespenstisch rief es zurück: „Gut! schweigt! ich komme!"

Dann blieb Alles still. Gotthard befand sich in einer tiefen Erregung; der Inhalt der zuerst gehörten Worte hatte ihn ganz verwirrt gemacht.

Da trat der Kellermeister wieder ein. „Ambrosius, was treibt Ihr für Teufelsspuk mit mir?" fuhr ihn der Böttcher an: „Was sollen die drohenden Worte vom blauen Thurme bedeuten? Habt Ihr sie gesprochen?"

„Ja, ich habe sie hinten in der Rathsherrentrinkstube gesprochen, dem nachgesprochen, von dem ich sie vorgestern hier gehört habe."

Meister Gotthard blickte den Alten steif an. „Wer hat sie gesagt?“ frug er dann.

„Das weiß ich nicht genau,“ erwiederte Ambrosius, „die Stimmen sind schwer zu unterscheiden; es klang wie Dalenborg's Stimme.“

„Dalenborg?“

„Ja; er und Schupper und Sengstake waren mit dem Propst von Lüne vorgestern in der Rathsherrentrinkstube.“

„Und hier kann man hören, was dort gesprochen wird?“

„Ihr habt es ja eben gehört. Seht!“ fuhr der Alte zu dem immer mehr Erstaunenden fort, „das Kreuzgewölbe geht über vier Stuben weg; die Zwischenwände sind nicht ganz bis an die Decke geführt, ein kleiner Raum ist offen geblieben, um der Luft einen Übergang zu lassen. Nun seht Ihr dort an den Gurtbogen eine durchgehende, hohl ausgekehlte Steinrippe; die trägt den Schall von einem Ende zum andern. In der Mitte, in den Zwischenräumen hört man nichts, in den entgegengesetzten, äußersten Ecken aber versteht man jedes laut gesprochene Wort, und der Rathskellermeister von Lüneburg muß immer ein verschwiegener Mann sein, denn er erfährt auf diesem verborgenen Wege Manches, was von den hochvermögenden Herren da hinten in der Trinkstube beim Weine verhandelt wird. Nun wißt Ihr mein Geheimniß; bewahrt es treu, Gotthard! Ihr habt mir die Hand darauf gegeben!“

„Seid ohne Sorge!“ erwiederte Meister Gotthard. „Habt Ihr noch mehr gehört?“

„Nicht viel und nichts so Wichtiges wie das, was ich Euch gesagt habe. Sie sprachen anfangs zu leise, aber daß man Euch in den blauen Thurm locken will, habe ich ganz deutlich, Wort für Wort gehört.“

„Sagt es noch einmal,“ bat Gotthard.

„Kommt Henneberg in den blauen Thurm, so bleibt er auch darin, entweder lebendig oder todt.“

„Lebendig oder todt!“ wiederholte Meister Gotthard, „o Ihr verfluchten Schurken! Im blauen Thurme sitzt Viskule, und sein Schließer ist Dippold, mein bester Freund und mein bester Feind! Hahaha! gut ausgedacht! das wäre Sengstake's würdig! — Ambrosius, jetzt bitt' ich selber um einen Trunk.“

„Sollt Ihr haben, Freund! sollt Ihr haben!“ sprach Ambrosius und holte Wein. Dann setzten sie sich beide zum Trinken an den kleinen Tisch; aber Meister Gotthard war wortkarg und sann und grübelte.

„Sie wollen Euch ans Leben, Gotthard,“ sagte Ambrosius, „die Schufte sind zu Allem fähig.“

Der Böttcher antwortete nicht, und Ambrosius fing nach einem längeren Schweigen wieder an: „Was gedenkt Ihr nun zu thun?“

„Ambrosius,“ erwiederte Gotthard, „Ihr habt mein Wort, daß ich schweigen werde; ich verlange auch das Eure. Vertraut keinem Menschen, was Ihr mir gesagt habt, es sei denn —“

„Es sei denn?“

„Ambrosius, ich gehe in die Falle, die sie mir stellen wollen, und ich hoffe, ich komme auch wieder heraus, aber dann wehe ihnen!“

„Ihr wollt in den Thurm gehen, Gotthard?“ frug Ambrosius erschrocken. „So hab' ich Euch umsonst gewarnt?“

„O nein! ich werde Vorsicht brauchen, daß ich nicht darin bleibe, weder lebendig noch todt. Sollte ich aber doch eines Tages verschwunden sein, so wißt Ihr, wo man mich zu suchen hat.“

„Der Allmächtige verhüte es!“

„Ambrosius, mit solchen Schurkenstreichen hat sich der

alte Rath nie befleckt. Wenn der das wüßte, der hier über uns sitzt!"

„Wen meint Ihr?"

„Nun, Springintgut im steinernen Weinfaß."

„Lieber Gott! das hätt' ich bald vergessen. Der ist nicht mehr hier."

„Was? Ambrosius! Wo ist er?"

„Sie haben ihn heimlich in der vorigen Nacht wegbringen lassen in den neuen Thurm."

„In den neuen Thurm? o schändlich! schändlich! Woher wißt Ihr's?"

„Als die Viere neulich hier im Keller waren, mußte ich dem Gefangenen einen Becher Wein hinauftragen, zum Abschiedstrunk, sagte Dalenborg. Ich verstand nicht, was er damit meinte; nachher ist es mir klar geworden. Und Springintgut ist krank, sie ließen ihn elend verkommen, klagte er mir. Gut, gut, daß Ihr mich daran erinnert habt! in der Sorge um Euch hätt' ich es bald vergessen; er hat auch noch ein Wort für Euch gehabt."

„Für mich? was ist's? schnell!"

„Ich bin mit einem der Knechte bekannt, die ihn in der Nacht wegbringen mußten, und der hat mir's erzählt. Als sie Springintgut aus dem steinernen Weinfaß herauf holten und ihm ankündigten, wohin sie ihn bringen sollten, ist er aufs Tiefste erschrocken, hat in seiner Schwäche den Blick nach oben gerichtet und mit zitternder Stimme den Ausruf gethan: „Sülfmeister, räche mich!"

Gotthard sprang auf. „Ambrosius! das hat er gesagt? Sülfmeister, räche mich!? Das Wort soll wahr werden, Ambrosius, oder ich will mir den Tod aus diesem Becher getrunken haben!" Einen Augenblick stand er und stierte, in

Sinnen verloren, vor sich hin. Dann, wie nach gefaßtem Entschlusse, brach er schnell auf und rief in Hast: „Lebt wohl, Ambrosius! Habt Dank und schweigt, bis der Tag zum Reden gekommen ist!"

In Gotthard Henneberg's Seele war Sturm; Gedanken wie Blitze und Zornglut wie rollender Donner durchtobten seine Brust. Er ging nicht zu Hans Laffert und auch nicht nach Hause, sondern begab sich zu Schnewerding, dem Amtsmeister der Harnischmacher und Plattenschläger, der etwas versteckt in der Straße Auf dem Meere wohnte. Nicht rechts, nicht links sah er auf diesem Wege, grüßte Niemand, kannte Niemand; den Blick starr auf den Boden geheftet, wandelte er dahin wie eine finstere Wetterwolke, der zu nahen Tod und Verderben bringt. Er wußte kaum, wie er zu seinem Ziele kam, und als er vor Schnewerding's Hause stand, hatte er Mühe, wenigstens äußerlich die Ruhe zu wahren.

In der Werkstatt nahm er den Waffenschmied bei Seite und sagte: „Schnewerding, die Saat ist reif, wir müssen sie mähen."

„Gott sei gelobt!" rief Schnewerding, „wann?"

„Still! höre mich an!" sprach Gotthard. „Kannst Du heute nach der Vesperglocke vier oder fünf unserer sichersten Männer hier bei Dir versammeln, daß wir's bereden und beschließen?"

„Gewiß! wen willst Du haben?"

„Vor Allen Schuttenhelm, Ketkrink, Stephan Bartels," —

„Hans Laffert?"

„Nein, er ist der Beste und Treueste und folgt uns nachher doch; aber er ist zu milde und auch schon zu alt."

„Aber Peter Flachs, den Gerber."

„Peter Flachs, ja!"

„Und Einen noch, — Eekholt."

„Eekholt? den Rathsfeind?"

„War er, jetzt hält er zu uns; ich stehe für ihn!"

„Gut denn! aber ohne Aufsehen! laß sie still und heimlich kommen; noch darf Keiner etwas ahnen."

„Verlaß Dich auf mich, Henneberg! Herr Gott im Himmel, wie werden sie jubeln!"

„Auf Wiedersehen!"

„Jawohl!" —

Der erste Schritt zum Aufstand war gethan. Gotthard Henneberg war entschlossen, Freiheit und Ehre seiner Stadt zu retten um jeden Preis, auch mit fließendem Blut. Auf dem Wege nach Hause glaubte er noch einmal den geisterhaften Ton und die drohenden Worte vom Gewölbe in der Stube des Kellermeisters zu hören; aber weit erschütternder packte ihn ein anderes Wort. Das kam nicht von den halb verschmachteten Lippen eines einzelnen mißhandelten Menschen, — die ganze Stadt Lüneburg rief es ihm zu. Jeder Luftzug hauchte es ihm ins Ohr, jeder Sonnenstrahl brannte es ihm ins Herz; die klingenden Glocken, die die Stunde schlugen, liehen ihm ihre eherne Stimme, die sprudelnden Brunnen murmelten es mit ihren fallenden Tropfen; die Steine auf den Straßen, die Ziegeln auf den Dächern hallten es wieder; aus jeder Hausthür und aus jeder Giebelluke rief es und raunt' es: „Sülfmeister, räche mich!"

Elftes Kapitel.

Lange vor Mittag war Meister Gotthard wieder zu Hause. „Nun?" frug Frau Johanna, „wie schmeckte Ambrosius sein Wein, und wie lautete Hans Laffert sein Rath?"

„Ambrosius sein Wein war gut, bei Hans Laffert bin ich nicht gewesen, gehe vielleicht heut Abend hin," erwiederte der Meister, band sich sein langes, braunes Schurzfell um und machte sich in der Diele an die Arbeit. Aber es wollte nicht recht damit flecken; statt fleißig zu hobeln stand er oft mit aufgestütztem Arm an die Fügebank gelehnt, in Gedanken verloren. Jakob stieß Arnold leise an und deutete mit dem Kopfe nach dem Meister. Träumerisch und lässig bei der Arbeit, so kannten sie ihn gar nicht; es mußte ihm sehr Schweres im Sinne liegen, oder er war krank.

„Ist Dir nicht recht, Vater?" frug Arnold. „Soll ich die Dauben zurichten? das Binden hier eilt nicht."

„Laß nur," erwiederte der Meister; „mir fehlt nichts, ich hatte mir nur etwas zu überlegen." Arnold's Theilnahme, an die er nicht mehr gewöhnt war, freute ihn aber, und nun ging das Stabholz in seinen Händen wieder flink und kreischend über das Eisen hinweg, daß die Späne flogen.

Die Zeit des Wartens und Bedenkens war für Gotthard Henneberg zu Ende. Schon war er durch Zufall oder

durch heimliche Mittheilung verzagt mißbilligender, vor dem Äußersten zurückschreckender Eingeweihter hinter manches Andere von dem schändlichen Vorhaben der Verräther gekommen, was seine Geduld auf eine harte Probe stellte. Was er aber heute von Ambrosius von dem Rhyne erfahren hatte, die Hinterlist, mit der man ihn fangen wollte, die unmenschliche Behandlung Springintgut's und dessen beschwörendes Wort um Rache, das ihn an der Seele gepackt hielt wie die grausige Mahnung eines abgeschiedenen, ruhelosen Geistes, das rüttelte den gelassenen, bedächtigen Mann mit Gewalt aus seiner Unthätigkeit auf und spornte ihn zu einem entschlossenen Handeln. Jetzt schien auch ihm das Eisen heiß genug zum Schmieden, und um zur rechten Stunde schlagfertig zu sein, mußte man anfangen zu rüsten.

Als die Vesperglocke ausgeläutet hatte, verließ er das Haus, um sich zu Schnewerding zu begeben, ging langsam und nicht den nächsten Weg. In der Schrangenstraße traf er mit dem Amtsmeister der Gerber zusammen, begrüßte ihn und sprach: „Wir haben wohl einen Weg, Peter?"

„So?" sagte Peter Flachs, „weißt Du denn, wo ich hin will?"

„Du willst nach dem Meere zu Schnewerding," erwiederte Meister Gotthard.

Der Gerber sah ihn erstaunt an, sein Gesicht verklärte sich zusehends, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf, und er frug: „Gotthard! — kommen noch mehr?"

„Noch vier außer uns."

„So hast Du uns bestellt!" rief Peter Flachs, „willst vom Leder ziehen; brav! brav, Gotthard! es wird auch wahrlich Zeit, daß wir uns regen."

„Still!" sagte der Böttcher, mach' kein Aufhebens hier auf der Gasse, wir müssen Vorsicht brauchen."

„Hast Recht," erwiederte der Gerber, „aber ich kann meine Freude kaum hehlen."

Sie gingen in ruhigem Gespräch weiter und fanden bei Schnewerding schon den Mauermeister Stephan Bartels, sowie Kerkrink und Schuttenhelm vor. Die waren bereits von Schnewerding verständigt, wozu er sie geladen hatte, und drückten den Ankommenden die Hände wie die Wissenden eines Bundes, die zu hochwichtigem Rathen und Thaten zusammentreten und sich stumm ihrer Treue versichern. Der Harnischmacher war stolz darauf, daß die kleine Versammlung in seinem Hause tagte; er hatte Knechte und Jungen zu entfernen gewußt und in der Wohnstube neben der Diele einen Tisch mit sieben Stühlen darum gestellt, damit die Verschwörer ordentlich Sitzung halten konnten. Schiffer Kerkrink, der in seinen jüngeren Jahren nach Schonen und Bergen gesegelt war, aber jetzt nur noch nach Hamburg fuhr, sagte kein Wort, aber aus dem ernsten, wetterbraunen Gesichte des abgehärteten Mannes sprach eine eiserne Willenskraft. Stephan Bartels knüpfte mit Gotthard Henneberg eine leise Unterhaltung an; Schuttenhelm aber, der lebhafte Schmied, war voll Unruhe, und seine Erregtheit suchte sich in Worten und Späßen Luft zu machen, denn er freute sich auf den endlich bevorstehenden Kampf. Wiederholt sah er aus dem Fenster, ob Eekholt noch nicht käme, der Kuntor- und Paneelenmacher.

Schnewerding's Frau trat herein mit einer Schenkkanne voll Bier und sieben zinnernen Bechern, die sie auf den Tisch stellte. „Guten Abend, hochachtbare Amtsmeister!" sagte sie und gab jedem die Hand. Sie war eine gesunde, frisch aussehende Frau, und zwei hübsche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hatten sich, an die Mutter geschmiegt, mit herein gedrängt. Die Meister erwiederten ihren Gruß aufs Freund-

lichste; Schuttenhelm nahm sofort den Knaben auf den Arm, und Peter Flachs das Mädchen.

„Sind das die Jüngsten, Frau Immecke?“ frug Schuttenhelm.

„O nein, Meister Schuttenhelm,“ antwortete sie, „es sind noch zwei Kleinere da; das Jüngste kann noch nicht laufen.“

„Wie viel sind es denn im Ganzen?“ frug er weiter.

„Sechse bis —, sechse sind's im Ganzen,“ erwiederte sie lächelnd.

„Und wie alt ist das Älteste?“

„Nun natürlich sechse,“ lachte Meister Gotthard.

„O Herr Gevatter! Ihr solltet es doch besser wissen,“ sprach die Frau; „bald neun Jahre ist der Älteste, und Eins haben wir schon verloren.“

„Richtig, richtig!“ sagte Gotthard, „nehmt's nicht übel, Frau Gevatterin!“

„Nicht im geringsten, Herr Gevatter!“

„Die ganze Mutter,“ sagte Peter Flachs und streichelte das Kind auf seinem Arm. „Wie alt bist du denn, Miezeken?“

„Fünf Jahr,“ sprach das kleine Mädchen.

„Und wie alt bist Du?“ frug Schuttenhelm den Jungen.

„Auch fünf Jahr,“ antwortete der.

„Es sind nämlich Zwillinge,“ erklärte Frau Immecke mit fröhlichem Mutterstolz.

„Aller Ehren werth!“ sprach Schuttenhelm, „hätt' ich gar nicht gedacht.“

„Habt ja selber fünfe!“ sagte die Meisterin.

„Aber sie sind nicht paarweise gekommen,“ lachte der Schmied.

„Immecke,“ sprach Schneverding, „wenn Eekholt da ist, so riegele zu und laß Niemand herein.“

„Nein, Ihr sollt ungestört bleiben," erwiederte sie.

„Darfst auch nicht horchen, Immecke!" sagte Peter Flachs.

„Hast Du mich schon einmal mit dem Ohr an der Thür gefunden, Peter?" entgegnete sie.

„Ach, Ihr Frauen habt es Alle hinter den Ohren."

„Nur zu Eurem Besten, wenn's Euch Männern manchmal hier oben fehlt. Ich will gar nicht fragen, was Ihr zu schaffen habt, kann's mir schon denken; meinen Segen habt Ihr! Kommt, Kinder!"

„Wir können ihn brauchen, Frau Gevatterin!" sprach Meister Gotthard.

Sie ging mit den Kindern hinaus, und nun kam auch Eekholt.

„Endlich!" rief Schuttenhelm, „wo steckst Du denn, alter Todtengräber und Kistenmacher aus sechs Brettern?"

Gotthard Henneberg aber ging ihm entgegen, bot ihm die Hand und sagte: „Sei willkommen, Eekholt! Schneverding hat sich für Dich verbürgt, daß Du fortan treulich zu uns halten wolltest wider die Gartenritter und ihren Anhang."

„Habt Dank, Brüder, daß Ihr mir nicht vorbei gegangen seid!" erwiederte der Schreiner, „Euer Vertrauen soll an uns Schnitzlern nicht zu Schanden werden, alle meine Werkbrüder in der Gilde denken wie ich."

„Das hab' ich ihnen schon gesagt, Eekholt," sprach Schneverding. „Nehmt Platz, Brüder! und wer Durst bekommt, der lange zu! dazu steht's da."

Die sieben Amtsmeister setzten sich, und Gotthard Henneberg begann: „Ich bin es gewesen, Brüder, der Euch durch unseren Freund Schneverding hierher entboten hat, denn ich meine, es ist Zeit, daß wir der schandbaren Wirthschaft, die wie eine Zuchtruthe des Himmels über unsere gute Stadt verhängt

ist, mit handhabender Gewalt ein Ende machen. Ich brauch' es Euch gewiß nicht erst auf das Tischblatt zu schreiben, was die gewissenlosen Menschen Alles gebrochen und gefrevelt haben, und warum sie reif sind, von den Stühlen gestoßen zu werden, die sie sich mit Trug und Tücke angemaßt haben. Nur das Neueste will ich Euch sagen, was Ihr vielleicht noch nicht wißt: sie haben Johann Springintgut heimlich bei nachtschlafender Zeit aus dem steinernen Weinfaß in den neuen Thurm gebracht und lassen ihn elendiglich verkümmern, wenn wir ihn nicht lösen und retten."

Ausrufe des Unwillens antworteten ihm. „In den neuen Thurm?" sprach der Mauermeister Bartels entrüstet, „der ist ja kaum fertig und noch so naß, daß das Wasser an den Wänden herunter läuft; da kann noch kein Mensch drin aushalten."

„Hallunken, verfluchte!" rief Schuttenhelm und donnerte mit der Faust auf den Tisch.

„Wir wollen sie selber hinein werfen," sprach Schneverding

„Bei Wasser und Brod!" rief Peter Flachs.

„Ach was!" sprach Schuttenhelm und machte mit der Hand eine wagrechte Bewegung, „kurzweg! Kopf ab!"

„Laßt uns hier nicht in Eifer und Zorn gerathen, Brüder," sagte Meister Gotthard, „wenn uns das Herz auch bis an den Rand voll Galle ist, sondern laßt uns mit Ruhe und Vorbedacht erwägen, was wir zu thun haben, das Unheil zu wenden, denn sie haben noch Schlimmes vor, dem wir steuern müssen, so lange es Zeit ist. Brüder, sie wollen der Stadt von ihrer Freiheit helfen! ich habe glaubliche Kundschaft, daß sie mit dem Herzog in Celle über Abtretung des Blutbannes verhandeln und mit den fremden Prälaten und Domkapiteln um Anderes schachern und feilschen; sie wollen unsere Hand-

festen, Siegel und Briefe hingeben und Freiheit, Ehre, Macht und Herrlichkeit unserer Stadt verrathen und verkaufen. Um die Schulden zu bezahlen, heißt es, aber Ihr könnt Euch denken, wie viel dabei an ihren Diebesfingern kleben bleibt."

„Höre auf, Henneberg!" sprach Schnewerding, „es ist mehr als genug; sage uns nur, wann wir losschlagen sollen."

Die Anderen äußerten sich in dem gleichen Sinne wie der Harnischmacher, und Gotthard Henneberg sagte: „Daß Ihr des Willens seid, weiß ich wohl, aber es frägt sich, ob wir stark genug sind, und auf wen wir dabei zählen können. Zehn Gilden waren es, die in der Versammlung im Kaland dem Rathe treu blieben, —"

„Heute kannst Du die Zahl mindestens verdoppeln," unterbrach ihn Eekholt. „Die Meisten von denen, die damals gegen Euch stimmten, sind längst bekehrt und werden mit Freuden Eure Hand ergreifen, wenn Ihr sie ihnen nur halb entgegen streckt. Ich weiß ja, wie es drüben steht; wir haben uns nur noch nicht wieder an Euch heran getraut, weil Ihr unsere Gegner waret, aber ebenso gut wie ich hier sitze, könnten die Amtsmeister von einem Dutzend anderer Gilden, die ich Euch nennen kann, und die sich Alle gern mit Euch verbünden möchten, auch hier sitzen."

„Gut, desto besser, desto viel besser!" sprach Meister Gotthard, „so wollen wir fragen: wer sind heute noch unsere Gegner?"

„Erstlich oder zum Ersten die fünf Gilden, deren Amtsmeister jetzt im Rathe sitzen," sagte Peter Flachs.

„Und das sind die stärksten," fügte Stephan Bartels hinzu.

„Aber sie sind nicht mehr einig," sprach Eekholt; „viele von ihren Meistern wollen von dem neuen Rathe nichts wissen, und wenn sie auch nicht gegen ihre eigenen Werkbrüder streiten

werden, so werden sie doch auch gegen uns nicht die Hand erheben."

„Kurz und gut, wir sind stark genug," rief Schuttenhelm. „Was gilt die Wette? wir haben nicht so viel Gilden gegen uns, wie wir hier Meister sind."

„Der Rath hat mehr reitende Knechte und Söldner geworben," wandte der Mauermeister ein, „hat ihnen ein reichlich Wortgeld gegeben und dazu Futter und Mehl, Eisen und Nägel, Sattelgeld, Haube, Hengst uud Harnisch."

„Und was nicht noch Alles?" lachte Schuttenhelm. „Stephan, den Hengsten der tapferen Stallbrüder wollen wir Schmiede schon die Hufe vernageln."

„Und wir wollen ihnen das Sattelleder gerben," sagte Peter Flachs.

„Alle Geschlechter haben wir für uns mit ihrem ganzen Anhang und Gesinde," sprach Schneverding, „und auch viele von den Sülfmeistern."

„Brauchen wir gar nicht," meinte der Schmied, „hier haben wir einen Sülfmeister, unseren! der wiegt hundert andere auf."

Da sprach der Schiffer: „Zählt die Feinde nicht, Brüder! lugt nicht aus nach Luv und Lee; wenn wir flott sind, werden wir schon merken, wie der Wind weht und wer gleichen Strich mit uns hält."

„Kerkrink, so denk' ich auch," sagte Gotthard Henneberg. „Wir wollen Alle, wie wir hier sind, die Werkbrüder von den anderen Gilden fleißig ausforschen, und die wir bereit finden, mit Leib und Leben, mit Gut und Blut zu uns zu stehen, denen wollen wir Alles klärlich mittheilen, daß sie mit uns und wir mit ihnen gehen. Und dann in Gottes Namen vorwärts! Laßt es uns wagen, Brüder! es muß sein! es ist eine heilige Pflicht,

eine unweigerliche That, zu der uns der Allmächtige seinen Beistand nicht versagen wird. Damit aber Alles klippt und klappt, muß Jeder wissen, was er zu thun hat, und ohne einigen Verzug im rechten Augenblick auf seinem angewiesenen Posten sein. Schneverding, gieb mir ein Stück Kreide."

Der Harnischmacher holte aus der Werkstatt ein Stück Kreide, und damit malte Gotthard nun in groben Umrissen Figuren auf den Tisch, obenan eine Glocke, darunter ein Thor, dann einen Thurm, dann ein Haus mit sechs senkrechten Strichen auf dem Dach und endlich ein Kreuz, das auch ein Schwert sein konnte. „So!" sagte er dann, „seht her! zuerst die Glocken. Wer übernimmt es, Sturm zu läuten?"

„Ich!" sprach Schuttenhelm.

„Du?" erwiederte Gotthard, „Dich und Deine handfesten Schmiede können wir besser gebrauchen. Die Glockenstränge ziehen ist leichte Arbeit; ich meine, das überlassen wir den Goldschmieden; ich werde es Hans Laffert sagen. Einverstanden?"

„Jawohl!" sprachen die Anderen, „die Goldschmiede."

Gotthard malte einen Ring neben die Glocke und fuhr dann fort: „Dann müssen schleunig die Thore geschlossen und besetzt werden; wer soll das besorgen?"

„Ich!" sagte Schuttenhelm wieder.

„Nein, ich!" sagte Schneverding. „An den Thoren wird es mit den Söldnern am ehesten zum Kampfe kommen, und wir Harnischmacher sind alle stark gerüstet."

„Gut," sprach Meister Henneberg; „aber Ihr könnt nicht alle sechs Thore besetzen; übernimm das Neue, das Sülzthor und das Rothe Thor."

„Jawohl!" erwiederte Schneverding.

„Das Altenbrücker, Lüner und Bardewiker —"

„Übernehmen wir," sprach Eekholt.

„Ist mir recht," erwiederte Meister Gotthard, „die Schnitzler und Kistenmacher," dann zeichnete er neben das Thor einen Harnisch und ein Winkelmaß.

„Wann komm' ich denn an die Reihe?" frug Schuttenhelm ungeduldig.

„Jetzt kommst Du dran," sagte Gotthard; „Du erbrichst die Kerker in den Thürmen an der Mittagsseite der Stadt, befreist die gefangenen Rathsherren und kommst dann mit Deinen Leuten auf den Markt; aber es muß sehr schnell geschehen."

„So schnell wie der Hammer aufs Eisen fällt!" rief Schuttenhelm und schlug wieder mit der Faust auf den Tisch. „Die Thürme an der Mitternachtsseite überlaßt uns Maurern, Meister Gotthard," sprach nun Stephan Bartels.

„So dachte ich auch, Meister Stephan," erwiederte Gotthard und malte neben den Thurm einen großen und einen kleinen Hammer. „Aber zertrümmert nicht Alles," fügte er hinzu, „laßt ein paar Käfige ganz; wir werden sie nöthig haben."

„Haha! ja ja! versteht sich!" lachten die Anderen.

„Nun hier das Rathhaus," fuhr Meister Gotthard fort. „Kerkrink, das übergebe ich Euch; besetzt es mit Euren Theerjacken und nehmt Euch noch eine oder zwei Gilden dazu, wen Ihr wollt und könnt. Man wird es vertheidigen, und könnt Ihr's nicht zwingen, so kommen wir Anderen allzumal Euch zu Hülfe, denn wir sammeln uns auf dem Markte und in den nächsten Straßen. Dann malte er einen Anker auf den Tisch neben das Rathhaus.

„Was thue denn ich?" frug Peter Flachs.

„Peter, Du?" sprach Gotthard, „ich dachte, Ihr ginget am liebsten den Schustern zu Leibe."

„Ja natürlich!" lachte der Gerber.

„Henneberg, was bedeutet das Schwert hier unten?" frug Schuttenhelm.

„Das Kreuz hier bin ich," erwiederte Gotthardt, „ich greife Dalenborg, Schupper und Sengstake und sorge dafür, daß sie uns nicht entwischen."

„Übertragt das ein paar sicheren Männern, Henneberg," sprach Kerkrink; „Ihr habt Anderes zu thun. Wie auf jedem Schiff nur Einer ist, dem Alle an Bord gehorchen, so muß auch hier in der Stadt Einer sein, der Alles lenkt und leitet und überall die Augen und die Stimme hat, und dieser Eine müßt Ihr sein, Henneberg!"

Die Meister stimmten ihm freudig zu.

„Und wenn wir, will's Gott, gesiegt haben," fuhr er fort, „so müßt Ihr, Ihr allein im ganzen Weichbild von Lüneburg und so weit unser Frohne geht, Gebot und Befehlich haben als oberster Stadtvogt, bis der Rathsstuhl wieder vollzählig besetzt ist."

„Jawohl! jawohl! unweigerlich! Sülfmeister, Du nimmst das Regiment!" riefen die Anderen.

Schneverding stand auf, hielt dem Meister Gotthard die Hand über den Tisch hin und sprach fest und warm: „Henneberg, mit handgebender Treue geloben wir Dir Gehorsam in Allem, was Du befiehlst, und Alle, die wir küren und werben, wollen wir darauf verpflichten, daß sie Dir gehorchen; wer dagegen fehlt, der thut es auf seinen Schaden und Gefahr."

Da erhoben sich auch die anderen Amtsmeister und reichten Gotthard Henneberg die Hand, die er jedem Einzelnen herzlich drückte und schüttelte. „Ich danke Euch, Brüder!" sprach er, „es geschehe nach Eurem Willen. Ich hoffe zu Gott, daß wir nicht nöthig haben, Bürgerblut zu vergießen. Wo wir aber ernsten Widerstand finden, da hilft es nichts, liebe Brüder, da

dürfen wir nicht schwach und weichmüthig werden, und wenn gute Worte nicht fruchten, so müssen wir fest aufdrücken sonder Gnade. Sind wir erst Herren der Stadt, so soll Jedem eine milde Hand geliehen werden, der dessen werth und würdig ist; bis dahin aber — laßt es Eure gute Freundschaft wissen, Brüder! — bis dahin wird Keiner geschont, der der Gewalt mit Gewalt begegnen will!"

„Sülfmeister!" rief Schuttenhelm, „jetzt bist Du der wahre Schmied, der am Amboß steht und das Eisen schmiedet, weil es heiß ist! Aber nun sage uns: wann? wann geht es los?"

Gotthard Henneberg dachte einen Augenblick nach. Sollte er die Gefahr versuchen, die im blauen Thurm auf ihn lauerte, oder sollte er sie vermeiden, indem er seine Feinde niederwarf, ehe sie den Anschlag auf sein Leben ausführen konnten? nein! das Abenteuer reizte ihn, er wollte es bestehen, wenn es nicht zu lange auf sich warten ließ. „Wir gebrauchen Zeit," sagte er; „es muß Alles ganz heimlich mit großer Vorsicht geschehen und wird sich in weniger als drei, vier Tagen kaum bewerkstelligen lassen. Ihr habt zu dem, was jeder von Euch übernommen hat, Hülfe nöthig, die Ihr Euch sorgfältig auswählen und genau unterrichten müßt, damit Alle, die mit uns gemeine Sache machen wollen, Bescheid wissen und gehörig eingreifen können. Ich will Euch, wenn mir der rechte Augenblick gekommen scheint, ein Zeichen geben, noch ehe die Glocken stürmen. Jeder muß Harnisch und Rüstzeug stets bereit halten, und wer sich auf seine Knechte verlassen kann, der gebe ihnen Wehr und Waffen und bringe sie mit."

„Was für ein Zeichen willst Du uns geben?" frug Schnewerding.

„Das laßt uns überlegen," erwiederte Meister Gotthard.

„Die Besetzung der Thore und die Befreiung der Gefangenen muß das Allererste sein, was geschieht. Ich werde also Euch Vieren, Schneverding und Eekholt, die Ihr die Thore, und Schuttenhelm und Bartels, die Ihr die Thürme auf Euch genommen habt, zugleich mit Hans Laffert, der die Glocken ziehen lassen soll, das Zeichen senden. Es soll ein Stück eichen Stabholz sein, auf dem meine Hausmarke eingebrannt ist; sobald Ihr das erhaltet, macht Ihr Euch mit höchster Eile an Euer Werk, denn ehe Ihr es vollendet habt, werdet Ihr schon die Glocken hören, und Ihr seid mir verantwortlich, daß Thore und Thürme in unserer Gewalt sind, bevor die Gilden gewappnet auf dem Platze sein können. Habt Ihr mich verstanden, Brüder? Ist Euch Alles klar und deutlich?"

„Jawohl!" erwiederten sie, „es soll an nichts fehlen, in drei Tagen werden wir fertig und bereit sein."

„Gut!" sagte der Böttcher, „ich verlasse mich darauf und nehme an, daß Ihr in drei Tagen fertig seid; aber es kann auch vier Tage, es kann fünf Tage dauern, bis ich Euch das Zeichen sende, dann werdet nicht ungeduldig, sondern vertrauet mir, daß ich den rechten Augenblick erfasse."

„Das wollen wir," sprach Schuttenhelm, „aber wenn Du zu lange zauderst, Henneberg, so komm' ich und hetze Dich."

„Komm nur," erwiederte Gotthard lächelnd; „aber Du Hitzkopf von Schmied, bei dem das Feuer so leicht zur Esse hinaus lodert, halte Deine Zunge im Zaume und schlage nicht schon vorher mit wilden Worten um Dich, damit Du Dich und uns nicht verräthst."

„Habe keine Bange!" lachte Schuttenhelm, „ich werde so lange kalt schmieden, aber nachher läßt Du mich auch mein Feuer ausblasen und mich frei gewähren, wenn ich ein paar rothe Hitzen schlage!"

„Wenn's nöthig ist; sonst nicht!" sprach Gotthard Henneberg.

Die Meister erhoben sich. Sie waren in der Seele bewegt, weil sie vor einer verhängnißvollen That standen, bei der sie selbst ihr Alles wagten und in deren Gefahren sie tausend Andere mit hineinrissen; und doch war ihnen freier und leichter ums Herz als seit langer Zeit. Keiner empfand das tiefer als Gotthard Henneberg. „So wären wir denn einig, liebe Brüder!" sprach er zum Abschied, „mit fast fröhlichem Muthe haben wir den Aufstand geplant und fühlen doch Alle den schweren Ernst des Unternehmens, zu dem wir uns entschlossen haben. Nicht leichtsinnig gehen wir in den Kampf, sondern mit wohlerwogenem Willen und vertrauender Kraft. Wenn es uns mit Gottes Hülfe gelingt, Ehre, Recht und Freiheit unserer guten Stadt zu retten, so können wir auch das Blut, das vielleicht dabei vergossen wird, vor Gott und unserem Gewissen ruhig verantworten. Unterliegen wir aber, so müssen wir mit dem einzigen Troste, daß unsere Absicht lauter und rein war, willig auf uns nehmen, was dann mit uns geschieht. Lebt wohl, Brüder! wenn wir uns zusammen wieder sehen, so ist es auf dem Markte mit dem Schwert in der Hand."

Sie trennten sich mit einem stillen Händedruck; jeder ging einzeln seines Weges und ließ den vor ihm Gegangenen erst eine Strecke voraus, ehe er ihm folgte.

Gotthard Henneberg begab sich zum Goldschmiedemeister Hans Laffert.

Zwölftes Kapitel.

Daß die sechs Amtsmeister sich einzeln und in Zwischenräumen aus Schnewerding's Hause entfernten, half ihnen wenig; ihre stattgehabte Zusammenkunft blieb nicht unbemerkt.

Auf dem Meere, an der Ecke der Unteren Ohlingerstraße wohnte der Sattler- und Riemenschneider-Amtsmeister Komrath, und vor der Thür im Beischlage, von wo man Schnewerding's Haus sehen konnte, saßen nach Feierabend Meister und Meisterin mit Daniel Spörken auf den Steinbänken und unterhielten sich über die schlechten Zeiten. Da der Sattler sowohl wie der Schuster in Leder arbeiteten, so hatten sie beide zu klagen, wie theuer jetzt das Rind- und Kalbleder geworden wäre, weil die Zufuhren aus Holstein sehr nachgelassen hätten. Den anderen Gewerken ginge es freilich nicht besser, auch Korn, Holz, Metalle und andere Waaren wären knapp zu haben und nur gegen baare Zahlung in gutem, löthigen Silber. Das käme von den traurigen Verhältnissen in Lüneburg, die im ganzen Lande bekannt geworden wären und durch übertriebene Gerüchte noch schlimmer dargestellt würden, als sie in Wirklichkeit wären, und sie wären doch wahrhaftig schon schlimm genug. Der Streit mit den Prälaten, die Verstoßung und Einkerkerung des alten Rathes und die himmelhohen Schulden der Stadt machten die Kaufleute und Händler draußen

im Reiche mißtrauisch, so daß sie keinem Lüneburger mehr Credit geben wollten und die Gäste mit ihren Waarenladungen ausblieben, weil sie ihr Hab und Gut bei so unsicheren Zuständen hier nicht wagen wollten.

„Da kommt Einer, der es bessern könnte, wenn er wollte," sprach die Meisterin Frau Therese, als sie Gotthard Henneberg die Straße daher kommen sah.

„Der Sülfmeister?" sagte Meister Komrath aufblickend, „der kann es auch nicht ändern, und früher warst Du auch nicht der Meinung, hast mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, daß ich mich gegen ihn stellen sollte. Ich hab's auch gethan, jetzt ärgert's mich."

„Mich auch, wenn Dich das tröstet," erwiederte die Frau.

Als Meister Gotthard an ihnen vorüber schritt, dankten sie ihm höflich auf seinen Gruß, redeten ihn aber nicht an.

„Was mag denn der hier Auf dem Meere zu suchen haben?" sagte Daniel Spörken.

„Er kam von Schnewerding," bemerkte Frau Therese.

„So? von Schnewerding? was mag er denn mit Schnewerding haben?"

„Wird sich wohl um ein Gewaffen handeln," erwiederte Komrath, „er soll ja eine ganze Rüstkammer voll in seinem Hause haben. Da kriegt Einer denn schon mit dem Schwertfeger und Harnischmacher zu thun."

„Da kommt ja noch Einer aus Schnewerding's Hause," sprach die Meisterin, „Schiffer Kerkrink. Was thut denn der hier?"

„Warum soll denn ein Schiffer nicht nach dem Meere kommen?" lachte Komrath.

Auch der Schiffer ging mit stummem Gruß an den Dreien vorüber, und ihre Verwunderung stieg, als sie bald

darauf und kurz hinter einander den Mauermeister Bartels und dann den Schnitzlermeister Eekholt aus Schnewerding's Hause treten sahen; diese beiden schlugen jedoch die entgegengesetzte Richtung der Straße ein. Daniel Spörken wollte Eekholt nacheilen, um ihn auszuforschen, was sie Alle bei dem Harnischmacher zu thun gehabt hätten, aber Frau Therese hielt ihn zurück und sagte: „Wartet noch, Meister Daniel, am Ende kommen noch mehr."

Und richtig, jetzt kam auch Schuttenhelm der Schmied.

„Lauter Amtsmeister," bemerkte der Sattler.

„Da muß was los sein!" sagte Daniel Spörken.

„Wenn Eekholt nicht dabei wäre, könnte man denken, es ginge gegen den Rath," sprach die Meisterin.

„Darum!" sagte Komrath, „da thät' ich auch mit."

Schuttenhelm mußte an ihnen vorüber, und die Neugier stachelte sie sehr, ihn anzusprechen; aber das war nicht unbedenklich, denn der tapfere Schmied konnte gelegentlich ungeheuer grob werden, wenn es auch nicht böse gemeint war. Daniel Spörken vermochte indessen nicht an sich zu halten, und als Schuttenhelm heran war, versuchte er eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen indem er begann: „Schöner Abend dieser Abend heute Abend! nicht wahr, Meister Schuttenhelm?"

Der Angeredete, der die Absicht merkte und schnell loskommen wollte, antwortete mit seiner lauten Stimme, die er sich bei seiner Schmiedearbeit am Amboß angewöhnt hatte: „Schöner Abend, jawohl! aber macht, daß Ihr nach Hause kommt, oder Ihr kriegt vom Teufel seiner Großmutter ein Donnerwetter über den Kopf; es stinkt nach Schwefel und Pech." Damit schritt er weiter.

„Das ging noch gnädig ab," lachte Komrath, als der

Schmied außer Hörweite war, „der Bär muß gut gelaunt sein, sonst hättet Ihr das Donnerwetter noch ganz anders an den Kopf gekriegt.“

„Ich hab' ihm doch mein Lebtag nichts zu Leide gethan,“ erwiederte Daniel.

„Das weiß ich, sonst säßet Ihr nicht hier,“ sagte Komrath.

„Daß wir über Nacht ein Gewitter haben werden, brauchte uns der kluge Schmied nicht erst zu sagen,“ sprach Frau Therese; „da überm Kalkberge steht es ja schon.“

„Ich glaube, er hat es ganz anders gemeint,“ bemerkte Daniel kleinlaut.

Als endlich auch noch Peter Flachs erschien und sich ihnen näherte, hofften die Neugierigen den Grund der auffälligen Amtsmeisterversammlung bei dem Harnischmacher zu erfahren, denn der Gerber war den beiden Lederarbeitern handwerksverwandt; er lebte ja von dem, was ihm Sattler und Schuster zu verdienen gaben, er mußte ihnen also auch Rede stehen, und sie ließen ihn nicht unangefochten vorbei.

Nach ausgetauschtem Gruß und Gegengruß sagte Komrath: „Komm her, Peter! es sitzt sich gut hier.“

Peter Flachs konnte die Einladung seines guten Kunden nicht wohl ausschlagen, obgleich er sich schon vor den unausbleiblichen Fragen fürchtete, denn wenn die Drei schon länger hier saßen, so mußten sie auch die übrigen Amtsmeister gesehen haben. Was sollte er ihnen nun antworten, um die Wahrheit zu verbergen? Wenn nur das Klatschmaul von Schuster nicht dabei wäre! dachte er; Komrath ließe sich wohl für den Aufstand gewinnen, aber in Daniel's Gegenwart war Vorsicht geboten. Kaum hatte der Gerber Platz genommen, als Daniel Spörken in seiner Ungeduld das Verhör begann.

„Wart bei Schneverding, Meister Flachs?“ sprach er.

„Jawohl,“ sagte Peter, „war bei Schneverding. Ihr wohnt ja auch hier in der Nähe, Meister Daniel.“

„Ganz nahe,“ erwiederte Daniel, „da hinten auf der Techt.“

„Ihr wart ja Eurer eine ganze Hetze Amtsmeister bei Schneverding,“ sagte Komrath.

„Ja, zufällig. Sage mal, Komrath, hast Du das Rauchhuhn noch auf Deinem Hause? oder hast Du es schon abgelöst?“

„Nein, ich habe es noch zu liefern,“ erwiederte Komrath, „Schneverding auch.“

„Ach, Ihr wart wohl wegen des Rauchhuhnes bei Schneverding?“ frug die Meisterin.

„Nein, nein, bewahre!“ sagte Peter Flachs. „Frau Meisterin, schickt Ihr Eure Kinder in die Klosterschule von St. Michaelis oder zu den Benediktinern von Heiligenthal?“

„In die Michaelisschule,“ erwiederte Frau Therese, „da haben sie es von hier am nächsten. Schneverdings schicken ihren Ältesten auch dahin.“

Der Gerber hoffte die Anderen mit Ausfragen seinerseits mundtodt zu machen oder wenigstens abzulenken; aber das gelang ihm nicht; bei jeder Antwort kamen sie wie die Katze auf ihre vier Beine immer wieder auf Schneverding zurück.

„Der Sülfmeister war ja auch bei Schneverding,“ sagte Daniel.

„Ja, der war auch da,“ erwiederte der Gerber. „Habt Ihr ihn gesprochen?“

„Nein, er ging still und steif vorüber,“ sprach die Meisterin. „Habt Ihr Euch denn bei Schneverding gezankt, Meister Flachs? daß Ihr Alle einzeln fortgingt, oder hattet Ihr Eure besondere Absicht dabei?“

„Durchaus nicht, Frau Meisterin; das kam so nach Ge-

legenheit," entgegnete Peter Flachs, dem es in diesem Kreuzfeuer von Fragen immer schwüler ward; „aber ich muß nun auch fort, meine Frau wartet auf mich."

Er wollte aufbrechen, aber Komrath ließ ihn noch nicht los und frug nun geradezu: „Peter, was habt Ihr sechs Amtsmeister denn eigentlich bei Schnewerding gemacht?"

„Wir? bei Schnewerding? was wir da gemacht haben?" wiederholte Peter Flachs in größter Verlegenheit, „o das will ich Dir sagen, Komrath; dem Schnewerding sein Jüngstes ist heut ein Jahr alt geworden, und da haben wir, die Pathen, ihm Glück gewünscht."

„Aber der Sülfmeister ist doch meines Wissens nicht Pathe zu dem jüngsten Kinde," wandte der Sattler ein.

„Und Kerkrink ebenso wenig," fügte der Schuster hinzu, „der ist ja mit Schnewerdings gar nicht verwandt und bekannt; von den Anderen weiß ich es nicht genau."

„Nein, da habt Ihr Recht, die beiden kamen nur zufällig dazu," erwiederte Peter Flachs in seiner Angst.

„Schnewerding's Jüngstes soll sich heute erst gejahret haben? das ist doch nicht möglich!" bemerkte Frau Therese.

„Doch, Frau Meisterin, doch!"

„Nein, nein! ich war ja mit in der Kirche, als es getauft wurde, und das war im Frühjahr, es lag noch Schnee, ich weiß es wie heute," behauptete die Meisterin hartnäckig. „Gott! wie heißt es doch gleich?"

„Wie es heißt? wartet mal! ich glaube, Bernt heißt der Junge."

„Der Junge? der Junge? aber Meister Flachs, es ist ja gar kein Junge, es ist ja ein Mädchen!" lachte die Meisterin.

„Ah, Frau Meisterin! ein Mädchen? sollte ich mich wirklich so irren?"

„Ja, Meister Flachs, da irrt Ihr Euch sehr! das weiß ich nun ganz genau. Darum wundere ich mich ja so, daß Ihr Männer zum Glückwünschen hingegangen seid, was doch bei einem Mädchen Sache der Frauen ist."

„Peter, da sitzst Du in einer schönen Klemme und die anderen ‚Pathen' sammt und sonders alldazu," lachte Komrath mit doppelsinnigem Spotte.

„Ja," sagte Daniel, „mit dem Pathenkinde habt Ihr Euch ein Paar Sohlen schief gelaufen, Meister Flachs."

„I das ist ja doch um die Schwerenoth zu kriegen!" rief Peter Flachs, der nun nicht mehr aus und ein wußte, und sprang auf. „Da muß ich doch gleich noch einmal hin und mich überzeugen."

„Wartet doch, ich gehe mit!" rief ihm Daniel nach, „wollte Schnewerding schon vor einer guten Stunde besuchen."

„Du hättest uns gerade gefehlt!" versetzte der Gerber schon in einiger Entfernung, so daß es die Anderen nicht hörten, und lief spornstreichs zu dem Harnischmacher zurück, um Schnewerdings von seinen Ausreden auf alle die Fragen der neugierigen Nachbarsleute zu unterrichten und ihnen einzuschärfen, daß das Mädchen ein Junge und heute ein Jahr alt geworden sein müßte. Auch der anderen Meistern wollte er das hier Vorgefallene schnell mittheilen, damit sie auf Erkundigung ebenso aussagten und keinen Verdacht über den wahren Zweck ihrer Versammlung aufkommen ließen, die bei Daniel Spörken's Wissenschaft davon in großer Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung schwebte. Dabei mußte er sich eingestehen, daß er sich nicht gerade sehr geschickt aus der Schlinge gezogen hatte, die ihm von drei Seiten zugleich über den Kopf geworfen war. Aber wie hätte er sich auch aus der heiklen Lage retten sollen! Warum hatte sie der Sülfmeister nicht draußen in die Heide

bestellt statt hier in der Stadt nach dem Meere, wo doch noch mehr Leute wohnten, als bloß der Harnischmacher, und wo die Häuser auch Fenster hatten. Das war sehr unvorsichtig und konnte die übelsten Folgen haben; aber nun war es zu spät, darüber noch nachzugrübeln, jetzt galt es, jedem Argwohn mit Kaltblütigkeit und Klugheit zu begegnen.

Meister Komrath mochte wohl etwas von dem ahnen, was die sechs Amtsmeister bei dem siebenten zusammengeführt hatte, denn die Vermuthung, daß es sich um ein Unternehmen gegen den Rath handle, lag bei der steigenden Unzufriedenheit mit demselben nicht weit ab Es verdroß ihn zwar, daß man ihm weniger Vertrauen schenkte wie dem Schnitzlermeister Eckholt, der ebenso gut wie er den alten Rath mit gestürzt und den neuen mitgewählt hatte; da er jedoch den Verschwörern, für die er jene Sieben schon hielt, in Herzensgrunde zustimmte, so beschloß er, den seltsamen Vorfall geheim zu halten, und suchte auch Daniel Spörken von der rechten Fährte abzubringen und ihm jede Spur eines Verdachtes auszureden. Bereitete man wirklich einen Aufstand vor, so war er sicher, daß man ihn, den Amtsmeister der Sattler und Riemenschneider, dabei nicht umgehen würde, denn seine Meinung über den gegenwärtigen Zustand der Dinge war den übrigen Handwerkern nicht unbekannt.

Er gab seiner Frau einen heimlichen Wink, den sie gleich verstand und auch befolgte, und es gelang den beiden, den geschwätzigen Schuster zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen. Einen besonderen Eindruck machte dabei die dringende Warnung, sich nur ja vor Klatschereien über den harmlosen Zufall zu hüten, denn wenn Schuttenhelm dergleichen erführe, so schlüge ihm der alle Knochen im Leibe entzwei. Das wirkte mehr als alles Andere bei Daniel, und er ging nicht

mehr zu Schneverding, sondern trollte sich bald nach Hause, ohne dem Gerber, der seinen Heimweg anders herum genommen hatte, noch einmal zu begegnen.

Ein solches Vorlegeschloß aber, das Daniel Spörken auch bei sich zu Hause den Mund hätte verschließen können, hätte kein Kleinschmied und kein Grobschmied und auch nicht Karl Schuttenhelm mit seinem schwersten Hammer auf seinem breitesten Amboß zu Stande gebracht; vor seinem ‚lieben Frauchen', seiner Gesche, mußte ihm Alles von der Seele herunter, was er wußte und was er nicht wußte. Er fand sie nahe der offenen Hausthür in der Diele sitzen, setzte sich zu ihr und berichtete ihr Alles ganz ausführlich. Sie lachte ihn natürlich aus, daß er überhaupt noch zweifeln konnte, was die Sieben da bei Schneverding zusammen ausgeheckt hatten, und daß er sich von Komrath, der an so manchem kostbaren Sattel und Geschirr sein schönes Stück Geld von den reichen Geschlechtern verdiente, so nasführen ließ. „Ja, wenn Du auch der Meinung bist, liebes Frauchen, daß sie einen Aufstand machen wollen," sagte er, „so muß ich es doch wohl dem Herrn Rathsherrn Sengstake, meinem großgünstigen Freunde, pflichtschuldigst anzeigen, was ich gesehen habe."

„Du bist nicht recht gescheut!" erwiederte sie ‚in der Bescheidenheit ihres guten Herzens', wie Daniel es nannte. „Was hast Du denn gesehen? den Sülfmeister und noch fünf Andere aus Schneverding's Hause kommen, das ist recht was! Was geht es denn Dich an, wenn sie sich blutrünstig und braun und blau schlagen wollen? Du wirst Dein Theil schon davon abkriegen, falls ich Dich nicht vorher in den Keller sperre. Dir kann es doch einerlei sein, wer da oben auf den gepolsterten Bänken sitzt, ob der neue oder der alte Rath; ist etwa unter dem neuen Rathe irgend etwas besser geworden als unter dem

alten? nichts, gar nichts, nicht das Geringste nicht. Weißt Du was Neues? Sie wollen die Goldene Tafel verkaufen, um sich Geld zu machen."

„Was? Gesche! die Goldene Tafel? das wäre ja schändlich!"

„Das sag' ich auch. Sie stehen mit dem Kloster Walkenried heimlich in Unterhandlung darüber, denn die Walkenrieder sind die Einzigen im Reiche, die das Kleinod allenfalls bezahlen können, der Kaiser kann's nicht."

„Gesche, wenn sie das vorhaben, dann sage ich Sengstake nichts," sprach Daniel, „dann mache ich den Aufstand mit und stehe meinen Mann."

„Du Deinen Mann! den möcht' ich mal sehen!" höhnte sie.

Daniel schwieg, schüttelte den großohrigen Kopf und stieß seinen tiefsten Thränenweltseufzer aus.

Die Goldene Tafel war ein über sieben Fuß breiter und über drei Fuß hoher Altarschrein von unermeßlichem Werth in der Michaeliskirche. Er war Eigenthum der Stadt, aber Niemand kannte seine wahre Herkunft, ob er vom Sachsenherzog Hermann Billung oder von Kaiser Otto II. oder von Heinrich dem Löwen herrührte. Er bestand aus einzelnen Geschossen und Fächern, in denen sich zahllose, sehr kunstvoll gearbeitete und gestaltenreiche Bildwerke, Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligen, Reliquienkästchen, Kreuze, Kelche, Schalen und andere Gefäße mit Elfenbein- und Bernsteinschnitzereien befanden. Und Alles, Inhalt wie Umfassung des Schreines, war aus purem, gediegenen Golde und mit Tausenden der allerkostbarsten Edelsteine, Diamanten, Smaragden, Rubinen, und den wundervollsten Perlen geschmückt, ein Schatz, auf den Lüneburg stolz war und stolz zu sein ein Recht hatte.

Und dieses Prachtstück ohne Gleichen wollte nach einem

eben auftretenden, die größte Aufregung hervorrufenden Gerüchte der Rath, d. h. die beiden Bürgermeister und Sengstake, verkaufen, um aus dem Erlös die Schulden der Stadt auf einem Brette zu bezahlen und den noch verbleibenden Überschuß spitzbübisch zum eigenen Nutzen um ein Erkleckliches zu schmälern. Denn an eine Rechnungslegung der Bürgerschaft gegenüber hatte weder ein früherer Rath in Lüneburg jemals gedacht, noch ging der gegenwärtige mit der Absicht um, eine so unbequeme Neuerung einzuführen.

Als auf diese betäubende Nachricht Daniel Spörken sprachlos geworden war und auch Gesche nichts mehr sagte, kam Timmo aus dem Winkel, wo er im Halbdunkel still und unbemerkt gesessen hatte, hervor und sagte: „Meisterin, das ist doch gar nicht so dumm. Was thut Ihr denn mit dem alten Kasten voll Gold und Steinen da in todter Hand? gebt's doch hin, und Ihr seid die Schulden mit einem Male los, habt weniger Ungeld und Beden zu bezahlen und lebt mit der Pfaffheit in Frieden."

„Wenn Du ein Lüneburger wärest, würdest Du nicht so sprechen," gab sie zur Antwort.

„Einen Aufstand würde ich darum nicht machen, wenn ich auch ein Lüneburger wäre," erwiederte er.

Daniel erschrak und sagte schnell: „Wie kannst Du von Aufstand sprechen? Davon ist ja gar nicht die Rede."

„Kümmere Dich doch nicht um ungelegte Eier!" fügte Gesche etwas nachdrücklicher hinzu.

„Dieses Ei scheint mir doch schon gelegt zu sein, Meisterin," widersprach Timmo, „und zwar von einer Sülfmeisterhenne in ein eisernes Nest Auf dem Meere, und die Hähne, die dazu gekräht haben, sind auch nicht zu verachten."

Er hatte also Alles gehört, was Daniel erzählt hatte,

und das war dem Ehepaar durchaus nicht recht. Wenn Timmo schwatzte und es ruchbar ward, daß das Gerede von der Löwengrube ausging, so war Daniel wieder den größten Ungelegenheiten bei den Handwerkern ausgesetzt, und er dachte an Schuttenhelm's fürchterliche Fäuste.

„Du hast wohl geträumt da hinten in Deiner dunklen Ecke,“ sagte er zu Timmo.

„Wohl möglich, Meister,“ erwiederte der Gesell, „ich habe manchmal ganz wundersame Träume.“

„Die beichte nur Deinem Feinsliebchen, die den Leuten grüne Kragen an gelbe Wämser näht,“ schnarrte Gesche.

„Habt Ihr noch einen, Meisterin? dann gebt ihn her! sie thut es gerne.“

„Du Tutaffe!“ schalt Gesche, „Du hast mir schon manchen Tort angethan, aber diesen vergeß' ich Dir in meinem ganzen Leben nicht.“

„Nun, Meisterin, darum braucht Ihr doch nicht grün und gelb vor Ärger zu werden,“ sprach Timmo. „Wir haben's ja gut gemeint.“

„Gut gemeint?“ wiederholte sie erboßt, „zum Schabernack habt Ihr's mir gethan, Du und Dein leichtfüßiges Ding von Kammerjungfer, weil Ihr wußtet, daß es mich ärgern würde.“

„Der Meister hatte es mir geheißen,“ erwiederte Timmo.

„Timmo,“ sagte Daniel, „Du hast mich erst darauf gebracht. Die wird sich mal wundern! sagtest Du.“

„Da hörst Du's, Du nichtsnutziger Bengel!“ rief Gesche.

„Meister,“ sagte Timmo, „wenn Ihr mich gegen Eure Frau im Stiche laßt, so mache ich es ebenso, wenn Ihr mal in der Patsche sitzt, und bei Euch kommt's öfter vor.“

„Du brauchst mich nicht herauszureißen,“ erwiederte Daniel, „Deine Hülfe verlange ich nicht.“

„Wollen wir uns sehr verbeten haben," bestätigte Gesche.

„Ist doch schon manchmal sehr von Nöthen gewesen," sprach Timmo.

„Was Mann und Frau unter sich abzumachen haben, geht Dich gar nichts an!" sprach Gesche immer heftiger werdend.

„Und wir leben so glücklich mit einander, nicht wahr, Gesche? hm!"

„Ja, wie Hund und Katze," lachte Timmo.

„Was? wen meinst Du mit der Katze?" fauchte Gesche.

„Wen meinst Du mit dem Hund?" fiel ihn Daniel an, dem unter dem Schutz und Beistand seiner Frau der Kamm schwoll.

„Wenn Ihr sie nicht kennt, kenn' ich sie auch nicht," entgegnete Timmo.

„Wenn hier ein Hund im Hause ist, so bist Du es," sprach Gesche giftig.

„Bliebe immer noch die Katze übrig in der Löwengrube, Frau Meisterin!"

„Was, Du Lump?" rief Daniel, „willst Du Deines ehrbaren Meisters Werkstatt, wo Du besser gehalten wirst, als Du verdienst, eine Löwengrube nennen?"

„Ich habe den Namen nicht aufgebracht, Meister. Sie mögen Euch wohl in der Stadt für einen Löwen halten, und manchmal seht Ihr dem blauen Löwen im Lüneburger Wappen sehr ähnlich, brüllen könnt Ihr auch, wie es scheint."

„Halt Dein großes Maul, Du unverschämter Geselle!" schnob Gesche wüthend.

„Macht es mir mit Eurem kleinen Mündchen erst mal vor, Meisterin!"

„Gleich kriegst Du eins drauf!" brauste Daniel tollkühn.

„Von Euch doch nicht, Herr Rathsherr auf dem Schusterschemel!"

„Du nichtswürdiger, verlogener Landläufer und Aufhetzer!"

„Du elender, gefräßiger Blutwurm!"

„Du Galgenstrick! Du Friedensbrecher!"

„Du Teufel! Du — Du"

„Kiß kiß kiß kiß!" machte Timmo.

„Hans!" schrie Gesche jetzt außer sich, „Hans, schlage mal Licht an, ich will dem Buben das Fell gerben!"

„Und ich will ihn über den Leisten zwicken!" rief Daniel höchst verwegen.

„Kommt mir nicht zu nahe, rath' ich Euch!" drohte Timmo.

Hans schlug kein Licht an, denn er lag schon im Bett und schlief. Die Streitenden hatten sich erhoben und schrieen nun alle drei gleichzeitig in wüstem Gezänk auf einander los. Gesche warf die Hausthür zu, und Daniel verschloß sie. In der Diele war es nun stockfinster. Immer noch keifend und scheltend tappte sich das Ehepaar nach der Wohnstube und Timmo nach der Treppe im Hintergrunde, um sich in seine Kammer hinauf zu begeben. Auf der untersten Stufe stehend sprach er: „Meister, wenn ich Euch nicht mehr bequem bin, kann ich ja mein Bündel schnüren und fremd werden."

„Kannst Du!" erwiederte Daniel, „mache, daß Du fort kommst!"

„Jawohl! immer lauf, lauf, lauf!" schrie Gesche, während Timmo die Treppe langsam hinan stieg.

Schon ziemlich oben rief er noch einmal höhnisch: „Wohlschlafende Nacht, ehrbarer Meister! angenehme Ruh, liebe, holde, schöne Frau Meisterin!"

Bautz! krachte etwas auf der Treppe und polterte dann geräuschvoll die Stufen herunter; Timmo lachte oben wie ein Kobold.

Gesche, in ihrer Wuth nach irgend einem Wurfgeschoß tastend, hatte an der Stubenthür einen Klotz gefunden, aus dem ein Paar Leisten geschnitten werden sollten, und ihn Timmo aufs Gerathewohl ins Dunkel hinein nachgeschleudert. —

In der Löwengrube war das Gewitter mit Donner und Hagel niedergegangen, aber das über dem Kalkberge hatte sich wieder verzogen, obwohl es seit Wochen nicht geregnet hatte.

Timmo schlief mit rachsüchtigen Gedanken ein und brachte sie am andern Morgen zur Ausführung. Ohne um Erlaubniß zu fragen ging er aus und begab sich zu Sengstake, dem er Alles hinterbrachte, was er aus Daniel's Munde erlauscht hatte, es so darstellend, als wenn Daniel Spörken selber an der Verschwörung der Amtsmeister in Schneverding's Hause Theil genommen hätte.

Sengstake ward über diese Mittheilungen sehr nachdenklich. Dann sprach er: „Gieb Acht, lieber Freund, was ich Dir sage! Vertraue keinem Menschen, hörst Du? keinem Menschen, was Du mir verrathen hast. Wenn es zum Aufstande kommt, so ist meines Bleibens nicht in Lüneburg, aber Deines auch nicht, so ich Dir rathen soll. Dann wollen wir uns beide zusammen aus dem Staube machen; an Geld soll es Dir und mir nicht fehlen. Hier hast Du vorläufig eine Hand voll; damit verschaffst Du Dir einen Zweimannskahn, und beim ersten Zeichen zum Aufstand eilst Du augenblicks ans Ufer der Ilmenau am Bardewiker Wall und erwartest mich, zum Abfahren bereit, mit dem Kahn auf dem Wasser. Schweige fein still und besorge Alles gut; es soll Dein Schade nicht sein!"

Timmo versprach Alles und ging vergnügt von dannen.

„Daß es kommen würde," sagte sich Sengstake, als er allein war, „dachte ich wohl, aber es kommt mir zu früh,

habe noch nicht genug in Sicherheit. Dalenborg und Schupper dürfen nichts wissen, nichts ahnen; sonst heimsen sie ein, laufen davon und nehmen mit, was ich selber gebrauchen kann. Was zögert nur Dalenborg noch, den Sülfmeister zu fangen? Säße der fest, so gäbe es wenigstens einen Aufschub, und ich muß Zeit haben. Ich will ihn treiben, daß das vor sich geht, aber klug, sie dürfen nichts merken, denn ich traue ihnen nicht, wie sie mir nicht trauen."

Dreizehntes Kapitel.

Kloster Lüne lag kaum eine halbe Stunde weit nördlich von der Stadt an der Ilmenau, und seine Mauern umschlossen, abgeschieden von der wirklichen, eine kleine, freundliche Welt für sich. Da war die große Kirche mit dem schönen, auf Goldgrund gemalten Altarvorhang, der schon zweihundert Jahre dort hing, da waren weitläufige Klostergebäude für die zahlreiche Schaar der weiblichen Insassen, ein stattliches Herrenhaus für höhere Geistliche, die hier einige Tage wohnen wollten, die Propsteigebäude für den Propst und mehrere Priester, die den Gottesdienst versahen und den Nonnen Beichte hörten, auch Wirthschafts- und Gesindehäuser und endlich ein großer Garten mit alten, hohen Bäumen, in deren breiten Schatten sich's gar beschaulich wandeln ließ. Trat man von dem stillen, grasbewachsenen Klosterhof in das Hauptgebäude, dessen Portal von Epheu und feuerfarbigen Wildrosen umrankt war, so empfing den Gast eine weite, gewölbte Halle, wo ein immerfließender Brunnen sein klares Wasser aus acht eisernen Röhren in ein ebenfalls eisernes, muschelartiges Becken von alterthümlicher Gestalt goß. Aus der Halle gelangte man in den herrlichen Kreuzgang, der in einem weiten Viereck den Kirchhof umgab. Unter den großen Bogen trugen mannichfaltig gearbeitete Säulchen mit den schmuckreichsten Kapitälen wieder kleinere Bogen, von denen viele mit köstlichen Glasmalereien verschlossen waren,

Bilder aus der Geschichte der Heiligen oder die bunten Wappenschilder adliger Geschlechter darstellend, deren Angehörige hier im Kloster gelebt oder sich um dasselbe verdient gemacht hatten.

Überall herrschte die tiefste Ruhe, und wer draußen in der Welt Alles verloren oder nichts mehr zu suchen hatte, der hätte in diesem geweihten Frieden die ersehnte Zufluchtsstätte finden können für ein wundes, müdes Herz und einen stillen, gottergebenen Sinn. Nicht Alle, die herkamen, suchten das hier, und nicht Alle, die es suchten, fanden es.

Hildegund wurde von allen Seiten mit Rücksicht und Freundlichkeit behandelt. Die hochbetagte Äbtissin, die leider schwerhörig und fast ganz erblindet war, waltete schon seit einer Reihe von Jahren ihres Amtes mit großer Milde und sah und hörte nichts mehr von den groben Mißbräuchen, die sich auch in diesen Mauern eingenistet hatten, und denen zu steuern sie freilich kaum die Macht gehabt hätte. Sie war von aufrichtiger Frömmigkeit beseelt und sprach Hildegund nur in einer sanften, liebevollen Weise zu, ihr Leben den Heiligen zu widmen. Anders machten es der Propst und die jüngeren Geistlichen, die alle Kunst der Überredung aufboten und die Rathsherrntochter mit falschen Gerüchten zu beeinflussen suchten, aufs Kräftigste unterstützt von Fräulein Barbara von Erpensen, die auch ihr Wappen gern sobald wie möglich im Kreuzgange blinken und prunken gesehen hätte. Aber erst mit Hildegund zugleich sollte sie den Schleier erhalten, was sie zur Bekehrung ihrer jungen Verwandten noch mehr anspornte. Die Nonnen benahmen sich schwesterlich liebevoll oder sittsam zurückhaltend gegen Hildegund, denn es war das allgemeine Verlangen oder der vom Propste ertheilte Befehl, ihr den Aufenthalt im Kloster in jeder Weise angenehm und zum Bleiben auf immer einladend zu machen.

Sie aber strebte aus dieser Friedhofsstille nach ihrem geräuschvollen Vaterhause zurück. Ach! wenn nur Einer als Befreier käme, kein Ritter, nur ein blonder Böttcherknecht, und sie herausholte aus diesem rosendurchblühten, mauerumgürteten Kerker! Noch war sie nicht Nonne und wollte es auch nicht werden, und doch schwellte auch ihre Brust schon die alte Nonnenklage und Nonnensehnsucht: Hinaus, hinaus in die Welt, in die Freiheit, in die Arme der Liebe!

Als hätte er ihre Seufzer gehört, so lebte in Gilbrecht's Seele nur noch ein Gedanke, der ihn Tag und Nacht nicht verließ, der als ein alle sein Thun und Trachten durchdringender Wunsch Gewalt über ihn bekommen hatte und ihm wie eine vom Schicksal für ihn auserlesene Sendung heilig war. Das war die Befreiung Hildegund's. Seine Sehnsucht nach der Geliebten überstieg alle die Schranken, die sich ihm in der Wirklichkeit als unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, und vor nichts wäre er zurückgeschreckt, was ihm nur einen Dämmerschein des Gelingens gezeigt hätte. Die Leidenschaftlichkeit seines jungen, heißen Blutes trieb ihn mit seinen kühnen Plänen von Stufe zu Stufe, und bald verlor er den Boden unter den Füßen, den Sitte, Herkommen und Gesetz als sichere und unverrückbare Grundlage für die Ordnung des Lebens geschaffen haben.

Als Hildegund damals in das Goldene Ei gekommen war und den Freunden ihre Noth geklagt hatte über die Bekehrungswuth des Propstes und der Base, hatte er gesagt: „Hildegund, wenn Du ins Kloster gehst, so hole ich Dich wieder heraus, und wenn ich einen Mord darum begehen müßte.“ Das war ein Wort, das er einlösen mußte. Und hatte sein eigener Vater, der gewissenhafte, makellos rechtschaffene Mann, nicht in seiner Gegenwart zu Hildegund gesagt: „Wenn

Du mit Gewalt ins Kloster gebracht wirst, so kannst Du Dich auch mit Gewalt daraus befreien lassen"?

Damit beschwichtigte er jedes Bedenken, das seine Liebe und Sehnsucht überhaupt noch aufkommen ließ, und endlich glaubte er einen Weg gefunden zu haben, der ihm in rascher Ausmalung das Erreichen seines Zweckes verhieß, wenn auch das Mittel dazu nichts Anderes war als eine ruchlose That.

Schon mehrmals hatte er, um eine Gelegenheit auszukundschaften, das Kloster umschlichen und bemerkt, daß nahe dabei auf der dort vorüberfließenden Ilmenau viele Schiffe lagen, die jetzt selten genügende Ladung erhielten und von Schifferknechten bewacht und bewohnt wurden. Darauf baute Gilbrecht seinen Plan, dessen Grundgedanke war, das Kloster in Brand zu stecken. Nicht die eigentlichen Klostergebäude wollte er beschädigen und das Leben ihrer Insassen gefährden, sondern nur Schreck und Bestürzung hervorrufen, um in der Verwirrung und bei den Löschungsversuchen mit den vom Feuerlärm geweckten und zu Hülfe eilenden Schiffern unerkannt eindringen und Hildegund entführen zu können. Hart an der Mauer, aber innerhalb derselben und von dem Hauptgebäude getrennt, standen zwei kleine Wirthschaftsgebäude mit Strohdächern; diese wollte er anzünden und hatte sich die heutige, mondscheinlose Nacht dazu ausersehen.

In aller Heimlichkeit hatte er seine Vorbereitungen getroffen. Er hatte sich ein paar kleine Tonnenreife mit auf sein Kämmerlein genommen, sie mit Werg und Stroh umwickelt und dieses fleißig mit Pech getränkt, wie es in seines Vaters Werkstatt zum Verdichten der Fässer gebraucht wurde. Diese Brandkränze nahm er, in seinen langen Mantel gewickelt, mit auf den Viskulenhof und barg sie dort in einem

stillen Winkel. Auch Stahl und Feuerstein steckte er zu sich und sein langes Messer. Den Seinigen sagte er, er würde die nächste Nacht bei Balduin schlafen, weil sie noch bis spät Abends zu schaffen hätten, aber auch Balduin machte er nicht die leiseste Andeutung von dem, was er vorhatte, sondern schied wie allabendlich von dem Freunde, als wäre es nur zur nächtlichen Ruhe im Elternhause. Dann nahm er seinen Mantel mit den Pechkränzen und ging zum Thore hinaus.

Es war noch ziemlich hell, als er den einsamen Weg, mit der bangen Frage im pochenden Herzen dahinschritt, ob er ihn mit oder ohne Hildegund zurückwandern würde. Gar sehr bekümmerte es ihn, daß er ihr keine Nachricht hatte zukommen lassen können, damit auch sie das Ihrige zum Gelingen der Flucht beitragen konnte. So ahnte sie seine Nähe ebenso wenig wie er die Lage der von ihr bewohnten Zelle im Kloster kannte. Wenn sie sich aber seinen spähenden Blicken zeigte, so hoffte er sie schon durch ihre weltliche Kleidung von den in klösterliche Tracht gehüllten Nonnen zu unterscheiden.

Die Nähe der Ilmenau vermied er auf seinem Gange, damit ihn die Schiffer nicht sähen, und wandte sich seitlich, an Gartenzäunen entlang. Aus einer Lücke derselben trat plötzlich Mutter Hombrok und kam nun Gilbrecht entgegen. Sie trug eine Harke in der Hand, deren langer Stiel ihr als Stab und Stütze diente, und wandelte schwerfällig und gebeugt wie Einer, der sich müde gearbeitet hat. Noch hatte sie ihn nicht gesehen, aber Gilbrecht wollte nicht umkehren. Erst dicht vor ihm, durch das Geräusch seiner Schritte aufmerksam gemacht, blickte sie auf und erkannte den jungen Böttcherknecht. „Gilbrecht! wohin noch so spät?“ frug sie verwundert stehen bleibend, die Linke auf die breite Hüfte stemmend und den rechten Arm mit dem aufgestützten Rechen steif von sich streckend.

„Wo ich hin will, Mutter Hombrok?“ antwortete Gilbrecht sehr verlegen, „das kann ich Euch nicht sagen.“

„Mir nicht sagen? ei ei, dann bist Du auch nicht auf guten Wegen,“ sagte Mutter Hombrok, „und dann will ich's auch gar nicht wissen. Oder wartest Du auf ein Liebchen hier draußen?“

„Könnte wohl sein, Mutter Hombrok,“ erwiederte Gilbrecht.

„Richtig! dacht' ich's doch! Bist ja jung, will Dir's nicht übelnehmen, wenn's ein rechtschaffen Mädel ist,“ sprach die Alte gutmüthig. „Wir haben hier das Bischen Grabeland mit einem Grasfleck dabei; da habe ich unser Heu zusammen auf einen Haufen gebracht, weil ich dachte, es wollte regnen, und mein Alter hat es wieder im Kreuze und kann sich nicht gut bewegen. Wo wartet sie denn auf Dich, Deine Liebste? oder vielleicht ist sie noch nicht da; dann will ich sie Dir nachschicken, wenn ich ihr begegne.“ Dabei schaute sie sich ringsum und sagte plötzlich sehr ernst mit ihren großen graublauen Augen: „Höre, jung Gilbrecht, Du willst doch nicht etwa nach Kloster Lüne?“

„Wieso, Mutter Hombrok?“ frug Gilbrecht betroffen.

„Weil's da liegt! Hast doch wohl nicht gar ein Techtelmechtel mit einer Nonne, Gilbrecht?“

„Aber Mutter Hombrok!“

„Na na na na! Laß Dir was sagen, Herzensjunge! Klosterfrieden ist Gottesfrieden; wer den stört, begeht eine große Sünde. Das bedenke wohl, mein Gilbrecht! Die Mauern da umfrieden geweihten Boden, da hat die Liebe kein Recht daran. Gilbrecht, störe den heiligen Frieden nicht! So! ich hab's Dir gesagt, nun thu', was Du willst, die alte Hombrok'sche meint es gut mit Dir. Gehab' Dich wohl, mein Goldsohn!“

Sie ging weiter und ließ Gilbrecht, ohne sich noch einmal

nach ihm umzublicken, in tiefen Gedanken stehen. „Klosterfrieden ist Gottesfrieden," murmelte er, „und die Liebe hat kein Recht daran." Noch war es Zeit, noch hatte er den Feuerbrand nicht auf das Dach geschleudert; sollte er umkehren, der guten Alten nachgehen, ihr Alles gestehen und seine Liebe Gott anheim stellen? Und Hildegund in jenen Mauern lassen? schutzlos? sie zur Nonne machen lassen? Nein! nimmermehr! und wenn er der ganzen Welt, wenn er dem Himmel und allen seinen Engeln den Frieden nehmen sollte, — Hildegund wollte er retten, ihr Frieden ging ihm über allen Frieden.

Entschlossen schritt er weiter, und als er beim Kloster angekommen war, versteckte er sich in einem Gebüsch, um hier die Dunkelheit der Nacht zu erwarten. Da lag er nun auf seinem Mantel ausgestreckt, die verschränkten Hände unter dem Haupte, und spann und klügelte sich mit erregter Einbildungskraft jede Einzelnheit, jeden möglichen Zufall und sein Handeln und Verhalten auf Schritt und Tritt seines Vorgehens sorgfältig aus.

Die Dämmerung sank immer tiefer, die Thürme der Stadt waren Gilbrecht's Blicken schon entschwunden, nur die Klostergebäude und die Wipfel hoher Bäume, von keinem Windhauch bewegt, waren noch sichtbar. Der Himmel war wolkenlos, die Sterne schauten freundlich herab, und es war sehr kühl. Das Gewitter, das über dem Kalkberge gedroht und sich von der Stadt wieder verzogen hatte, mußte draußen in der Heide niedergegangen sein. Tiefe Stille war rings umher, nur daß einmal ein Vogel im Neste aufschrie oder am Boden sich ein kleines Waldgethier raschelnd bewegte.

Die trägen Stunden zogen über dem ungeduldig Harrenden mit einer folternden Langsamkeit hin. Er wollte warten, bis im Kloster Alles zur Ruhe sei, und als ihm ungefähr

die Mitte der Nacht herangekommen zu sein däuchte, machte sich Gilbrecht zum Werke fertig. Erst bat er Gott und die lieben Heiligen aus voller Seele, ihm gnädiglich beizustehen, wohl der erste Brandstifter, der so inbrünstig und aufrichtig um das Gelingen seiner That betete. Dann schlich er sich an das Kloster heran, wo die Strohdächer über die Mauer ragten, schlug mit Stahl und Stein Feuer auf einen der Pechkränze und warf ihn auf das Dach. Mit fieberhafter Spannung beobachtete er den Erfolg. Aber der Kranz glimmte und glimmte nur und wollte nicht zünden.

Sollte das ein Fingerzeig von oben sein? eine Warnung, die That nicht zu thun? aber Hildegund war ja im Kloster, Hildegund wurde dort, getrennt von ihm, zurückgehalten, Hildegund sehnte sich hinaus, Hildegund, Hildegund mußte er befreien!

Gilbrecht zögerte nicht, dem ersten Kranz einen zweiten nachzusenden. Der traf brennend mitten auf das Dach; im Augenblick fingen die sonnengedörrten Halme Feuer, und in wenigen Sekunden züngelten die Flammen daraus empor. Da, als die helle Lohe den Umkreis erleuchtend hochauf schlug und dicker Rauch zum Himmel qualmte, packte ihn doch ein Grauen vor dem, was er gethan hatte; zitternd mit starrem Blick und stockendem Athmen stand er davor, ein kalter Schauer lief ihm durch den Körper, und ihm war, als ob sich die Haare ihm sträubten. Jetzt hätte er doch den Brand wieder gelöscht, wenn er gekonnt hätte. Im röthlichen Wiederschein des Feuers traten die Klostergebäude und die sie überragende Kirche hell aus dem Dunkel der Nacht hervor; da dachte er wieder an Hildegund, ob sie wohl dieses Flammenzeichen ihrer Freiheit schon sähe, und im Nu war alles Zagen von ihm gewichen.

Er lief an das Ufer der Ilmenau und ahmte mit lauter

Stimme den Ruf der Schiffer nach: „Ahoi! hiahoi!“ Schnell erhielt er Antwort, und als der zuerst Geweckte, der wohl gar nicht geschlafen hatte, das lodernde Feuer erblickte, half er Gilbrecht, ihn ebenfalls für einen Schifferknecht haltend, kräftig rufen, so daß in kurzer Zeit immer mehr Knechte hervor kamen und mit allerlei Schöpfgefäßen, mit Stangen und Beilen zum Klosterthore eilten und unter lautem Feuerrufen krachende, donnernde Stöße gegen die Planken desselben führten. Von dem gewaltigen Lärm erwachte man endlich im Kloster, und ein durchdringendes Zetergeschrei innerhalb der Mauern antwortete den noch ausgeschlossenen Rettern. Schon machten sie Anstalt, die Mauern zu ersteigen, da nahten sich innen eilige Schritte, das Thor ward aufgethan, und die Schiffer stürmten hinein; mit ihnen Gilbrecht.

Er versuchte durch fortgesetztes lautes Rufen, durch hastiges, hetzendes Hin- und Herrennen die Verwirrung noch zu steigern, und seine gemachte Kopflosigkeit wirkte so ansteckend, daß der Tumult immer größer ward. Klosterknechte und Mägde brachten Gefäße und Leitern herbei, einige Schiffer kletterten auf die Mauer, ließen sich die gefüllten Wassereimer zureichen und suchten das brennende Dach damit zu begießen. Aber sie konnten wenig ausrichten, und schon fing auch das zweite Dach Feuer.

Der Propst eilte höchst bestürzt mit den Kaplänen herbei; auch Nonnen kamen vom Hauptgebäude und halfen aus dem Brunnen in der Halle Wasser schöpfen. Jetzt schien Gilbrecht der rechte Augenblick gekommen. Immerfort laut irgend welche Anordnungen und Vorschläge rufend, damit Hildegund seine Stimme hören und erkennen sollte, lief er selber in das Wohngebäude hinein und in den Kreuzgang, der von einigen Leuchten nothdürftig erhellt war. Da begegneten

ihm weibliche Gestalten, aber nicht Alle waren sie in dunkler Nonnentracht, sondern manche huschten im leichten Nachtgewand an ihm vorüber, in der drohenden Gefahr alle Scheu vor einem eingedrungenen Mannsbilde vergessend. Gilbrecht sagte im geschäftigthuenden, rettungsbeflissenen Vorbeigehen jeder ein paar laute, beruhigende Worte, aber Alle eilten an ihm vorüber. Wenn er nur dem edlen Fräulein Barbara von Erpensen nicht in die Arme liefe! dachte er, die ja auch ihn und seine Stimme kannte; aber die lag bei solchen Gelegenheiten, wo thätige Hülfe erforderlich war, gewöhnlich betend und jammernd auf den Knieen statt Hand anzulegen.

In der einen Ecke des Kreuzganges, lauschig versteckt, war eine kleine Wendeltreppe, die wie ein verbotener Weg in das obere Geschoß führte. Da kamen leichte, eilende Schritte die Stufen hinab; Gilbrecht bog den Kopf in das Treppengewinde und sprach laut hinauf: „Es ist keine Gefahr, Jungfrau! Retter sind nahe!" Ein kurzer, unterdrückter Aufschrei antwortete ihm, dann rastete die Kommende einen Augenblick auf den Stufen, um gleich darauf desto eiliger herabzuspringen. „Retter sind nahe? wo? wo?" rief es; — das war Hildegund's Stimme. „Hildegund, hier! ich bin es, Gilbrecht!" gab er halblaut zurück, aber schon lag sie aufgefangen in seinen Armen. Drei Herzschläge lang drückte er sie an sich, dann flüsterte er: „Komm, komm, schnell! das Thor ist offen, ich bringe Dich hinaus." Sie zitterte und wankte und mußte sich auf ihn stützen. Die Hand auf die Brust gepreßt, ihrer Sinne kaum mächtig, folgte sie dem Freunde durch den Kreuzgang und die Vorhalle ins Freie. „Geh voraus, schleiche Dich durch das Gedränge und zum Thor hinaus, da stehen Frauen und Mädchen genug, Du wirst nicht auffallen, und ich folge Dir auf dem Fuße," sprach Gilbrecht.

Hildegund eilte mit bebenden Knien dem Ausgange zu. Auf dem halben Wege dahin kam ihr eine verhüllte Frauengestalt entgegen, der sie ohne Verdacht zu erregen, nicht ausweichen konnte, und — o Schrecken! — es war Barbara, die in der Meinung, das Klostergebäude brenne, sich mit den Anderen daraus geflüchtet und nun voll Neugier sich auch bis zur Brandstätte vorgewagt hatte. Hildegund konnte vor Angst und Verlegenheit nicht sprechen, war wie gelähmt, wie an den Boden gewurzelt. Die Base hatte sie erkannt und sagte: „Kommst Du auch, Kind? o welch ein Unglück hätte das werden können! Das haben die Bösewichter, die Empörer gethan, die in Lüneburg sengen und morden, ach du barmherziger Himmel! wie mag es da hergehen! Aber Gott sei gepriesen und gedankt! die Gefahr ist vorüber, die braven Schiffer haben das Feuer gesehen und uns gerettet. Komm, komm in das Haus, geh zu Bett, daß Dir die Nachtluft nicht schadet."

„O Base," sprach Hildegund zitternd, „ich möchte mir's auch einmal ansehen."

„Nein, nein, Kind! komm, komm schnell! es ist ja beinahe vorüber," drängte die Base und ergriff Hildegund bei der Hand, um sie mit sich in das Klostergebäude zu ziehen.

„Nur einen Augenblick, Base, laß es mich sehen!" bat Hildegund, „ich komme gleich wieder zurück."

„Dann will ich mit Dir gehen, daß Du nicht in Gefahr kommst," sagte Barbara.

„Ach nein, Base! geh hinein! ich fürchte mich nicht," erwiederte Hildegund in steigender Angst, „ich komme gleich nach."

„So nimm meinen Mantel, daß Du Dich nicht verkühlst; ich brauche ihn nicht mehr, ich gehe hinein." Sie nahm ihren Mantel ab und hängte ihn Hildegund um, die sich das gern

gefallen ließ. Die Base eilte in das Haus, und Hildegund war von ihr erlöst.

Gilbrecht hatte, im Dunkel hinter einem Baume verborgen, den Auftritt mit angesehen und Alles gehört. Ihm war dabei schrecklich zu Muthe. Um ein Haar wäre Alles vergeblich gewesen, was er gethan hatte, das Feuer umsonst, das Wagniß gescheitert. Schon wollte er vorspringen, um Barbara an der Kehle zu packen; da sah er die Geliebte frei, und er athmete auf.

Hildegund, nun auch noch durch Barbara's Mantel verhüllt und gegen die Kühle der Nacht geschützt, erreichte unangefochten den Ausgang; Niemand merkte auf sie, als sie das Thor durchschritt. Gilbrecht behielt sie scharf im Auge und folgte ihr in kurzer Entfernung. Dabei konnte er sich noch überzeugen, daß von den schon ziemlich niedergebrannten Strohdächern keine weitere Gefahr für die übrigen Gebäude zu befürchten war, und sah den Propst in der Nähe einer Leiter stehen, über die man das Wasser zur Mauer hinauf reichte.

Jetzt war auch Gilbrecht wieder draußen, hatte schnell die Geliebte gefunden und sich mit ihr vereinigt. Sie gingen zu dem Gebüsch, wo Gilbrecht's Mantel lag, und als sie einem Schifferknechte begegneten, der einen gefüllten Wassereimer vom Flusse herzutrug, griff Gilbrecht in die Tasche und sprach zu dem Burschen: „Kennst Du den Propst hier im Kloster?"

„Jawohl!" war die Antwort.

„Hier sind ein paar lübische Schillinge; thu mir den Gefallen und gieße dem Propste diesen Eimer voll Wasser über den Kopf, er steht dicht neben der Leiter."

„Soll gut besorgt werden, Junker!" erwiederte lachend und das Geld nehmend der Knecht, der den Böttcher für einen Stadtjunker hielt.

Hildegund war frei, frei nach langen, bangen Wochen schmerzlicher Trennung von ihren Lieben. Das Herz klopfte ihr, und sie war noch sprachlos vor Staunen und Freude, daß gerade im rechten Augenblicke der Freund zur Stelle gewesen und ihr Retter geworden war. Er führte sie näher der Stadt zu und tiefer in das Gebüsch hinein, wohin das Getöse vom Klosterhofe nicht mehr drang. „So!" sagte er dann auf einem von Baum und Busch umgebenen Hügel, von wo sie einen freien Blick in die Heide hatten, „hier sind wir geborgen, hier wollen wir warten, bis der Morgen kommt und sie in der Stadt die Thore öffnen; jetzt können wir nicht hinein."

Noch immer schweigend hatte sie sich auf dem Gange durch das dunkle Gebüsch vertrauensvoll an ihn geschlossen; länger aber bezwang sie nicht den Sturm der Gefühle. Sie warf sich an die Brust des Geliebten, umschlang ihn und küßte ihn und weinte an seinem Halse vor Glück und Seligkeit.

Ihm war das Alles wie ein Traum. Vor seinen Augen tanzten rothe Flammen, aber auf seinen Lippen fühlte er den Wunderrausch des ersten Kusses, und in seinen Armen hielt er die blühende Lust seines Lebens.

Lange standen sie so und überließen sich ganz und gar der namenlosen Wonne, sich wieder zu haben und Liebe für Liebe zu tauschen. Sehen konnten sie sich nicht, jeder fühlte nur an seinen Körper innig den Körper des Andern geschmiegt. Gilbrecht legte die Hand auf Hildegund's Haupt, das an seiner Schulter ruhte, und sandte mit einem vollen Athemzuge aus der Tiefe seines Herzens einen Blick zu den Sternen empor. Das war des Brandstifters Dankgebet.

Noch einmal drückte sie ihn mit überschwellender Kraft an ihre Brust und sagte, seine Augen mit den ihren suchend, leise und langsam: „Gilbrecht!!" — weiter nichts; aber in das

eine Wort drängte sie allen ringenden, springenden Jubel ihrer Seele, für den sie andere Worte, als den Namen des Geliebten, nicht hatte.

Dann löste sie sich aus seinen Armen, und ihre erste Frage war: „Was macht mein Vater?“

„Wir haben ihn noch nicht wieder, Hildegund,“ antwortete er zögernd.

„Habt Ihr Nachricht von ihm?“ frug sie weiter.

„Nein; sie lassen Niemand zu ihm.“

Sie seufzte. „Und Balduin?“ sagte sie dann. „Und Ilsabe?“

„Die sind wohlauf,“ erwiederte Gilbrecht. „Komm, setze Dich hierher, ich will Dir Alles erzählen.“

Auf dem sanft geböschten Rain breitete er seinen Mantel über das bethaute Gras, und darauf ließen sie sich nieder, mit dem Antlitz gen Morgen gewandt. Er gab ihr nun von Allem Kunde, was sich inzwischen in Lüneburg und in ihren Elternhäusern ereignet hatte. Es war wenig Bemerkenswerthes, aber über dem Fragen und Antworten und der Erwähnung vieler sie nahe berührender Einzelnheiten verstrich ihnen im fröhlichen Plaudern die Zeit mit geflügelter Schnelle. Als die Dämmerung soweit vorgeschritten war, daß sie sich deutlich erkennen konnten, blickten sie sich mit lachenden Augen und so glückselig an, als hätten sie sich seit Jahren voll zehrender Sehnsucht nicht gesehen.

Bald malte sich fern im Osten dicht über der Heide ein röthlicher Streifen am Himmel und wuchs und dehnte sich. Purpurumsäumtes Gewölk zog und schob sich in wandelnder Gestaltung langsam her und hin; immer neue, immer prächtigere Farben, hier sich begrenzend, dort in einander verfließend, tauchten daraus hervor vom tiefsten Violett bis zum schimmern-

den Golde sich steigernd, das die Heide durchfluthete und die Wipfel der Bäume mit einem leuchtenden Anhauch beglänzte.

In schweigendem Entzücken betrachteten Gilbrecht und Hildegund das prunkvolle Schauspiel. „Das habe ich lange nicht gesehen,“ sagte Hildegund endlich, „und wärst Du nicht gekommen, Gilbrecht, so sähe ich es auch heute nicht. Sage mir nur, wie war es möglich, daß Du mitten in der Nacht von dem Brande erfuhrst und so pfeilgeschwind zur Stelle warst.“

„Wie ich von dem Brande erfuhr?“ lächelte er verwundert, „so ahnst Du nicht, wie er entstanden ist?“

„Nein,“ erwiederte sie unbefangen, „ich schlief und träumte von Dir, bis der Feuerlärm mich weckte. Weißt Du es denn?“

„Hildegund!“ rief er da selbstvergessen, „wenn sie Dich nach einander in hundert Klöster sperren, so stecke ich auch hundert Klöster in Brand, um Dich zu befreien!“

„Du? Du?“ rief sie erschrocken. „Du hast ihn entzündet? Das hast Du für mich gethan? für mich gewagt und auf Dich genommen? Gilbrecht, liebst Du mich denn wirklich?“

„Ach Hildegund! über Alles in der Welt im Himmel und auf Erden!“

Da sanken sie sich wieder an die Brust und hielten sich umschlungen. In diesem Augenblicke hob sich die Sonne über den Rand der Heide empor, und ihr erster Strahl traf diese zwei glücklichen Menschenkinder Arm in Armen, umwob mit einem Kranze die blonden und die braunen Locken, umspielte mit rosigem Schein ihre Wangen und funkelte ihnen in die fast geblendeten Augen.

„Die Sonne! die Sonne!“ rief Gilbrecht, „da ist sie, Hildegund! und Du bist frei, ich habe Dich wieder, Du Sonne meiner Tage!“

Sie konnte nichts antworten; sie hielt seine Hand umfaßt und schaute ihm in das freudige Antlitz, das unter diesem Blick unsäglicher Liebe noch mehr erglühte als vom Flimmer und Glanz der steigenden Sonne.

Ein leiser Wind bewegte die Zweige, Waldvöglein sangen, Kräuter und Blumen dufteten und blühten, und an den Gräsern hingen die farbenblitzenden, strahlenschießenden Diamanten des Morgens.

„Wie einsam es hier ist!" sprach Hildegund jetzt, „man sieht nichts als Himmel und Heide, als wären wir Zwei ganz allein in der Welt."

„Ich wär' es zufrieden, Hildegund!" erwiederte Gilbrecht. „Dann dürft' ich Dich schützen, könnte für Dich sorgen, wir zögen umher, ich zeigte Dir den Rhein und die Berge —"

„Und wir führen über das Meer und schauten die Wunder des Morgenlandes, —"

„Bis uns die Sehnsucht wieder heimwärts triebe."

„Sehnsucht wonach?" frug sie, „wenn ich bei Dir bin und Du bei mir?"

Er zeigte mit der Hand in die Ebene hinein und sagte: „Danach, Hildegund! Du weißt es nicht, wie man sich in der Fremde, und wäre sie noch so schön, doch nach der Heimat sehnt. Wir würden nicht ruhen und rasten, bis wir unsere Heide wiedersähen."

„Gilbrecht, mit Dir fände ich überall eine Heimat."

Er schüttelte den Kopf. „Glaube mir, der das Brod der Fremde gegessen hat!" sprach er. „Lustig ist es, die Welt zu durchwandern, aber wohnen möcht' ich nur da, wo ich aufgewachsen bin, wo ich jeden Stein, jeden Baum und jeden Vogel kenne."

„Nun, wie Du willst," lächelte sie, „dann bleiben wir hier."

Er schwieg und blickte gedankenvoll in die Heide hinaus.

Hildegund hatte ein kleines, zierliches Sträußchen für Gilbrecht gebunden, das er sich an das Wams steckte, und bald darauf konnten sie an den Aufbruch denken. Langsam machten sie sich auf den Weg und besprachen sich in ihrem Frohsinn und in dem Bewußtsein ihrer reinen, unschuldigen Liebe, wie sie Balduin überraschen und aus den Federn trommeln wollten, und wie sich Ilsabe und Gilbrecht's Eltern freuen würden, und was der Propst — ach der Propst, patschenaß von oben bis unten durch des Schifferknechtes hoffentlich gut getroffenen Wassersturz! — und Base Barbara, die mit ihrem Mantel noch zur Flucht geholfen hatte, für lange Gesichter im Kloster machen würden, wenn sie den Käfig leer und das Vöglein ausgeflogen fänden. Zum Glück war heute Markttag; viele Landleute kamen von den Dörfern und brachten ihre Feldfrüchte zur Stadt; da wurde nicht jeder Einzelne beachtet, der durch das Thor schritt. So mischten sich denn Gilbrecht und Hildegund in einen Zug bepackter Bäuerlein, als ob sie mit dazu gehörten, und kamen ungefragt zum Lüner Thor in die Stadt hinein.

Schnell waren sie auf dem Viskulenhof, vom Gesinde fröhlich begrüßt, und vor Balduin's Schlafzimmer. Gilbrecht pochte an die Thür und rief: „Balduin! auf! schnell!"

„Was giebt's? wer ist da?" kam es von innen zurück.

„Steh nur schnell auf! wir haben Besuch."

Balduin brummte etwas von „nachtschlafender Zeit", aber sie hörten ihn sich erheben. Kurz darauf steckte er ziemlich verdrießlich den Kopf durch die nur wenig geöffnete Thür. Hildegund lachte ihm schmetternd entgegen und jauchzte: „Balduin, da bin ich wieder!" Er nickte der Schwester freundlich zu: „Hildegund! Du? willkommen! willkommen! gleich bin ich da!"

Dann zog er den Kopf zurück, und sie hörten ihn beim Ankleiden in sonderbaren Tönen singen und jubeln.

Martin sorgte für einen Imbiß, und als Balduin erschien und die Schwester umhalst hatte, setzten sie sich vergnügt an den gut bestellten Tisch und labten sich, und die Zwei mußten dem Dritten, der sorglos in seinem Bette geschlafen hatte, ihr Abenteuer genau berichten. Dann verschwand Hildegund, um sich umzukleiden; die beiden Freunde blieben aber noch beisammen, und der Malvasier sammt Fleisch und Brod mundete Gilbrecht nach der bewegten Nacht selbst zu so früher Stunde schon, zumal er gestern um sein Abendessen gekommen war. Endlich erhob er sich und sagte: „Jetzt werden sie zu Hause beim Frühmahl sitzen; da will ich hin und es ihnen erzählen." Und er ging.

Richtig! da saßen sie Alle in der Wohnstube um den Tisch herum, als er mit fröhlichem Morgengruß eintrat. Sie wunderten sich über sein Kommen zu dieser Zeit; er aber schritt auf Ilsabe zu, neigte den Mund an ihr Ohr, als wollte er ihr etwas zuflüstern, und rief dann plötzlich laut: „Hildegund ist wieder da!" Ausrufe der Freude antworteten ihm, und sie blickten ihn Alle an, daß er mehr sagen sollte. „Ich habe sie diese Nacht aus dem Kloster geholt," fuhr er dann fort.

„Du? wie hast Du das angefangen? frug Meister Gotthard aufmerksam.

„Ich habe das Pfaffennest in Brand gesteckt, Vater!"

„Gilbrecht!" riefen die Seinen erschrocken.

„Nun, nun, ein paar Strohdächer abgesengt, weiter nichts; das Kloster steht noch."

„Aber Gilbrecht! was hast Du gethan?!" sprach Frau Johanna.

„Was der Vater mir erlaubt hat, Mutter!" erwiederte Gilbrecht.

„Ich?" sprach der Meister, „Dir erlaubt?"

„Du hast gesagt, Vater: was mit Gewalt hinein kommt, kann auch wieder mit Gewalt heraus kommen.“

„Und so hast Du Hildegund mit Gewalt befreit?“

„Jawohl! hab' ich! Hurrah! da ist sie!“

Die Thür war aufgegangen; Hildegund stand auf der Schwelle.

Alle erhoben sich, sie herzlich zu begrüßen; Ilsabe warf ihren Stuhl um, als sie aufsprang, und ließ ihn auch umgestürzt liegen, bis ihn Lutke aufhob. Gilbrecht und Hildegund erzählten nun gemeinschaftlich mit aller Ausführlichkeit, in welcher Weise die Befreiung vor sich gegangen war, aber womit sie die Stunden von dem Gelingen der Flucht bis zur Heimkehr in die Stadt ausgefüllt hatten, das behielten sie für sich.

Als die jüngeren Böttcher aufstanden, um an die Arbeit zu gehen, sprach der Meister: „Wir wollen es Alle verschweigen, von wem und in welcher Weise Hildegund aus dem Kloster erlöst ist, denn der Propst von Lüne, Herr Dietrich Schupper, ist nicht unser Freund und würde dem Retter eine düstere Messe lesen. Auch unsere liebe Obrigkeit würde gewiß gern die Gelegenheit wahrnehmen, ihn an seinem besten Halse vor Schultheiß und Schöppen zu führen.“

Meister Gotthard sagte das absichtlich in einem halb scherzenden Tone, um Gilbrecht nach seiner kühnen That das Herz nicht schwer zu machen, aber innerlich war er tief erschrocken und besorgt über den Gewaltstreich, mit dem sein Sohn zum Brandstifter geworden war. Der Gedanke brannte ihm auf der Seele und ließ sich nicht auslöschen wie das Feuer auf dem Dache. Er hoffte, daß bei dem nahen Ausbruche des Aufstandes der Sache nicht weiter nachgespürt werden würde, aber er nahm sich vor, es Gilbrecht früher oder später büßen zu lassen, damit der Makel durch eine gerechte Sühne von ihm genommen und er wieder redlich gemacht würde.

Vierzehntes Kapitel.

Frau Johanna bemerkte an ihrem Gotthard eine gewisse Unruhe, die sie nur auf seinen Kummer über die That Gilbrecht's zurückführen zu müssen glaubte, und suchte ihn darüber zu trösten, indem sie sprach: „Gotthard, gräme Dich nicht um Gilbrecht; ich kenne meinen Jungen, er hat sich kaum klar gemacht, was er begangen, und wer will es ihm denn beweisen, daß er es gewesen ist?"

„Nun, beweisen ließe sich's schon," erwiederte Gotthard; „wer Anders soll denn die Viskulentochter aus dem Kloster befreit haben, als er oder Balduin? Und wenn wir Denen auf dem Rathhause Zeit dazu lassen, so werden sie schon die Hand nach dem Thäter ausstrecken, aber daß es heut oder morgen geschieht, glaube ich selber nicht; wir müssen es eben abwarten."

„Kannst Du dem Sohne einen Vorwurf daraus machen?" frug sie. „Hättest Du vor siebenundzwanzig Jahren nicht ganz dasselbe für mich gethan?"

„Welche Frage! für Dich!" entgegnete er.

„Nun dann ist's gut," lächelte sie, „weiter brauche ich nichts zu wissen."

„Sag's ihm doch womöglich!"

„Nein! ist nicht nöthig; er sagt es sich schon selber."

Des Sohnes muthige That erfüllte Frau Johanna beinah mit Stolz, und die Ereignisse der letzten Wochen, so trüb'

und traurig sie auch im Allgemeinen waren, brachten ihre stillen Hoffnungen für die Zukunft ihrer Kinder immer mehr in Blüthe. Dem Mutterauge war es nicht entgangen, daß der Verkehr zwischen Balduin und Ilsabe jetzt ein so herzinniger war wie noch nie zuvor, und daß Ilsabe's ganzes Wesen seit einiger Zeit sehr verändert war; die gedrückte Stimmung in ihrem Gehaben, der schwermüthige Ausdruck in ihrem Gesicht waren verschwunden, und dafür lachte nun immerfort die helle Freude aus ihren Augen. Seit gestern war auch Gilbrecht wie umgewandelt; sein Vorhaben mußte ihm wohl sehr schwer auf der Seele gelegen haben. Nun er es ausgeführt, war er wieder lustig und guter Dinge wie in den ersten Wochen nach seiner Heimkehr aus der Fremde. Frau Johanna hätte etwas darum gegeben, wenn sie gewußt hätte, ob das nur eine Folge der gelungenen Befreiung war, oder ob dabei zwischen ihm und Hildegund auch schon eine Herzensverständigung stattgefunden hatte. Wenn nur der Rathsherr wieder da wäre! dachte sie.

Meister Gotthard's Unruhe hatte aber ganz andere Gründe als die Sorge um Gilbrecht, obwohl er auch diese bei der Feindschaft des Rathes gegen ihn nicht ganz verscheuchen konnte. Am Montag hatte er in Schnewerding's Hause den Plan zum Aufstande mit den Genossen verabredet, heute war Donnerstag, und noch immer harrte er der Bestellung zu Viskule in den blauen Thurm. Hatte man es aufgegeben, ihn fangen zu wollen? oder sollte er es aufgeben, noch länger darauf zu warten? Ungern ließe er sich diesen Beweis gegen den Rath von dem schreienden Mißbrauch der Gewalt entgehen. Aber auch der Aufschub der Erhebung konnte verhängnißvoll werden, der Plan konnte verrathen und dann vielleicht durch besondere Vorkehrungen vom Rathe vereitelt, die dafür ge-

wonnenen Bürger konnten des Wartens müde, konnten wieder lau und abtrünnig werden; es war Gefahr im Verzuge. Dabei wußte er, daß Alles bereit war; seine Vertrauten hatten ihm den guten Fortgang der Werbungen und die für den Aufstand günstige Stimmung der Handwerker gemeldet; Aller Augen warteten nur auf ihn. Möglich, daß sein Wissen und Wollen seine Beobachtungen beeinflußte, aber er glaubte den Druck und die Gährung in der Stadt so deutlich zu sehen, daß er meinte, die Vorbereitungen könnten auch dem Uneingeweihten nicht länger verborgen bleiben. Die Bürger zeigten sehr ernste Gesichter und gingen auf der Straße rasch an einander vorüber, denn Jeder vermied, länger von Hause abwesend zu sein, als dringend nothwendig war, um beim ersten Klang der Glocken sich schnell zu rüsten. Auch in den schwach besetzten Trinkstuben ging es Abends still her, denn die zum Sturze des Rathes Entschlossenen wußten selber nicht genau, wer ihre Freunde und wer ihre Gegner waren und mußten sich deshalb vor jeder unbedachten Aeußerung hüten. Höchstens fiel einmal hier und da in einem sicheren Kreise von Vertrauten die geflüsterte Frage: „Wißt Ihr noch nicht, wann es losgehen soll?"

Seine eigene große Ungeduld suchte der Meister so viel wie möglich zu verbergen, konnte sie aber doch nicht ganz bezähmen. Sonst bekümmerte er sich kaum darum, wer bei ihm im Hause aus und einging, falls man ihn nicht selber zu sprechen wünschte; jetzt blickte er jedesmal erwartungsvoll von der Arbeit auf, wenn Jemand in die Diele hereintrat, ob es nicht endlich der Bote wäre, der ihn hinterlistig zu seinem Freunde Viskule bestellen wollte. Wer würde dieser Bote sein? wer war in Lüneburg außer den Vieren, die das Bubenstück ersonnen, so gottverlassen und verrucht, sich zu dem heim-

tückischen Dienste herzugeben? O er wollte dem in die Augen sehen, der ihm mit einer erlogenen Bestellung von seinem Freunde Viskule käme. Oft trieb es ihn hinauf in seine Rüstkammer, wo er sich mit den Waffen zu thun machte, und ganz gegen seine Gewohnheit war er jetzt bei der Arbeit in der Werkstatt gesprächig und suchte auch Arnold und Jakob zum Sprechen und Erzählen zu veranlassen.

„Arnold," sagte er, mit einem Risse beschäftigt, diesen Nachmittag zu seinem ältesten Sohne, „der Zirkel hat auch schon mehr erlebt als ich und Du, er dient nächstens volle hundert Jahr, sieh her! Jahr und Tag sind darauf eingeschnitten."

„Da wird er uns wohl an seinem hundertjährigen Geburtstag einen guten Trunk spenden müssen," erwiederte Arnold.

„Der Zirkel?" frug der Meister.

„Oder der, der ihn am meisten gebraucht," lächelte Arnold.

„Als Du sechs Jahr alt warst," sprach der Meister, „und noch nicht so hoch wie dieser Zirkel, habe ich Dich einmal dabei erwischt, daß Du ihn als Steckenpferd benutztest. Weißt Du's noch?"

„Ja, ich weiß es noch," entgegnete Arnold; „ich wollte ihn gar nicht wieder hergeben, da nahmst Du ihn mir weg, beschriebst auf dem Fußboden einen großen Kreis damit und zogst ihn mit Kreide nach. In diesem Kreise mußte ich zur Strafe eine ganze Stunde lang wie gebannt sitzen bleiben. Das war mir sehr langweilig, und ich habe nie wieder auf einem Zirkel geritten."

Der Meister lachte: „Wenn man Euch doch noch mit einem Kreidestrich von allen dummen Streichen absperren könnte!"

„Heute machen wir keine mehr, Vater!" erwiederte Arnold.

„Na ya!" war des Vaters Antwort. Arnold lachte, und

Jakob lachte mit. „Uebrigens Alles, was recht ist,“ fuhr der Meister freundlich fort, „ich bin mit Dir zufrieden! und mit Jakob auch; habt Eure Sache gelernt, macht's besser als mancher Meister und versteht Euch auf Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, wie ich es liebe.“

„Von wem haben wir es denn gelernt, Meister?“ sprach Jakob.

„Aha! also Du meinst auch, Jakob, daß wir den Zirkel, wenn seine hundert Jahre voll sind, mit einer Kanne Bier begießen müssen?“ sagte der Meister gutgelaunt.

„Wird sich wohl nicht anders mit ihm schicken, Meister,“ lächelte Jakob; „hundertjähriges Holz wird sonst allzu trocken und kriegt Sprünge.“

Arnold gab Jakob einen Wink, daß er ihn mit seinem Vater allein lassen möchte, und Jakob ging auch gutmüthig hinaus. Lutke drehte ganz hinten in der Diele den Schleifstein, um ein Beil zu schärfen, und konnte nicht hören, was vorn gesprochen wurde.

Da trat Arnold an seinen Vater heran und sprach etwas verlegen: „Vater, ich habe Dir eine heimliche Bestellung auszurichten vom Herrn Rathsherrn Viskule; Du möchtest ihn diese Nacht im blauen Thurme besuchen, er hätte Dir eine wichtige Eröffnung zu machen; Meister Dippold, sein Schließer, würde Dich zu ihm führen.“

Gotthard Henneberg stand wie vom Donner gerührt; er hätte aufschreien mögen: mein Sohn! mein leiblicher Sohn! Er nahm alle Kraft zusammen, sich zu bezwingen, aber es dauerte eine Weile, bis er sprechen konnte und unter mächtigem Arbeiten seiner Brust mühsam hervorbrachte: „Wer hat Dir's gesagt?“

Arnold schlug die Augen nieder und antwortete: „Dip-

pold's Tochter, die Ursula; ihr Vater hat es ihr selbst aufgetragen."

„So, so! Dippold der Ursula, die Ursula Dir und Du mir, Deinem Vater!" sagte der Meister mit bebender Stimme. „Ganz recht, Alles richtig! — Und wann soll es sein?"

„Heute Nacht zwischen zehn und elf."

„Gut," sprach der Meister mit einem Blick auf seinen Sohn, der diesem alles Blut zum Herzen jagte, „ich werde kommen."

Arnold ging wieder an seine Arbeit.

Da hatte nun Meister Gotthard die ersehnte Botschaft, aber wie! von wem! Sein Sohn stand mit seinen Todfeinden im Bunde und bot ihnen die Hand, den Vater ins Verderben zu locken. Von dieser Seite, von seinem eigenen Fleisch und Blut hatte er sich des Verrathes nicht versehen; und doch, — es lag so nahe, klang so glaubhaft, so unschuldig und natürlich! Viskule hatte seinen Wächter beredet oder mit Versprechungen bestochen, ihm seinen Freund Henneberg zuzuführen; Dippold ließ es durch seine Tochter ihrem Liebsten bestellen, daß dieser, der Sohn, es dem Vater ausrichtete. Wer sollte da an Verrath denken? er selber, Meister Gotthard, hätte ohne des Kellermeisters Warnung keinen Verdacht geschöpft. Es war fein ausgesponnen, Zufall und Verhältnisse waren wie gemacht dazu, auch den Vorsichtigsten zu täuschen. O über die Falschheit, die heiligsten Bande des Blutes und der Liebe zu einer mörderischen Schlinge zu drehen! Vielleicht wußte es Arnold schon seit mehreren Tagen und war nur darum so gefügig, so freundlich und zuthulich gewesen, um den Vater irrezuführen. Oder — sollte Arnold und vielleicht auch Ursula selber getäuscht und betrogen sein und in gutem Glauben handeln? Unmöglich war es nicht, und den Schurken, die das ein-

gefädelt hatten, war Alles zuzutrauen. An diese Möglichkeit klammerte sich das Herz des Vaters, um sich vor dem Versinken in den grausamsten Verdacht gegen den Sohn zu retten. Aber noch ein anderes Oder hob sein versteinerndes Haupt aus der wirbelnden Fluth von Gedanken, die den Meister immer höher und wilder umschwoll. Gerade dem Glücke dieser beiden, Arnold's und Ursula's, stand ja er, Gotthard, im Wege; war er über Seite gebracht, so konnten sie sich heirathen, Arnold als ältester Sohn übernahm die Werkstatt im Goldenen Ei und Dippold's Tochter war gut versorgt. Hatte Arnold — das fiel ihm jetzt ein — bei seinem letzten Versuch, des Vaters Einwilligung zu seiner Heirath zu ertrotzen, nicht gedroht, jede Gelegenheit benutzen zu wollen, auch eine, die mit Blut und Schrecken käme? Hier war nun die Gelegenheit. Sollte Arnold wirklich fähig sein, sie zu benutzen? Es wäre eine herzbrechende Erfahrung, wenn der Sohn seine Hoffnung auf den mit seiner Hülfe bereiteten Untergang des Vaters gebaut hätte. Und um das zu erleben, um diese Erfahrung zu machen, hatte der Meister gegen den Wunsch und Willen seiner Genossen mit dem Zeichen zum Aufstand gezögert und gewartet!

Er hatte wie auf den Knauf eines hohen Schwertes beide Hände auf den Kopf des Zirkels gelegt, dessen Spitze auf dem Bodenholz zu seinen Füßen stand, und das Kinn auf die Hände gestützt, in finsteres Brüten verloren. Nun warf er einen langen Blick zu seinem Sohne hinüber, der dort ruhig eine Tonne band. Arnold sollte von seines Vaters argen Gedanken, mochten sie nun auf richtiger oder auf falscher Fährte sein, nichts ahnen; darum schwieg der Meister und blieb bei seinem Entschlusse, dahin zu gehen wohin man ihn rief

Der Abend kam und auch die zehnte Stunde. Meister Gotthard machte sich in seiner Ungeduld früher bereit, als ver-

abredet war. Er schickte seine Kinder zu Bett, bat aber seine Frau, noch aufzubleiben, er habe noch mit ihr zu reden. Arnold schlich sich in die Diele und setzte sich dort auf eine Schneidebank. Der Meister aber ging hinauf in seine Rüstkammer, schnallte sich einen Harnisch um, umgürtete sich mit Schwert und Dolch und bedeckte den Kopf mit einer Eisenhaube.

Als er so gerüstet herabkam, erschrak Johanna und rief: „Gotthard! wohin? was hast Du vor?"

„Johanna," erwiederte er sehr ernst, „ich soll zu Viskule kommen in den blauen Thurm; er wünscht mich heimlich zu sprechen."

„In Wehr und Waffen?" frug sie wenig beruhigt.

„Es ist nur für alle Fälle," sagte Gotthard; „in einen festen Thurm, der vom Feinde bewacht wird, geht man nicht wie zu einer Lustbarkeit. Gieb mir den Hoiken."

Johanna holte ihm seinen langen Mantel und hing ihn ihm über die Schultern. Da übergab er ihr die Stabhölzer, die er sich gleich nach der Berathung in Schnewerding's Hause hergerichtet hatte, und sprach: „Johanna, nimm diese fünf Täfelchen mit unserer Hausmarke und verwahre sie wohl, ich fordere sie von Dir wieder. Wenn ich aber bis morgen früh zu der Stunde, da Ihr aufsteht, nicht zurück bin, so schicke je eines dieser Hölzer an Hans Laffert, Schnewerding, Eekholt, Schuttenhelm und Stephan Bartels. Sorge dafür, daß diese Zeichen schnell und sicher in ihre Hände gelangen, und laß jedem der Meister sagen, wohin ich gegangen bin. Ich weiß, ich kann mich auf Dich verlassen, liebes Weib, daß dies Alles genau und pünktlich geschieht; nicht wahr, Johanna?"

„Unbedingt, mein Gotthard!" erwiederte sie, „aber sage mir doch —"

„Frage nicht, Du treues Herz!" sagte der Meister, „son-

dern vertraue mir, wie Du es von je gethan hast, und erschrick nicht, wenn morgen die Glocken läuten. Lebewohl, Johanna!"

Er umschlang sie und küßte sie herzlich. Dann zog er die Kapuze des Mantels über die Stahlhaube und ging.

In der Diele erhob sich Arnold, um seinem Vater die Thür zu öffnen und hinter ihm wieder zu verschließen. „Ich werde aufbleiben, Vater, bis Du wiederkommst," sprach er.

Ohne Antwort schritt Gotthard Henneberg in die Nacht hinaus. —

Am blauen Thurm angekommen, pochte er an die Pforte, und es ward ihm so schnell geöffnet wie Einem, den man erwartet hat.

Als Dippold, der Schließer, in der matt erleuchteten Halle die hohe, vom Mantel umhüllte Gestalt Gotthard Henneberg's erkannte, wich er einen Schritt zurück und raunte erschrocken: „Henneberg, Du kommst?"

„Hast Du mich nicht bestellen lassen?" erwiederte der Meister.

„Verrath! sie wollen Dich fangen!" flüsterte Dippold.

Gotthard Henneberg traute seinen Ohren nicht. „Dippold, Du warnst mich?" sprach er.

„Geh! geh!" drängte Dippold, „ich will nicht sagen, daß Du hier warst. Wenn Du eintrittst, bist Du verloren."

„Laß mich ein!" sagte der Meister, „ich weiß Alles."

„Du willst es wagen, Henneberg? Traust Du mir nicht? Sieh, ich schließe die Thür nicht zu und lasse die Lampe hier brennen, damit Du fliehen kannst."

„Ich fliehe nicht, ich will den Buben ins Gesicht sehen."

„Dann in Gottes Namen, komm!" sprach der Schließer.

Sie gingen ein paar Stufen hinauf und traten in ein

erhelltes, leeres Gemach. Es war eine Art Wachstube, gewölbt, ziemlich geräumig, und hatte noch eine zweite Thür.

Dippold winkte mit den Augen ängstlich nach dieser zweiten Thür, als ob ein Lauscher dahinter stünde, und sprach dann laut: „Du willst Viskule sprechen, sagst Du; gut, warte hier, ich will ihn rufen."

„Kann ich nicht mitgehen?" frug Meister Gotthard ebenso laut.

„Nein, ich hole ihn her," erwiederte Dippold und verschwand durch jene Thür.

Meister Gotthard, dieselbe fest im Auge behaltend, blieb mit dem Rücken nahe der Wand ihr gegenüber und in seinen langen Mantel gewickelt, stehen. Bald öffnete sie sich auch wieder und herein kam der Bürgermeister Dalenborg.

Er trat dem Meister mit einem höhnisch siegbewußten Ausdruck im Gesicht langsam ein paar Schritt entgegen, verschränkte die Arme über der breiten Brust und sagte in hochmüthigem Tone: „Herr Sülfmeister, wen sucht Ihr hier?"

„Einen unschuldig Eingesperrten, Herr Bürgermeister!" antwortete Meister Gotthard ohne sich zu rühren und denselben Ton anschlagend wie sein Gegenüber.

„Wißt Ihr nicht," frug Dalenborg, „daß der Rath jeden Verkehr mit den Gefangenen bei höchster Wette verboten hat?"

„O ja," erwiederte der Meister, „und wenn Ihr Euch selber als Kettenhunde vor die Kerker legt, so haltet Ihr Eure Gefangenen wohl in sicherer Hut?"

„Ich sehe, daß es noth thut, sie scharf zu bewachen vor Aufrührern und Empörern," sprach Dalenborg.

„Wer ist hier der Aufrührer?" frug Meister Gotthard heftig. „Wer hat sich gegen den rechtmäßigen, vollmächtigen Rath der Stadt empört, Ihr oder ich?"

„Wer die Macht hat, hat auch das Recht,“ gab Dalenborg zur Antwort.

„Wenn er kein Gewissen hat wie Ihr!“ sprach der Meister. „Was thut Ihr zur Nachtzeit im blauen Thurme?

„Ich habe einigen Grund zu dem Verdachte, daß Ihr Biskule diese Nacht befreien wolltet,“ erwiederte Dalenborg, „und das zu verhüten bin ich hier.“

„Das lügt Ihr in Euren Hals hinein!“ rief der Meister, „ich weiß die Wahrheit. Nicht Biskule, — Ihr, Ihr habt mich herbestellt, herbestellt durch meinen eigenen Sohn!“

„Wer hat Euch das gesagt?“ frug Dalenborg betroffen. Aber Meister Gotthard fuhr grimmig fort: „Daß ich Euch unbequem bin in der Stadt, das glaub' ich wohl; und daß Ihr mich gern unschädlich machtet, wenn Ihr könntet, will ich Euch auch nicht groß verübeln; aber daß Ihr mir meinen Sohn verführt und ihn zum Schelmen an seinem Vater gemacht habt, das — das sollt Ihr mir entgelten, Dalenborg!“

„Was schiert mich Euer Sohn! mit dem hab' ich nichts zu schaffen; ich halte mich an Euch, und Euch hab' ich hier auf verbrecherischen Wegen ertappt wider des Rathes Verbot.“

„Ertappt? oder in Hinterhalt gelockt, mir aufgelauert?“

„Wir wissen, wessen wir uns von Euch zu versehen haben,“ erwiederte Dalenborg, „und daß Ihr hier seid, ist Beweis genug. Ihr bleibt auch hier; Ihr seid mein Gefangener, Henneberg! es ist noch Platz im Thurme.“

„Haha! das wollt' ich bloß hören!“ lachte der Meister bitter. „Blickt her! so geht man zu Euch!“ Rasch schlug er den Mantel zurück; Harnisch und Haube, Schwert und Dolch blinkten dem Andern entgegen.

Dalenborg schoß einen wüthenden Blick, sagte aber dann schnell gefaßt: „Das nützt Euch nichts. Ich frage: gebt

Ihr Euch gutwillig in Haft? oder müssen wir Gewalt anwenden."

„So fragt ein Narr einen bewehrten Mann!" entgegnete Meister Gotthard schroff.

„Henneberg, umsonst bin ich nicht hergekommen!"

„Auch wohl nicht allein?" spottete der Meister. „Ruft Eure Knechte! oder habt Ihr gleich Mörder gedungen? Aber seht Euch vor! ich bin nicht gut gelaunt." Er warf den Mantel ab und zog das Schwert.

Dalenborg stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Da ging die Thür auf, und drei Söldner erschienen.

„Greift ihn! werft ihn nieder!" befahl Dalenborg.

Die Knechte zauderten, als sie den reckenhaften, zornglühenden Mann da vor sich sahen, der sicher mit dem Todesmuth der Verzweiflung sein Leben vertheidigen würde.

Gotthard Henneberg nahm feste Stellung und sprach, die Arme spannend, laut und drohend: „Kennt Ihr mich, Leute?"

„Hundert Mark, wer ihn zwingt!" rief Dalenborg.

„Hundert Mark! so billig!" höhnte der Meister. „Nun, wer verdient sich das Blutgeld? Hundert Mark zum Ersten!"

Er machte eine Bewegung zum Angriff gegen sie, und nun drangen sie auf ihn ein.

Schnell deckte er sich wieder den Rücken mit der Wand, und wie stählerne Schlangen blitzten seine Hiebe und Stöße im Halbkreise herum gegen die ungewandten Fechter, die glücklicherweise auch nur mit dem Schwerte bewaffnet waren und ohne Lust und Vertrauen kämpften. Dalenborg sah mit gezogenem Schwerte unthätig zu; als aber einer der Knechte durch einen Stich in den Arm kampfunfähig wurde, griff auch er Gotthard Henneberg an, der nun, von einem nach seinem Blute dürstenden und dabei waffentüchtigen Feinde mehr bedrängt,

in eine sehr schwierige Lage gerieth. Es bedurfte der Riesenkraft, der stählernen Ausdauer und der ganzen Fechtkunst des um sein Leben kämpfenden Sülfmeisters, sich der Übermacht zu erwehren. Aber wie lange noch konnte er, Einer gegen Drei oder Vier, sich halten? „Gebt Euch!“ rief Dalenborg in das Stampfen und Eisenklirren hinein. „Niemals! verfluchter Mörder!“ schrie Gotthard mit Löwenstimme und suchte Deckung mit sausenden Hieben. Da, in höchster Noth erhob sich draußen in der Vorhalle ein Getöse und Gepolter von eilenden Schritten; laute Rufe erschallten, die Thür flog auf, und herein gestürmt kamen Arnold, Gilbrecht, Jakob und zuletzt auch Lutke, nur nothdürftig angekleidet, mit bloßen Schwertern und Spießen, Lutke mit einem Beil in der Hand. Dippold folgte ihnen. Mit unwiderstehlicher Wucht stürzten sie sich auf die Söldner; Arnold warf sich auf Dalenborg, auch Dippold stand den Hennebergs bei und fiel mit über die Knechte her. Nach einem kurzen, wüthenden Ringen waren die Gegner entwaffnet und in eine Ecke gedrängt. Arnold hielt Dalenborg an der Gurgel gepackt und schüttelte ihn mit nerviger Faust, daß er braun und blau im Gesicht ward. „Du Hund! Du Schuft! Du hast uns betrogen! Der ist schuld, Vater!“ schrie Arnold ganz außer sich und hätte seinen Feind erdrosselt, wenn nicht Meister Gotthard den schon Widerstandslosen aus den umklammernden Händen des wild Erboßten befreit hätte. Erhitzt und keuchend standen sich die Kämpfer gegenüber, aber Dalenborg und die Knechte besiegt und wehrlos.

„So!“ sagte Meister Gotthard, nachdem sich Alle etwas verschnauft hatten, „jetzt wollen wir das Ding zu Ende bringen. Ihr meintet, Dalenborg, es wäre noch Platz hier im Thurme; das ist mir sehr lieb. Dippold, sperre diese Burschen ein, damit sie nichts ausplaudern können. Arnold und Gilbrecht, geht mit!“

Die drei Knechte wurden abgeführt und hinter Schloß und Riegel gebracht. Dalenborg saß auf einer Bank an der Wand, stumm, zitternd und bebend in ohnmächtiger Wuth.

Als Dippold mit Arnold und Gilbrecht zurückkam, frug Meister Gotthard: „Sitzen sie fest?"

„Ganz fest, Vater!" erwiederte Gilbrecht.

„Nun Ihr, Dalenborg!" sprach der Meister, „Ihr tauscht mit Viskule. Den nehmen wir mit, und Euch lassen wir hier; auf!"

Dalenborg sträubte sich. „Sollen wir die Kraft brauchen?" frug Arnold. „Gilbrecht fass' an!"

Nicht mit sanften Händen schleppten die ihrer Stärke nie froher gewesenen Brüder den Gefangenen zu Viskule's Kerker, während Dippold leuchtend vorausging und aufschloß.

„Komm heraus, Heinrich! Du bist frei!" rief Gotthard Henneberg freudebewegt, ging aber selber hinein und zog den alten lieben Freund an seine Brust.

„Gotthard! Gotthard! Du kommst, Du holst mich?" sprach der Rathsherr.

„Ja, Heinrich, die Hennebergs kommen und holen Dich," erwiederte Gotthard und führte ihn in seinen Armen hinaus.

Heinrich Viskule verließ den Kerker, und Dalenborg wurde hineingestoßen.

„So!" sagte der Meister, „Einen hätten wir nun schon!"

Auch Arnold und Gilbrecht umarmten den befreiten Rathsherrn, und Gilbrecht küßte ihm dabei sein weißes Haar. Er war bleich und abgehärmt, aber sein Gefängniß war kein ganz übles gewesen, denn sein Wächter hatte ihn mit Milde und Sorgfalt behandelt. Sie geleiteten ihn in das Gemach, wo der Kampf stattgefunden hatte, und Gotthard Henneberg sagte zu Dippold: „Dippold, Du hast mich hier fälschlich hergelockt zu meinem Schaden und Verderben, — ich weiß, es geschah auf

Dalenborg's Befehl; dann hast Du mich gewarnt, als ich kam, hast uns beigestanden im Streite. Gelobst Du mir jetzt Hand in Hand, Dalenborg unter keinen Umständen ohne meinen Willen los zu lassen, so bin ich Dein Freund."

„Mit beiden Händen schwör' ich's Dir, Henneberg!" rief Dippold und ergriff des Sülfmeisters Hand.

Der drückte und schüttelte ihm die seine und sagte: „Über Anderes reden wir später."

Jetzt stellte sich Arnold vor seinen Vater hin und sprach: „Vater, was hast Du von mir gedacht?"

Der Meister legte die Hände auf seines Sohnes Schultern, blickte ihm tief in die Augen und sagte: „Arnold, das Schlimmste, was ein Vater von seinem Sohne denken kann. Ich dachte, Du wärest mit meinen Feinden im Bunde."

„Vater!"

„Sage mir: warum warst Du so verlegen und ängstlich, als Du mir die Botschaft ausrichtetest, aus der Du doch selber kein Arg haben konntest?"

„Um derentwillen, Vater, die, als sie die Wahrheit erfuhr, in Todesangst gelaufen kam, um mich zu Deiner Rettung herauszuklopfen, — wegen der Ursula, Vater, die ich meiden soll und —"

„Sollst sie haben, Junge!" rief freudig der Meister, „hast sie Dir wacker erkämpft."

Da warf sich der Sohn an des Vaters Brust. „Habt Ihr's gehört, Meister?" sprach er zu Dippold. „Gilbrecht, ich habe eine Braut!" rief er dem Bruder zu, der im Gespräch neben Viskule saß.

„Ich bringe Dich wieder ins Amt, Dippold!" sagte der Meister. „Aber nun kommt, daß wir Viskule zu den Seinen führen. Dippold, halte mir Dalenborg fest!"

„Keine Sorge, Henneberg!“ erwiederte Dippold, „ich bürge Dir für ihn.“

Nun verließen sie den Thurm. Heinrich Viskule schritt zwischen Gotthard und Gilbrecht, auf ihre Arme gestützt, und sog in der lauen Sommernacht die Luft der Freiheit mit vollen Zügen ein. Sie mußten langsam mit ihm gehen und hatten Zeit genug, ihn von allen Vorkommnissen während seiner Gefangenschaft zu unterrichten. Von Hildegund's Aufenthalt im Kloster sagten sie ihm vorläufig nichts. Er dachte nicht anders, als daß ein siegreicher Aufstand der Bürger den neuen Rath gestürzt hätte, um den alten in seine Ehren und Würden wieder einzusetzen, und war nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, daß er der erste und einzige der eingekerkerten Rathsherren war, den die Hennebergs befreit hatten, wovon er böse Folgen für seine Befreier fürchtete. Meister Gotthard beruhigte ihn jedoch und flüsterte ihm etwas ins Ohr, was den Rathsherrn sehr zu erfreuen schien. Dann frug er, ob Lüneburg verhanset wäre, und athmete erleichtert auf, als ihm diese Frage verneint und ihm mitgetheilt wurde, daß die große Kaufmannsgilde der Zirkeler in Lübeck erklärt hätte, des Lüneburger Salzes für ihren Großhandel nicht entbehren zu können.

Als man am Viskulenhof angekommen war und Martin geweckt hatte, ward der Alte schier unsinnig vor Freuden, seinen geliebten Herrn wieder zu haben. Er küßte ihm die Hände und hätte ihn am liebsten in seinen Armen die Treppe hinauf getragen, aber Meister Gotthard und Gilbrecht ließen es sich nicht nehmen, ihren erlösten Freund selber seinen Kindern zu übergeben, und begleiteten ihn hinauf, während Arnold, Jakob und Lutke nach Hause eilten, um Frau Johanna und Ilsabe den glücklichen Ausgang zu melden.

Gilbrecht klopfte ebenso wie gestern früh an Balduin's

Kammerthür und erhielt ein ebenso verdrießliches: „Was denn nun schon wieder?" zur Antwort. Aber die nächtliche Störung wurde Balduin reich vergolten, als er seinen Vater wiedersah.

Von Martin benachrichtigt, erschien auch Hildegund, in der Eile und der Freude ihres Herzens nur von einem leichten Morgengewand umhüllt, wie sie Gilbrecht noch nie gesehen hatte. Er wurde beinahe ebenso verwirrt darüber wie sie, als es ihr erst einfiel, in welcher Kleidung sie sich ihm zeigte. Sie erröthete, aber was galten kleinliche Bedenken zu dieser Stunde! Nun hatte er sie einmal gesehen, also blieb sie, wie sie war, und schön war sie auch so, erst recht.

„Sage mal, Gilbrecht," frug Balduin, „wer kommt denn nun morgen an die Reihe, von Dir befreit zu werden? Du bist mal im Zuge, und ich lege für Herrn Marquard Mildehövet ein gutes Wort ein."

Gilbrecht lachte und winkte dem Freunde, zu schweigen.

Herr Heinrich Viskule sollte aber nun der Ruhe wieder in seinem eigenen Bette genießen, und die Hennebergs entfernten sich.

Im Goldenen Ei trafen sie die Anderen noch Alle beisammen, denn Johanna und Ilsabe, die von dem Lärm der fortstürmenden Hausgenossen aus dem Schlafe gestört waren, hatten ihre Rückkehr in peinvoller Ungeduld erwartet und wollten nun hören, was sich im blauen Thurme zugetragen hatte. Es ward ihnen auch Alles erzählt, aber Meister Gotthard verschwieg des Kellermeisters Geheimniß und seine Warnung. Bei Erwähnung des heißen Kampfes, den Gotthard zu bestehen gehabt hatte, umfing ihn Johanna tief bewegt, theils in nachträglichem Schrecken über die große Gefahr, in der er geschwebt hatte, theils in unsäglicher Freude, daß er glücklich daraus entkommen war. „Gotthard! Gotthard!" sagte sie sanft vorwurfs-

voll, „wie kannst Du uns das anthun und Dich wissentlich und ganz allein in ein so verzweifeltes Wagniß stürzen!"

„Dafür hatte ich ja den Panzer umgeschnallt, Johanna," lächelte er ruhig, „und ich wollte doch sehen, wie weit die Schuste ihre teuflische Frechheit treiben würden. Übrigens sei unbesorgt, ich schenk' es ihnen nicht!"

Arnold gab nun Aufklärung über den Sachverhalt des Geschehenen, soviel er selber davon wußte und aus Ursula's hastigen Worten entnommen hatte; das noch Fehlende im Zusammenhange des Ganzen ließ sich danach leicht hinzufügen.

Dalenborg, von den Beziehungen Arnold's zu der Tochter des Schließers im blauen Thurme unterrichtet, hatte diesem den Befehl ertheilt, den Meister Henneberg durch Vermittlung der beiden heimlich Versprochenen in den blauen Thurm zu bestellen unter dem Vorwande, daß ihn sein Freund Viskule zu sprechen wünsche. Dippold war Henneberg feindlich gesinnt, und hier bot sich ihm eine Gelegenheit zur Rache, die er gern ergriff und für die er nicht einmal die Verantwortung zu tragen brauchte. Er leistete also dem Befehle Folge, ohne Ursula von der wahren Bedeutung desselben etwas merken zu lassen. Als aber die Stunde kam, in der er einen so schnöden Verrath begehen oder begehen helfen sollte, regte sich in ihm das Gewissen wie vor einem geplanten Morde, und er eilte zu seiner Tochter, die nach wie vor mit der Mutter in dem kleinen, baufälligen Hause auf der nahen Rübekuhle wohnte, entdeckte ihr den Trug und gebot ihr, Henneberg augenblicks vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Ursula lief, was sie konnte, kam aber doch mit ihrer Warnung zu spät. Von Arnold, der auf ihr Klopfen öffnete, erfuhr sie zu ihrer Bestürzung, daß der Meister schon fortgegangen war. Schnell weihte sie Arnold in die Hinterlist ein, und dieser flog die

Treppe hinauf und weckte die Brüder und Jakob. Ihn marterte das schreckliche Bewußtsein: du selber hast deinen Vater in den Thurm bestellt; was muß er von dir denken, wenn er sich dort überfallen und verrathen sieht! Diese Angst, zu der sich blitzschnell noch die Gedanken an Dippold und Ursula gesellten, wollte ihn schier rasend machen, und mit herzerschütternden Rufen trieb er die Anderen zur höchsten Eile, als sie durch die dunklen Gassen dahin sausten, wo der Vater in Noth war. Im Augenblick der größten Gefahr trafen sie ein; um ein Ave später, und ihr Vater wäre verloren gewesen.

Wie glücklich waren nun die Hennebergs, als sie hier zu nächtlicher Stunde im Kreise um den Geretteten saßen! Sie hatten ihn wieder, und er hatte dabei noch seinen besten Freund erlöst; sein ältester Sohn war nicht als ein Schelm und Verräther entlarvt, sondern hatte sich dem Vater in treuer Liebe mannhaft bewährt.

Fünfzehntes Kapitel.

Gilbrecht ging am anderen Morgen nicht wie sonst auf den Viskulenhof, sondern wollte nach der Rückkehr des Hausherrn abwarten, bis man ihn rufen würde. Statt dessen kamen zu ungewöhnlich früher Stunde die Viskules, der Rathsherr mit Sohn und Tochter, selber in das Böttcherhaus. Es war ein herzergreifendes, überaus beglückendes Wiedersehen. Heinrich Viskule konnte seiner Bewegung kaum Herr werden, und mehr als einmal versagte ihm die Stimme, wie er den Hennebergs seinen Dank aussprechen wollte; er hielt die Hand seines Freundes Gotthard lange in der seinigen und sah ihn dabei mit blinkenden Augen an. Frau Johanna umschlang er und küßte sie auf die Wange. Dann wandte er sich zu Gilbrecht und sprach: „Und was sage ich Dir?! ich weiß Alles, Alles weiß ich, Gilbrecht! wie Du Hildegund aus dem Kloster geholt und wie Du Balduin zur Seite gestanden hast. Als sie mich fortschleppten, konntet Ihr mich nicht frei machen, und nun bist Du doch gekommen mit Deinem lieben Alten und hast mich errettet. Wenn ich Dir das je vergesse, — Euch Allen, Euch Allen!“ Und er schüttelte Jedem die Hand, auch Lutke und dem guten Gesellen, dem Jakob, der sich bescheiden hinter den Anderen zurückgehalten hatte. Hildegund stand neben Gilbrecht, leise an ihn gelehnt, und hatte heimlich seine Hand erfaßt, die sie ihm mit

aller Kraft drückte. Meister Gotthard erzählte seinem Freunde nun, auf welche Weise er in den blauen Thurm gelockt und wie dadurch die Befreiung möglich geworden wäre, und der Rathsherr sprach zu Arnold: „Bringe mir Deine Ursula, Arnold! ich muß sie sehen, muß ihr danken und dem Dippold will ich aufhelfen, wie ich kann; er hat es um mich verdient."

„Da thut Ihr ein gutes Werk, Herr Rathsherr!" sprach Johanna, „der Mann hat mich schon lange gedauert und ich glaube, manchen Anderen auch, der es nur nicht eingestehen will."

Dabei blickte sie ihren Gotthard an; der aber war zerstreut und unruhig, und das frohe Wiedersehen mit den Blskules schien ihm nicht die reine Freude zu bereiten wie allen Übrigen. Er ging in der Stube hin und her, sprach wenig, war gedankenvoll, beinahe finster, und es hatte den Anschein, als dauerte ihm der Besuch der Freunde schon zu lange.

Arnold hätte am liebsten seine Ursula gleich hergeholt, um sie als seine Braut der Mutter ans Herz zu legen und ihr den lange verweigerten Segen seines Vaters geben zu lassen. Sie wußte ja noch gar nichts davon, daß sie nun mit ihm glücklich werden durfte.

Balduin wandte keinen Blick von Ilsabe Er rang mit dem Entschlusse, ob er diese glückliche Stunde nicht benutzen und im Kreise der beiden versammelten Familien um Ilsabe werben sollte. Ilsabe errieth seine Gedanken und war in jedem Augenblick darauf gefaßt, ihn seine Rede beginnen zu hören; ihr wogte die Brust und brannten die Wangen. Allein auch Balduin bemerkte Meister Gotthard's unruhiges und düsteres Wesen, für das er keinen Grund finden konnte, weil er nicht ahnte, was in dem sonst so gastfreundlichen Manne vorging. Darum schwieg er.

Herr Heinrich Viskule ward mehr und mehr guter Dinge; er war so lange in der Einsamkeit des Kerkers zum Schweigen verdammt gewesen, und da floß nun sein dankerfülltes Herz über in heiteren und freundlichen Worten gegen alle die lieben Seinigen um ihn her, zu denen er die Hennebergs zählte, als wären sie seines Blutes.

Er vergaß darüber ganz die Gefahr, in der er, der gewaltsam Befreite, und seine Befreier schwebten, so lange des eingesperrten Dalenborg's Genossen die Macht hatten, den Streich zu rächen.

„Johanna," sprach er lächelnd zu der Frau, während Hildegund mit Gilbrecht flüsterte und Balduin und Ilsabe sich mit stumm redenden Blicken gegenüber saßen, „Johanna, unser Gotthard ist doch der Klügste von uns gewesen, daß er damals meinem Wunsche nicht gefolgt und nicht in den Rath getreten ist; denn sonst wäre er auch mit gethurnt, und wer hätte dann uns, wer hätte ihn befreien sollen?"

Gotthard hob die Hand mit mahnendem Zeigefinger und nickte dem Rathsherrn ernst und bedeutungsvoll zu. Johanna aber sagte: „O Herr Rathsherr, wie oft hab' ich daran schon gedacht und ihm im Stillen gedankt, daß er damals fest geblieben ist! Was sollten wir anfangen ohne ihn?"

Da ward die Thür hastig aufgethan, und keuchend, mit wankenden Schritten und schreckentstellten Zügen kam der Rathskellermeister Ambrosius von dem Rhyne herein.

„Gotthard!" stammelte er, „ach! und Ihr, Herr Rathsherr! seid Ihr da? seid Ihr frei? so danket Gott und hört es gleich zusammen, das Schreckliche, das Grausige! — Er ist todt! er ist todt!"

„Wer? wer ist todt?" frugen schnell die Anderen.

„Der Bürgermeister Springintgut. Sie haben ihn —

im Thurm — o Gott! o Gott! — sie haben ihn ver-verhungern lassen!"

Ein Ausruf des Entsetzens antwortete ihm aus dem Munde der Einen, starr blickten die Anderen.

Der Kellermeister war auf einen Stuhl gesunken; sie waren aufgesprungen und umstanden ihn Alle.

Meister Gotthard faßte den ganz in sich zusammen gebrochenen Alten mit beiden Händen an den Schultern, und seine Stimme klang heiser und stoßweise, wie wenn die Luft ihm ausginge, als er frug: „Ambrosius! sprecht! wie ist's gekommen? wann ist er gestorben?"

„Diese Nacht," hauchte Ambrosius, „der Schließer hat ihn heute früh todt im Kerker gefunden und hat es in seiner Seelenangst dem Knechte gestanden, der bei ihm ist und mit dem ich gut bekannt bin, daß er dem Gefangenen auf Dalenborg's und der Anderen Befehl schon lange keine Nahrung mehr gereicht hat. Gestern noch hat er, wie er sein Ende spürte, mit matter Stimme gebeten und gefleht um einen Priester und die himmlische Wegzehrung. Umsonst! sie haben es ihm verweigert."

Schaudernd, in Mark und Bein erschüttert, hörten sie den grausigen Bericht. Gotthard Henneberg schlug sich die gefaltenen Hände vor die Stirn und mit gewaltigen Schritten auf und nieder rennend, daß sie Alle vor dem furchtbar Ergrimmten zur Seite wichen, rief er aus: „Und ich habe gezögert und gezaudert und gewartet! Einen Tag früher, und ich hätte ihn gerettet! Sülfmeister, räche mich! Aber jetzt —" er reckte seine Hünengestalt und hob die geballten Fäuste hoch empor — „Herr Gott im Himmel! in dieser Stunde soll es sein! Johanna, wo hast Du die Stabhölzer?"

Johanna griff schnell in den Wandschrank und gab ihm

die fünf Täfelchen. Er öffnete die Thür und rief hinaus, daß die Diele hallte: „Arnold! Jakob! Lutke! schnell herein!“ Und als die Drei gesprungen kamen, sprach er: „Hier, diese Stückchen Holz bringt Ihr, so schnell Ihr könnt, wohin ich Euch sage. Arnold, Du zu Schneverding, Gilbrecht zu Schuttenhelm, Jakob zu Stephan Bartels, Lutke zu Eekholt, und dies —“ er sah sich im Kreise um.

„Ich, Vater, ich!“ rief Ilsabe.

„Ja, mein Mädchen, Du! Du bringst es Hans Lassert. Lauft, lauft! und gebt es jedem der Meister selber in die Hand; zu sagen braucht Ihr nichts, als einen Gruß von mir. Kinder, ich verlasse mich auf Euch, richtet Eure Sache gut aus! schnell! fort!“

„Ja! ja!“ riefen sie in Hast und Eile. Gilbrecht faßte des Meisters Arm und sagte: „Vater, eine Bitte! — überlaß mir Sengstake!“

„Gut, Gilbrecht!“ sprach der Meister, „und wenn es sein kann, bring ihn mir ganz und lebendig, sonst aber in Stücken, Glied für Glied!“

„Ich bring' ihn Dir, Vater!“ rief Gilbrecht und eilte den Anderen nach.

„Jetzt geh, Alter!“ sprach der Meister zu Heinrich Biskule, „und Du, Balduin, wappne Dich und alle Eure Leute auf dem Hofe. Ambrosius, auf Wiedersehen! Johanna, komm, hilf mir in den Harnisch!“

So kamen die befehlenden Worte Schlag auf Schlag aus dem Munde des Meisters. Die Stube ward leer. Gotthard ging mit seiner Johanna hinauf in die Rüstkammer.

Des Sülfmeisters Kinder aber eilten durch die Gassen. Sie wußten nicht, welche Botschaft sie trugen, aber sie ahnten es; ihre jungen Herzen klopften bei den beflügelten Schritten,

als hätten sie mit dem Stückchen Holz das Geschick der Welt in ihren Händen, und sie hielten es umklammert wie ein unschätzbares Kleinod.

Als Gilbrecht zu Schuttenhelm's Werkstatt kam, hielt er dem dort rüstig Schaffenden das Stabholz hoch entgegen. Da that der Schmied mit seinem schweren Hammer einen Schlag auf den Amboß, daß das glühende Eisen darauf mitten durchbrach und die Funken nach allen Seiten stoben. „Endlich! endlich! Sülfmeistersohn, gieb her!" Er drückte dem jungen Böttcherknecht die Hand, wie sie diesem noch von keiner andern Menschenhand gedrückt worden war, dann setzte er sich schnell die Sturmhaube auf, die schon seit drei Tagen in der Diele hing, und lief mit seinem Hammer fort, so wie er am Amboß gestanden hatte; seine zwei Gesellen hinter ihm her.

Das Zeichen zum Stürmen der Glocken, womit die ganze Bürgerschaft aus ihrer Ruhe geschreckt und zum Kampf in den Ringmauern der Stadt gerufen werden sollte, lag in Ilsabe's Hand. Schnellfüßig schritt sie dahin mit fliegendem Athem und hochrothen Wangen und traf Hans Laffert zwischen seinen Gesellen in der Werkstatt bei emsiger Arbeit, die wenig Geräusch machte. Einer der Gesellen klopfte mit einem kleinen Hammer an einer gebogenen Platte herum; das gab einen silberhellen Klang. Als der Meister das schöne Mädchen bei sich eintreten sah, rückte er an dem Sammetkäppchen auf seinem schlohweißen Haar und bot ihr die Hand zum fröhlichen Willkomm. Ilsabe trat dicht an ihn heran und drückte ihm geheimnißvoll das Stabholz in die Hand. „Einen Gruß vom Vater!" flüsterte sie. Wie erschrak Hans Laffert, als er das Zeichen erkannte! „Des Sülfmeisters Marke!" rief er aus und faltete die Hände wie zu einem Stoßgebet.

„Macht Euch langsam fertig," sprach er zu seinen Ge-

sellen, „die Stunde ist da; Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Holt Eure Brüder ab und läutet Sturm aus Leibeskräften!“

Die Gesellen legten die Arbeit hin und eilten in ihre Kammern, sich bereit zu machen.

„Geh, mein Liebling,“ sprach der Meister zu Ilsabe, „und sage Deinem Vater, Hans Laffert thäte seine Schuldigkeit.“

Ilsabe eilte davon, aber nicht nach Hause, sondern mit einem raschen, hochherzigen Entschlusse lief sie zur Nikolaikirche, wo in einem Vorraum die Glockenstränge von der Decke niederschwebten. Einen derselben erfaßte sie, hing sich mit dem Gewicht ihres jugendlich blühenden Körpers daran und zog mit starken Armen, was sie nur konnte.

Es dauerte eine Weile, bis sie die Glocke in Schwung brachte. Bald aber schlug der erste Ton aus der Höhe an ihr Ohr, und nun läutete sie regelrecht, daß es weithin über alle Stadt klang.

Da nahten die Goldschmiedegesellen, nicht die von Hans Laffert, sondern von einem andern Meister, nicht wenig überrascht, als sie sahen, wer ihnen zuvorgekommen war und ihr Geschäft übernommen hatte. Sie lösten die holde, die glühende Messnerin des Aufruhrs ab und zogen nun auch die übrigen Seile.

Als Ilsabe aus der Kirche heraustrat und sich auf den Heimweg begab, hörte sie die Glocken schon von allen Seiten; von allen Thürmen klang es und rief es und heulte es: Sturm! Sturm! Sturm!

Zu Hause in der Diele traf sie ihren Vater zum Aufbruch bereit. Sie warf sich an seine bepanzerte Brust und jubelte: „Vater, die erste Glocke, die Du gehört hast, habe ich gezogen!“

„Darum also klang die eine so früh und so lange allein,“

erwiederte der Meister. „Mädchen, Mädchen! das war gegen die Abrede. Die Glocken durften nicht früher klingen, als unsere Freunde gerüstet waren. Aber daran erkenne ich mein Hennebergisch Blut; sei bedankt, mein Kind! Du hast es wacker gemeint in Deinem muthigen Herzen!" Und er küßte sie.

Jetzt kamen auch Arnold, Gilbrecht und Jakob nach einander von der Rüstkammer herab, Alle bewaffnet, die Brüder auch im Harnisch; die Mutter, die ihnen mit Lutke geholfen, folgte ihnen. Wie heldenhaft sahen die starken, hochgewachsenen Männer in Stahl und Eisen aus, als sie eine kurze Musterung unter sich hielten und dann alle Vier, der Meister voran, guten Muthes hinausschritten!

„Geht mit Gott und kommt mir heil und gesund wieder!" rief Ihnen Frau Johanna nach und wischte sich eine zudringliche Thräne vom Auge.

Die Vorbereitungen zum Aufstande waren allen Uneingeweihten verborgen geblieben, und als sie nun die von Ilsabe gezogene Glocke auf Sankt Nikolai zu so ungewöhnlicher Stunde läuten hörten, erstaunten sie und konnten es sich nicht erklären. Als aber eine Glocke nach der andern einstimmte, bald das volle Geläut der Stadt von allen Thürmen klang und nur die Glocken des Rathhauses schwiegen als sicherstes Zeichen, daß der Rath nicht darum wußte, da blieb kein Zweifel mehr, das war nicht Feuerlärm, das war Aufruhr, die Glocken riefen zum Kampfe. Den davon Überraschten blieb nicht Zeit zum Erkunden und Fragen, denn Jeder hatte seiner Gilde einen bewehrten Mann zu stellen. Diejenigen aber, die schon Tag um Tag und Stunde für Stunde auf diese Klänge gewartet hatten, die sprangen freudigen Muthes auf, von ruheloser Ungeduld endlich erlöst. In allen Werkstätten ward die Arbeit mitsammt dem Geräth hingeworfen, wohin sie fiel, Meister

und Gesellen griffen zu Schwert und Spieß und stürmten hinaus, und durch das Glockengeläut, durch das Hetzen und Hasten, das Rennen und Treiben erscholl in allen Gassen der alte Noth- und Kampfschrei: jodute! jodute!

Aus allen Häusern kamen die Männer hervor, alte wie junge, und schwangen die Waffen und lärmten und stoben hierhin und dorthin. Freund und Feind aus den verschiedenen Gewerken eilte mit kämpflichen Grüßen an einander vorüber. Hie und da wurden bei der raschen Begegnung ein paar Hiebe gewechselt, aber mehr aus vorschneller Streitlust, als in ernster Feindschaft, und es gab keine Wunden dabei. Jeder suchte so schnell wie möglich zu seinem Sammelplatze zu kommen, wo die Kumpane bald im Haufen standen, der noch fehlenden Genossen oder der Amtsmeister harrend. Wer von den Gegnern des Weges kam, um sich durch dieselbe Gasse zu den Seinigen zu schlagen, den ließ man nicht durch, er mußte umkehren, von Hohngelächter begleitet, vielleicht auch eine Strecke verfolgt und mit ein paar Püffen bedacht.

An den Thoren tobte schon der Kampf, denn die Harnischmacher und die Schnitzler waren schnell bei der Hand gewesen und rangen nun mit den Knechten und Söldnern, hier heftigeren, dort schwächeren Widerstand findend.

„Alles, was Äste hat! drückt fest auf, Ihr Brüder von der blauen Schürze!" rief Meister Eekholt am Altenbrücker Thor, „wir haben was abzuhobeln, was uneben war an unserm Kistenholz; nur immer scharfe Kanten!" Und am Rothen Thore war Schneverding Allen voran und rief den Seinigen zu: „Schlagt zu, Plattenschläger! sie haben ein dickes Fell, und unsere Harnische sind auch nicht von Spinneweb."

Da gab es Beulen und Blutschläge; aber die Handwerker blieben überall Sieger, warfen die Knechte hinaus, schlossen die

Thore und bewachten sie mit blanker Waffe, jedes Angriffs gewärtig.

Als Meister Gotthard mit seinen Söhnen vor dem nahe seiner Wohnung, in der Lüner Straße belegenen Böttchergildehause erschien, ward er von der großen Zahl seiner Werkbrüder jubelnd empfangen, und gleich darauf trafen schon Meldungen von den nächsten Thoren bei ihm ein, daß sie glücklich genommen und in sicherer Hut der Bundesgenossen wären. Gilbrecht wählte sich sofort drei ihm befreundete Böttcherknechte zur Jagd auf Sengstake und machte sich still mit ihnen davon. Die Böttcher aber zogen zum Markte.

Dorthin drängte Alles, denn dort mußte die Entscheidung fallen. Aber es ward nicht allen Gilden leicht, dahin zu gelangen; sie trafen unterwegs mit Gegnern zusammen, und dann kam es zum Reiben und Raufen. Die Verständigeren und Besonneneren mahnten zur Eintracht und zum Abwarten und meinten, auf dem Markte würde man sich mit Worten besser verständigen, als mit Schwerthieben und Lanzenstößen. Aber mittlerweile ward doch mancher alte Span ausgefochten, denn mancher Meister oder Gesell hatte für den Anderen etwas Besonderes auf dem Kerbholz, und diese Zeche sollte nun bei der Gelegenheit baar bezahlt werden. Die Schuster und die Gerber geriethen sich in die Haare, die Apengießer banden mit den Grapengießern an, und Sattler und Riemenschneider gedachten ihres alten Haders mit den Gürtlern und Zaumschlägern. Aber es blieb mehr bei einer handfesten Prügelei, als daß es zu blutigen Gefechten kam, und die Gesellen kühlten dabei ihren jugendlichen Muth und Übermuth mehr als die Meister, die wenig Lust hatten, für den jetzt machthabenden, ihnen mißliebigen Rath das Leben zu wagen.

Anders war es mit den fünf großen Gilden, deren Amts=

meister selber im Rathe saßen und die von diesem nicht nur bereits wesentliche Verbesserungen ihrer Rechte und Befugnisse erreicht hatten, sondern deren auch noch mehr erhofften. Für diese war es Ehrensache, ihre Amtsmeister nicht im Stiche zu lassen, sondern mit ihnen in hartem Trotz gegen die Widersacher auszuhalten. Darum eilten die von den nächstgelegenen Gildehäusern zum Rathhause, und als Meister Kerkrink mit seinen Schiffern ankam, fand er es schon von den Bäckern und Knochenhauern besetzt. Da kam es zu scharfen Worten und noch schärferen Streichen, denn die Schifferknechte zogen die Messer und stachen darauf los, und die Bäcker und Knochenhauer ließen sich das nicht gefallen, sondern stießen und schlugen derb zu, so daß es Fleischwunden gab.

Auf dem Markte boten die Tausende in ihren verschiedenartigen Erscheinungen ein gar krauses Bild, das von den Frauen und Mädchen aus den Fenstern und Luken der Häuser mit Spannung und Angst beobachtet wurde. Die sonderbarsten Waffen kamen zum Vorschein, Hellebarden, Partisanen, Piken und Armbrüste, Kolben und Schwerter jeglicher Form und Größe, auch schwere Hämmer, Eisenstangen und lange Messer. Wer von den Handwerksknechten keinen Harnisch hatte, der trug statt dessen ein ledernes Schurzfell; der Eine hatte eine Stahlhaube oder einen alterthümlichen Helm, der Andere nur eine Kappe auf dem Haupte, und zu all dieser gemischten Ausrüstung stimmte die buntfarbige Kleidung in der oft seltsamsten Weise.

Die Genossen waren oft getrennt, indem sich die einzelnen Gilden wechselnd durcheinander schoben und manch eine mitten zwischen ihr feindlichen zu stehen kam. Alle fanden sie auch nicht Raum auf dem Markte, oder die an den Einmündungen der Straßen wehrten herankommenden Gegnern den Zutritt.

Diese suchten ihn nun auf anderem Wege, von anderer Seite, und so gab das ein fortwährendes Hin- und Herziehen durch die Gassen, eine stetige, lärmende Bewegung, die Alles in Athem hielt. Sie maßen gegenseitig ihre Kräfte vorläufig mehr mit den Augen als mit den Waffen und wußten nicht recht, was sie thun sollten, ob sie den lieben Nachbar aus derselben Straße, aber aus einer anderen Gilde mit Hieb und Stoß anfallen sollten oder nicht. Man schien auf ein Zeichen zum Angriff zu warten, um dann auch mit allem Fleiß aufeinander loszuschlagen.

Als nun die beiden größten Gilden, die Brauer und die Böttcher, von entgegengesetzten Seiten und noch ohne sich zu sehen, heranrückten, suchte man ihnen an den Häusern entlang Platz zu machen, so daß sie bis nahe an das Rathhaus vordringen konnten, denn man glaubte, daß zwischen diesen beiden unter Anführung ihrer Amtsmeister Rokswale und Henneberg der heftigste Kampf entbrennen und dann ein allgemeiner werden würde.

Inzwischen waren die Rademacher, Reepschläger und endlich die Schaar der Sülzarbeiter den Schiffern zu Hülfe gekommen, hatten Knochenhauer und Bäcker zurückgedrängt und das Rathhaus mit Sturm genommen. Bald erschien oben auf einem der Rathhausthürme ein Schifferknecht und steckte als Siegeszeichen eine Fahne heraus.

In diesem Augenblick traten die Böttcher und die Brauer sich frei gegenüber, als hätten sie sich gesucht, um gegen einander in vorderster Reihe zu kämpfen. Die Meister und ihre Knechte waren auf beiden Seiten kräftige Gestalten und die Führer ihrer Schaaren würdig. Die Zwei waren die Häupter des Aufruhrs, der die Stadt erfüllte; mit einem jeden der beiden stand und fiel auch die Sache, die er vertrat. Denn

hier hatten sich nicht schwer bedrückte, unterjochte Handwerksleute in geschlossener Eintracht gegen einen gemeinsamen Feind empört, um ihnen zukommende Rechte mit Gewalt zu erringen oder eingebildete sich trotzig anzumaßen und eine unerträgliche Zwingherrschaft übermüthiger, üppiger Stadtgeschlechter zu stürzen, sondern das Beil stritt wider den Hammer, der Pfriemen wider den Meißel, der Böttcher wider den Brauer. Eines Standes und eines Glaubens waren die Gegner, und Keiner wollte dem Andern weichen, dem Andern sich fügen.

Rokswale nahm sich in Helm und Harnisch gar stattlich und kriegerisch aus und schien zu einem bitteren Ernst entschlossen. „Henneberg,“ rief er dem Böttcher zu, „wer hat nun den Frieden gebrochen? Du hast es zu verantworten, daß hier Bürger gegen Bürger steht!“

„Was für eine Antwort willst Du haben?“ erwiederte der Sülfmeister, „eine mit Worten oder eine mit dem Eisen? Du kämpfst mit einem gebrochenen Schwerte.“

„Versuche mein Schwert erst, ehe Du es ein gebrochenes nennst!“ rief Rokswale zurück.

Meister Gotthard wollte noch etwas erwiedern, aber laute Rufe übertönten seine Worte; schon fällten die Vordersten ihre Spieße und warfen den Gegnern Schmähworte und Drohungen zu. „Kommt heran, Ihr Kimmer und Holzverderber!“ riefen die Brauer, und „Fangt mal an, Ihr Mülter mit Euren Hopfenstangen!“ riefen die Böttcher, und es erhob sich ein wilder Lärm. Da sprang zornglühend und mit machtvoller Gebärde Gotthard Henneberg dazwischen, hob seine Hellebarde hoch empor und rief mit seiner lautesten Stimme: „Frieden und Ruhe gebiet' ich! höret mich an!“

Alle, die ihn sehen konnten, blickten auf den Böttchermeister, der in seiner Rüstung noch gewaltiger aussah als sonst,

und in seiner nächsten Umgebung ward wirklich Stille, die sich allmählich in immer weiterem Kreise verbreitete, denn die Vorderen riefen den hinter ihnen Stehenden zu, daß sie schweigen sollten, der Sülfmeister wäre da und wollte Frieden machen. Da drängten sich von beiden Seiten die Amtsmeister der anderen Gilden herzu, so daß bald Dörgerloh, Hesterwegen, Regenstörp und Andere mehr bei Rokswale, und Schneverding, Kerkrink, Peter Flachs und Eekholt bei Gotthard Henneberg standen; es war, als hätten sich die Heerführer vor der Schlacht versammelt und wollten Kriegsrath halten oder Waffenstillstand schließen.

Aber kaum war Ruhe geworden, so daß Gotthard Henneberg zu sprechen anfangen wollte, als sich seitlich vom Ochsenmarkte her aufs Neue eine Getöse erhob. Es war ein eigenthümliches Murren, aus dem einzelne Rufe, Verwünschungen und Drohungen laut wurden. Eine Bewegung entstand in der dicht gedrängten Masse, und Alles wandte sich der unbekannten Ursache der Unterbrechung zu. Da theilte sich die Menge; Alle blickten dem Kommenden entgegen, und man sah, wie die Nächsten daran ernst und ergriffen das Haupt entblößten.

In der frei gewordenen Gasse kam langsam der Amtsmeister der Maurergilde Stephan Bartels geschritten, und hinter ihm trugen vier Werkmeister eine Bahre, darauf lag der Leichnam des Bürgermeisters Johann Springintgut.

Dicht dahinter gingen eine Anzahl Geschlechterherren, die gerüstet und gewappnet beim Ausbruch des Aufstandes zu den Thürmen geeilt waren, um ihre eingekerkerten Standesgenossen zu retten, und einige der befreiten Rathsherren hatten sie auch in ihrer Mitte, die Herren Albrecht von der Mölen, Marquard Mildehövet, Garlop, Dassel und Brömbsen Dann folgten

die Maurer und führten den Kerkermeister Springintgut's gebunden mit sich.

Die vier Meister setzten die Bahre auf dem Markte nieder mitten zwischen die feindlichen Gilden, und ein Grausen erfaßte die starken Männer, wie sich der Todte hier zwischen die Lebendigen drängte und mitten in Streit und Lärm das ewige Schweigen brachte.

War es nicht, als wenn der tapfere Bürgermeister, was er im Leben nicht mehr gekonnt hatte, selbst im Tode noch versuchte? daß er gerade jetzt hier auf den Markt kam, um seine Bürger im Augenblicke der höchsten Gefahr vor einem blutigen Kampfe zu retten und die schon auf sich Eindringenden mit seinem entseelten, todesstarren Leibe zu trennen? Dieser Gedanke, dieses Gefühl mochte wohl die Umstehenden alle beschleichen, denn sie senkten die schon erhobenen Waffen, und es ward lautlose Stille.

Gotthard Henneberg blickte auf das marmorbleiche, tief eingefallene Antlitz des einst so muthigen, thatkräftigen Mannes, der die Freiheit und Ehre seiner Stadt bis zum letzten Augenblicke seines Regimentes vertheidigt hatte und nun in der Blüthe seiner Jahre auf die grauenhafteste Weise elend zu Grunde gegangen war. Dann sah er scharf und forschend die fünf Amtsmeister-Rathsherren der Reihe nach an und sprach mit strenger, tiefer Stimme: „Hier Euer Opfer, Ihr Rathmannen von Lüneburg! wißt Ihr's oder wißt Ihr's nicht, wie Bürgermeister Springintgut gestorben ist? Der Rath hat ihn im neuen Thurme verhungern lassen!"

Die letzten Worte rief er so laut, daß sie weithin schallten, und in weitem Umkreise ertönte ein Schrei der Entrüstung. Die Handwerker nahmen eine sehr drohende Haltung an und schossen finstere Blicke auf jene fünf Amtsmeister

aus dem Rathe. Sie stießen mit den Hellebarden und Piken auf die Steine, und aus dem dumpfen Grollen ringsum drangen heftige Rufe wie „Schlagt sie nieder! reißt sie in Stücke! Wo ist Dalenborg? Tod, Tod den Mördern!"

Gotthard Henneberg schaute sich um, und auf seinen Wink ward Ruhe. „Rokswale," sprach er, „hier, den Todten, den vom Rathe langsam gemordeten Todten, den frage, wer den Frieden gebrochen hat. Und wenn er Dir jetzt nicht Antwort giebt, so thut er es vielleicht, wenn Ihr mit ihm da oben vor dem Throne des ewigen, allwissenden Richters steht."

Da trat Rokswale einen Schritt zurück, reckte die Hand zum Schwur empor und sprach: „Henneberg und Ihr Brüder alle! so wahr die Sonne scheint, mit diesem Morde haben wir, die wir hier stehen, nichts gemein; das hat nicht der Rath, das haben Buben und Schelme gethan, die Gott verdammen mag in Ewigkeit!"

„Wir wollen's Euch glauben," sprach Meister Gotthard, „denn von Euch ist mir's undenkbar; aber Ihr werdet Euch zu verantworten haben vor gemeiner Bürgerschaft."

„Das wollen wir," erwiederte Rokswale, und die Anderen stimmten ihm bei. „Wir kämpfen nicht mehr mit Euch, wir geben uns in Eure Hand."

„Gelobt Ihr Einlager zu halten in Euren Häusern, bis die Ämter ausgehen, das Recht zu finden über Euch?" frug Meister Gotthard.

„Ja, wir geloben's," antworteten die Fünf.

„Aber wo sind die Bürgermeister? wo sind die Schurken, die Mörder?" frugen Viele aus dem dichten Haufen.

„Dalenborg sitzt hinter Schloß und Riegel im blauen Thurme," sprach Meister Gotthard vernehmlich, „ich habe ihn selber diese Nacht hineingesperrt."

„Was? im blauen Thurme? Ihr, Henneberg? Ihr, Sülfmeister, habt ihn eingesperrt? Ihr allein?" so riefen sie ihm zu.

„Mit meinen Söhnen," erwiederte Meister Gotthard, „und für Sengstake ist auch gesorgt, er wird uns schwerlich entwischen; aber wo ist Schupper?"

„Im steinernen Weinfaß," gab Kerkrink ruhig zur Antwort, „und zwei Schifferknechte stehen als Wache davor."

Frohlocken und Jauchzen erschallte auf diese Nachrichten. Da entstand ein Gedränge und Geschiebe in den Reihen der Schuster, die neben den Brauern standen, und eine wohlbekannte Stimme rief: „Seht, Brüder! Daniel in der Löwengrube ist auch da und hat eine Pike in der Hand!"

Meister Schuttenhelm brach sich mit seinen Schmieden Bahn, gefolgt von Ludolf Töbing und anderen befreiten Rathsherren.

„Da sind wir!" rief Schuttenhelm, „komm' ich zu spät? schon Alles abgemacht? Henneberg, den Dalenborg hast Du gut verwahrt! Er hat ihn eingesperrt, Brüder! der Schuft sitzt im blauen Thurme, ich habe ihn gesehen."

Der Schmied war behelmt, doch mit nackten Armen, ohne Panzer, nur sein dickes Schurzfell trug er und über der Schulter als einzige Waffe seinen schwersten Schmiedehammer.

Töbing schritt auf Gotthard Henneberg zu, schüttelte ihm die Hand, und sprach fröhlich: „Danke Euch, Sülfmeister! aber Blut und Blau! konntet Ihr das nicht vier Wochen früher bewerkstelligen? es lag sich nicht gut —"

Da stockte ihm die Stimme, denn er erblickte jetzt den Todten auf der Bahre. „Was ist das? Wer ist das?" frug er, „Springintgut? ist er gefallen? ist er todt?"

Verlegenes Schweigen ringsum.

„Er ist im Kerker gestorben,“ sprach Gotthard Henneberg.

„Verhungert!“ rief es hier und dort.

„Barmherziger Gott! wie ist das möglich!“ sprach Töbing tief erschüttert und blickte wüthend auf Rokswale und Dörgerloh. Auch Schuttenhelm war still geworden und stützte mit finsterem Gesicht beide Hände auf seinen zur Erde gestellten Hammer. Töbing sah nun die übrigen Rathsherren und suchte mit den Augen. „Einer fehlt noch; wo ist Viskule?“ frug er.

„Den hab' ich schon diese Nacht aus dem blauen Thurme geholt; er ist wohl und gesund in seinem Hause,“ erwiederte Meister Gotthard.

„Er hat auch Viskule befreit,“ murmelten sie neben ihm.

Meister Gotthard wandte sich zu den Rathsherren, besonders zu Albrecht von der Mölen und sprach: „Herr Bürgermeister, nehmt Ihr das Regiment? Euch gebührt es.“

„Ich nicht,“ erwiederte Herr Albrecht von der Mölen.

„Nein, so nicht! so nicht!“ rief Töbing. „Die uns gestürzt haben, müssen uns wieder einsetzen mit allen Ehren; ich thu' es nicht anders.“

„Nein, nein!“ riefen da die Handwerker von allen Seiten, „Gotthard Henneberg hat jetzt das Regiment; der Sülfmeister soll Stadtvogt sein, bis wir einen neuen Rath haben. Aufs Rathhaus, Sülfmeister! aufs Rathhaus!“

Und über den ganzen Markt hin pflanzte sich der Ruf fort: „Aufs Rathhaus! der Sülfmeister, der Sülfmeister soll Stadtvogt sein! Henneberg soll unser Bürgermeister sein!“

Da stieg Gotthard Henneberg auf die Stufen, die zum Brunnen hinaufführten, so daß seine hohe Gestalt weithin sichtbar war, und sprach mit lauter Stimme: „Bis wir wieder einen Rath haben, will ich zur Wohlfahrt und gemeinem Besten dieser Stadt und mit Vollbord der ganzen hier ver-

sammelten Mannheit Euer Vogt sein, wenn Ihr mir gehorchen wollt."

Ein tausendstimmiger Zuruf brauste ihm entgegen; Hüte und Hauben, Schwerter und Spieße winkten ihm zu über den Häuptern der Menge, und aus den Fenstern und Luken schwenkten die Frauen und Mädchen Tücher in den Händen.

„So gebiete ich von diesem Augenblick an Frieden binnen den Mauern dieser Stadt!" rief Meister Gotthard. „Die Thore bleiben geschlossen; Niemand darf hinaus und Niemand herein. Geht nach Hause, lieben Brüder und Freunde, und wachet über Frieden und Freiheit unserer guten Stadt Lüneburg!"

„Frieden und Freiheit in Lüneburg! unser Sülfmeister hoch!" klang es mächtig über den Markt hin.

Dann wogten die Massen durch einander; Jeder suchte sich einen Ausweg; Freunde und Feinde schüttelten sich die Hände und machten Frieden mit einander.

Rokswale aber und seine vier Genossen gingen still nach Hause und traten ihr Einlager an, das auch den fünf Sülfmeistern im Rathe auferlegt wurde, während Johann Niebuhr ins Gefängniß wandern mußte.

„Ihr Brüder Amtsmeister und je ein Altermann von den rathsverwandten Gilden, folgt mir aufs Rathhaus!" sprach Meister Gotthard noch zu den Umstehenden und schritt dann auf Marquard Mildehövet zu, diesen aufs Herzlichste begrüßend.

Einige der Geschlechterherren aber hoben die Bahre auf und trugen den Todten in sein Haus zu seiner verzweifelnden Wittwe.

Gotthard's Augen spähten über die Menge, und als er seinen Sohn Arnold bemerkte, winkte er ihn zu sich heran und frug: „Hast Du Gilbrecht nicht gesehen?"

„Nein, Vater!“ war die Antwort.

„Sonderbar!“ sagte der Meister, „er wollte Sengstake fangen und kommt nicht wieder.“ Dann übergab er Arnold seine Hellebarde und wandte sich zu den versammelten Amtsmeistern: „Kommt, Brüder! wir wollen Rath halten.“

Da machte ihm Alles freudig und ehrerbietig Platz, und der Sülfmeister schritt wie ein Fürst mit seinem Gefolge würdig und gelassen zu Rathhause.

Sechzehntes Kapitel.

In der Löwengrube auf der Techt saßen an diesem Freitag Morgen die vier Schustersleute schweigsam bei der Arbeit. Der heftige Zank vom vorigen Montag war noch nicht vergessen; es waren zu böse Worte dabei gefallen, und Gesche war noch unversöhnt mit Timmo. Seine besten Späße, unterstützt von Hansens drolligsten Gesichtern, wollten bei ihr nicht verfangen; sie spielte noch immer die tief Gekränkte, und darum durfte auch Daniel noch immer nicht gut Freund mit seinem Knechte sein, so gern er ihm auch Alles verziehen hätte, wie er es in seinem weichen Herzen eigentlich schon gethan hatte. Sobald Meister und Meisterin ein Gespräch anfingen, mischte sich auch Timmo hinein, weil ihm verdrossenes Schweigen unerträglich war; lieber wollte er sich, mit wem es auch sei, ein wenig hänseln und zanken, als dasitzen, mit den Händen schaffen und dabei den Mund nicht aufthun. Wenn aber Daniel Spörken auf Timmo's Bemerkungen einging und ihm antwortete, so erhielt er von Gesche, die er mit fragender Ängstlichkeit dabei ansah, einen stechenden Blick, und die Unterhaltung stockte wieder. Als Timmo dies merkte, wollte er aus Ärger darüber auch dem Meinungsaustausch von Meister und Meisterin einen Stein in den Weg werfen, und sowie namentlich Gesche an zu sprechen fing, fing er an so laut zu klopfen, daß Daniel

die Worte seiner Frau nicht verstehen konnte. Das war nun nicht gerade das geeignetste Mittel, sich Gesche's Gunst zu erwerben und das alte Freundschaftsverhältniß wieder herzustellen. Dagegen stand jetzt Hans auf dem besten Fuße mit dem Gesellen, weil sie unter Gesche's schlechter Laune beide gemeinschaftlich zu leiden hatten, und einen aufmunternden Blick, den Timmo dem Jungen verstohlen zuwarf, verstand dieser ganz richtig dahin, daß er tapfer mitklopfen sollte, wenn die Meisterin an zu reden fing; er befolgte ihn auch nachdrücklich.

Heute konnte Gesche mal wieder schwer zu Worte kommen vor dem eifrigen Klopfen von Knecht und Jungen. Plötzlich rief sie aber laut genug, um sich verständlich zu machen: „Seid mal still! ich glaube, es läutet."

Da horchten sie Alle, und richtig, es läutete mit allen Glocken.

„Sie stürmen!" rief Gesche, „siehst Du, Daniel! wer hat nun Recht gehabt, daß sie bei Schneverding neulich den Aufstand beschlossen haben?"

„Ich habe Recht gehabt," sprach Timmo, „Ihr wolltet es ja nicht Wort haben." Dann warf er die Arbeit hin und sprang hinauf in seine Kammer. Hans lief sofort aus dem Hause.

„Ach Du mein Gott!" jammerte Daniel, „Gesche, was thu' ich?"

„Dumme Frage!" erwiederte Gesche, „nimmst Deinen Spieß und gehst hin, wo Du hingehörst."

„Meinst Du? meinst Du wirklich, liebes Frauchen?" frug Daniel zaghaft, „aber denke mal, wenn ich —"

„Willst Du etwa dem Amte vier Pfund Wachs büßen, wenn Du ausbleibst mit Deinem Gewehr?" schnarrte sie ihn an.

„Nein, nein, ich gehe ja schon," sagte Daniel kleinlaut. „Höre nur, wie sie stürmen! Ach Gott! ach Gott! ist das eine Thränenwelt!"

Er zog sich langsam sein dickstes Wams an und that dann, als ob er seinen Spieß nicht finden könnte, indem er beim Suchen die Ecke hinter dem Schranke, wo die nicht sehr gefährliche Waffe seit Jahren lehnte, sorglich vermied, bis ihm Gesche den Spieß hervorlangte und ihn mit einem kräftigen „Da!" ihrem Manne dicht vor den Füßen auf den Boden stieß. Dann wollte sich Daniel auch noch die Hände waschen in der Hoffnung, daß Gesche inzwischen ein Einsehen hätte und auf den vernünftigen Gedanken käme, ihn in den Keller zu sperren, wie sie ihm zu seinem heimlichen Troste neulich gedroht hatte.

„Ach was!" rief sie aber, „wasche Dich, wenn Du wiederkommst und blutige Hände hast!" Dann stülpte sie ihm seinen Filz schief auf den Kopf und schob den Zitternden, der seiner Herzlosen noch einen jammervollen Blick zuwarf, zur Thür hinaus.

Timmo hatte oben seine Siebensachen schnell in ein Bündel gepackt, sein Dolchmesser in den Gürtel gesteckt und war davon geeilt.

Er lief unterhalb des Walles an der Bardewiker Mauer entlang zur Ilmenau, wo er in den schon seit mehreren Tagen für diesen Fall bereit gehaltenen Kahn sprang, ihn losband und hier auf seinen Freund und Gönner Sengstake wartete, um mit diesem das Weite zu suchen.

Sengstake gellten die Glocken wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes in den Ohren. Er hatte sich längst ein handliches Bündel geschnürt; dieses nahm er, steckte noch mehrere kleine Päckchen zu sich, zog die Kapuze seines Mantels tief

über das Gesicht und suchte sich unerkannt durch entlegene Gassen zum Flusse zu schleichen. Mehr als einmal mußte er umkehren, weil ihm bewaffnete Bürger entgegen kamen, deren Begegnung er um jeden Preis vermeiden mußte.

Als er in solcher Verlegenheit um eine Straßenecke bog, erblickten Gilbrecht und seine drei Gesellen die lange, halb vermummte Gestalt, erriethen ihren rechten Mann darunter und suchten, sich in zwei verfolgende Paare theilend, ihm den Weg abzuschneiden.

So kam Gilbrecht mit seinem Genossen in dem Augenblick an den Fluß, als Sengstake zu Timmo in den Kahn stieg und beide rasch zu den Riemen greifend davon ruderten. Mit einem Siegesschrei sprangen die beiden Verfolger in einen anderen Kahn, lösten ihn von dem Ringe und setzten den Fliehenden auf dem Wasser nach.

Es ging um Leben und Tod. Sengstake und Timmo ruderten aus Leibeskräften, und ihr Boot schoß wie ein Vogel stromab. Aber auch die beiden Böttcherknechte setzten ihre volle Kraft ein und ruderten, daß sich die Riemen bogen. Schon kamen sie auf dieser Hetzjagd dem fliehenden Boote nah und näher; da brach Gilbrecht's Riemen, daß er, der sich mit aller Wucht hinein gelegt hatte, hinten über in das Boot fiel und dieses, nun einseitig getrieben, sich zu drehen begann.

Den Krach, den das brechende Holz gab, und den Wuthschrei, den die beiden Böttcher dabei ausstießen, hörten die Fliehenden und glaubten sich gerettet.

Sengstake erhob sich und winkte in dem Kahne stehend seinen ohnmächtigen Verfolgern mit dem Hute einen höhnischen Abschiedsgruß zu. Aber im selben Augenblicke war auch Gilbrecht's Genosse aufgesprungen, hatte seine Partisane ergriffen und schleuderte sie wie einen Wurfspeer gegen Sengstake.

Die Waffe traf den zu früh Frohlockenden mit solcher Gewalt gerade auf die Brust, daß Sengstake taumelte, über Bord stürzte und in der Fluth versank.

Timmo, für sein eigenes Leben fürchtend, ergriff Sengstake's ledigen Riemen und ruderte mit der Kraft der Verzweiflung den Fluß allein hinab. Die beiden Böttcher dachten in ihrer Bestürzung gar nicht daran, den Schuster zu verfolgen; ihr Boot hatte sich vollends gedreht und war ganz aus der Richtung gekommen. Sie sahen noch, wie ein Arm und eine zuckende, in die Luft greifende Hand Sengstake's aus dem Wasser zum Vorschein kam; dann verschwand dieser in der Tiefe.

Die beiden andern Böttcherknechte, die etwas später und weiter oberhalb an die Ilmenau gekommen waren, bemerkten die beiden um die Wette rudernden Boote mit ihren Insassen, sprangen gleichfalls in einen Kahn und folgten ihnen. So hatten sie aus geringer Entfernung den Untergang Sengstake's gesehen und langten nun neben Gilbrecht und seinem Gesellen an. Die Vier beschlossen nach kurzer Berathung, den Ertrunkenen vorläufig in seinem nassen Grabe zu lassen, gemeinschaftlich die Ilmenau weiter hinabzufahren und in das Kloster Lüne einzudringen, um dort womöglich den Propst Dietrich Schupper gefangen zu nehmen.

Leider kamen sie hier zu spät. Der Propst mit seinem schlechten Gewissen war beim ersten Glockenzeichen in der nahen Stadt auf einem eilig bespannten Wagen in die Heide entflohen, und die vier jungen Böttcher brachten nichts Anderes heim, als die Nachricht von dem sicheren Tode Sengstake's und der Flucht des Lüner Propstes.

Meister Gotthard nahm den Bericht seines Sohnes mit Befriedigung auf. Zwei Bösewichter hatten sich zwar der stra-

tenden Gerechtigkeit entzogen, aber der eine von ihnen — ob der nichtswürdigste und gefährlichste, war nicht leicht zu sagen — hatte doch seinen Lohn dahin; ihn brauchte man nun nicht mehr zu richten.

Der Meister und seine Freunde erkannten aber jetzt den Fehler, den sie bei ihrem Plane gemacht hatten und der sie leicht um die Rache an ihren Feinden hätte bringen können. Sie hatten nicht an eine Flucht zu Wasser gedacht, hatten wohl für den eiligen Schluß der Thore gesorgt, aber die Sperrung der Ilmenau am Baume vergessen. Ohne den geschickten Speerwurf des Böttcherknechtes, für den er überall in der Stadt gelobt und gepriesen wurde, wäre Sengstake seinen Verfolgern entschlüpft, und sicher nicht mit leeren Taschen. Um den glücklich entwischten Schusterknecht kümmerte sich Niemand außer Meister Daniel und Frau Gesche Spörken, und auch diese weinten ihm keine zu heißen Thränen nach; selbst die hübsche Florentine grämte sich nicht lange um ihn.

Am Nachmittage zogen Fischer den Leichnam Sengstake's aus dem Wasser, durchsuchten seine Kleidung und fanden mehrere Päckchen voll Goldstücke bei ihm, die sie als zweifellos dem Stadtsäckel gestohlen auf dem Rathhause ablieferten. Der Todte ward an der Stelle für die Gerichteten ohne Sang und Klang begraben, und dann war er so gut wie vergessen.

Die Stadt Lüneburg war nun ohne Bürgermeister und Rath, und ein schlichter Handwerksmeister regierte sie. Aber in der Lösung der Aufgabe, die ihm das Schicksal in die Hände gelegt hatte, bewährte sich der ganze Mann, und jetzt zeigte es sich, wie wahr des Volkes Stimme gesprochen hatte, die schon lange den Böttchermeister in der Rothen Hahn-Straße als denjenigen Bürger der Stadt bezeichnete, auf dem für Zeiten der Noth ihr Vertrauen und ihre Hoffnung stand. Der treu-

herzige, biderbe Mann mit seinen einfachen Sitten und seinem geraden, ungeschminkten Wesen, der seit den Wanderjahren seiner Jugend aus seiner Vaterstadt nicht herausgekommen war, der in dem beschränkten Kreise seines Hauses und seiner Werkstatt gelebt und hier Ehre, Zucht und Frömmigkeit in seiner Familie, und Fleiß und Redlichkeit bei seiner Arbeit gepflegt und geübt, der nichts gelernt hatte, als sein Böttcherhandwerk, dem Lesen und Schreiben zwar nicht fremd, aber auch nicht sehr geläufig war, der endlich als Amtsmeister seiner Gilde mit Gerechtigkeit und Strenge auf Handwerks Gebrauch und Gewohnheit hielt und mit unbeugsamer Zähigkeit am alten Herkommen hing, der entfaltete jetzt auf dem Platze, auf den ihn der heutige Tag gestellt hatte, eine Umsicht, eine Kraft und Tüchtigkeit, die über alle Erwartung seiner vertrauenden Mitbürger ging, so daß nicht nur seine nächsten Angehörigen, sondern alle seine Werkbrüder in der Gilde, ja alle Handwerker der Stadt mit Stolz auf ihn blickten als auf einen der Ihrigen, dessen Ehre ihre Ehre war, dessen festem Willen sie sich fügten, dessen noch so wunderlichen Befehlen sie mit größerer Freudigkeit gehorcht haben würden, als denen des vornehmsten Geschlechterherrn. Ob das Gotthard Henneberg wußte oder nicht, — er handelte so, als wenn er es gewußt hätte und als wenn es gar nicht anders sein könnte. Er schwankte nicht, er frug nicht einmal, was er thun und was er lassen sollte.

Als er auf offenem, waffenstarrenden Markte, mitten unter den kampfbereiten Gilden von der versammelten Bürgerschaft zum alleinigen Lenker der Stadt ausgerufen war und er die Amtsmeister ihm aufs Rathhaus zu folgen hieß, that er dies keineswegs, um mit ihnen zu rathschlagen, sondern er ließ sich von ihnen in ihrem eigenen und im Namen ihrer sämmtlichen Werkbrüder in den Gilden noch einmal feierlich mit Wort und

Handschlag unbedingten Gehorsam geloben, bis wieder ein vollmächtiger Rath eingesetzt sei. Mit aufrichtigem Herzen versicherten ihn alle Meister ihrer unverbrüchlichen Treue, und darauf gab er kurz und bestimmt seine Weisungen zur Aufrechthaltung von Ordnung und Sicherheit in der Stadt.

Der Wachdienst an den Thoren wurde unter den Gilden vertheilt und geregelt; im Rathhause sollte statt der Söldner vorläufig stets ein Handwerksmeister mit einem Dutzend zuverlässiger Gesellen in Wehr und Waffen anwesend sein; ebenso sollten während der Nacht in sechs Gildehäusern mit abwechselnder Reihenfolge eine Handwerkerwache bleiben und endlich sollten die Gefangenen in den Thürmen je einem Meister mit drei Knechten bei täglicher Ablösung anvertraut werden. Nachdem dies Alles geordnet und festgesetzt war, bestellte Meister Gotthard für den nächsten Morgen den Stadtschreiber des alten Rathes, Magister Nikolaus Stoketo, der mit den Briefen, Siegeln und Handfesten der Stadt genau Bescheid wußte, zu einer bestimmten Stunde zu sich auf das Rathhaus und entließ die Amtsmeister mit Dank und freundlichem Gruß, um sich nach Hause zu begeben, denn auch er, der kraftvolle, arbeitsgewöhnte Mann, bedurfte nach den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage der Ruhe und Sammlung.

Die Amtsmeister aber ließen es sich nicht nehmen, ihren Genossen, den sie willig und neidlos als den Ersten unter sich, sie Alle an Einsicht, Entschlossenheit und Thatkraft weit überragend, anerkannten, sammt und sonders nach seiner Wohnung zu geleiten. Gotthard Henneberg suchte diese Ehre abzulehnen, mußte sie aber doch annehmen und that es in dem bescheidenen Sinne, daß sie nicht ihm, sondern der Stellung gelte, die er übernommen hatte und der er vielleicht noch mehr Pflichten schuldete, als sie ihm Rechte verlieh.

So brachten ihn denn die fünfunddreißig Meister über den immer noch belebten Markt und durch die von Menschen durchwogten Straßen bis vor sein Haus. Überall ward er höflich gegrüßt und mit manchem freudigen Zuruf empfangen. Als sie auf dem Markte am Brunnen mit der ewig lächelnden Luna vorüberkamen, ließ das Glockenspiel auf dem Rathhausthurme seine Melodie ertönen: Da pacem Domine in diebus nostris! Meister Gotthard wandte sich zu seinen Begleitern um, wies zum Thurme hinauf und sprach mit einem milden Ernste: „Brüder, das walte Gott! Laßt es uns zum guten Zeichen nehmen, und Jeder thue dazu das Seinige, auf daß wir unser Handwerk in Frieden treiben können."

Vor seinem Hause angekommen, dankte er den Brüdern mit herzlichen Worten; aber Hans Lassert, Schneverding und Schuttenhelm traten mit ihm ein und übergaben ihn seiner Johanna, die von den Söhnen schon Alles erfahren hatte und ihren zu hoher Ehre gelangten Sülfmeister mit überquellender Freude in die Arme schloß.

Siebzehntes Kapitel.

Zu Hause war Gotthard Henneberg völlig unverändert, als wäre nichts geschehen, was sein und der Seinigen tägliches Leben irgendwie aus dem altgewohnten Gleise bringen könnte. Wenn die Ereignisse der letzten Tage besprochen und einzelne Vorfälle daraus erzählt wurden, so hörte der Meister ruhig zu, flocht ein paar gleichmüthige Bemerkungen ein, sagte aber nichts von seinen nächsten Absichten und Plänen und verrieth überhaupt mit keinem Worte, daß der rasche Umschwung der Dinge ihn näher anging als jeden anderen Bürger der Stadt.

Ilsabe schaute ihren Vater an, als müßte ihr die Krone auf seinem Haupte endlich sichtbar werden, die ihm, dem Retter und Lenker der Stadt, ihrer Meinung nach mit Fug und Recht gebührte, und unwillkürlich zog sich eine leise Schranke zwischen dem Meister und seiner Familie. Nicht die Herzlichkeit der Gefühle erlitt durch seine gebietende Stellung eine Einbuße, aber die im Goldenen Ei sonst waltende frohe Vertraulichkeit wagte sich nicht mehr so unbefangen gegen ihn hervor. Seinen lieben Hausgenossen war es, als säße da in der Kleidung eines Böttchermeisters ein Reichsgraf oder mindestens ein worthabender Bürgermeister mit ihnen zu Tische, mit dem man anders umgehen, anders sprechen, dem man anders aufwarten und dienen mußte, als dem Gatten und Vater, der

ihnen bisher so nahe gestanden hatte wie kein anderer Mensch in der Welt, und der nun mit einem Male ein Herr über Leben und Tod geworden war.

Meister Gotthard bemerkte davon nichts oder wollte nichts davon bemerken und behandelte die Seinigen mit der alten Liebe, soviel seine Zeit und seine Stimmung jetzt zuließen, sich mit ihnen zu beschäftigen, denn er hatte den Kopf voll ernster Gedanken. Gegen Abend desselben Tages, an dem der Aufstand begonnen und beendet war, trieb es ihn zu seinem Freunde Heinrich Viskule, und er sagte zu seinem ältesten Sohne: „Arnold, ich werde in den nächsten Tagen öfter außer dem Hause sein müssen und werde bei der Arbeit nicht viel schaffen können; derweilen kannst Du hier den Meisterknecht machen, und Gilbrecht sei Dein zweiter Geselle. Ich werde das dem Amte gegenüber zu verantworten wissen, und kein Wardirer soll mich darum schelten."

„Werd's besorgen, Vater!" sprach Arnold vergnügt, „es soll an nichts fehlen hier, und Gilbrecht wird froh sein, daß er helfen darf."

Heinrich Viskule empfing seinen Freund aufs Herzlichste und mit einer gewissen Feierlichkeit. „Gotthard," sprach er des Böttchers Hand in seinen beiden haltend, „im Namen von ganz Lüneburg möcht' ich Dir danken, daß Du uns von der Schmach und Schande erlöst und das Bubenregiment mit einem Schlage weggefegt hast. Du hast unserer Stadt ihre Ehre gerettet und hast auch uns Eingesperrte befreit, Alles Du und immer Du!"

„Ich wollte nur, wir hätten es ein paar Wochen früher gethan," versetzte der Meister.

„Wer weiß, ob es dann so gut geglückt wäre," sagte der Rathsherr. „Wie nenn' ich Dich denn nun in Deiner Macht und Würde?" frug er lächelnd.

„Wie Du mich Dein Leben lang genannt hast," erwiederte der Meister, „die Würde soll mich hoffentlich nicht lange drücken. Ich denke Euch so bald wie möglich in alle Eure Ehren und Würden wieder einzusetzen auf dem Rathhause."

„Das kannst Du allein nicht ins Werk richten," sprach Biskule, „das muß die gesammte Mannheit gemeiner Bürgerschaft thun, muß uns bitten und gute Worte geben. Oder der Herzog muß kommen und uns die Stühle wieder zurecht rücken."

„Der Herzog!" lachte Gotthard, „warum nicht der Kaiser?"

„Wäre auch nicht zu viel," sagte Biskule. „Ich werde es mit den Anderen bereden, glaube aber nicht, daß sie Alle im Eide bleiben wollen. Erst mit Undank, Unrecht und Gewalt vom Stuhle gestoßen und eingesperrt und dann wieder zu Gnaden angenommen, um das gescheiterte und geplünderte Schiff wieder flott zu machen, — wer soll dazu Lust haben?"

„So ist's nicht gemeint," sprach Meister Gotthard. „Ihr sollt das Schiff genau so wieder haben mit seiner vollen Ladung von Gütern und Schulden, wie Ihr es verlassen habt. So lange bleibe ich, bis ich Euch das Regiment der Stadt übergeben kann ungeschwächt und ungekränkt an Ehre und Rechten, an Briefen und Besitz wie ehedem."

Da sprang der Rathsherr in freudiger Bewegung auf. „Gotthard, das willst Du? das glaubst Du zu schaffen?" rief er. „O daran erkenne ich unseren Sülfmeister, daß er nichts halb thut von dem, was er auf sich nimmt! Und wenn wir Geschlechter Dir helfen können, so sag' es nur; es soll Dir Keiner seine Thür verschließen, wenn Du anklopfst!"

„Wollen sehen, wie die Wirthschaft da oben steht," entgegnete der Meister, „ich fürchte, ich finde starken Mausefraß an den Pergamenten, und der Säckel wird auch wohl einige Löcher

gekriegt haben, die wir zustopfen müssen. Gehab' Dich wohl! ich komme einmal wieder und sage Dir Bescheid."

Am anderen Morgen war Meister Gotthard wieder früh in der Werkstatt und übte sein Handwerk nach wie vor. Vor der festgesetzten Stunde aber, zu der er den Stadtschreiber auf das Rathhaus bestellt hatte, wollte er Rokswale besuchen und machte sich bald auf den Weg. Schon in der Hausthür kehrte er noch einmal um und sagte: „Arnold, heute zum Abendbrod bringe uns Deine Ursula her."

Arnold nickte ein freudiges Ja.

Der Meister ging zu Rokswale's stattlichem Hause an der Münze, das sich durch über der Thür und zwischen den Simsen angebrachte thönerne Hopfenranken mit den regelmäßig und zierlich gelappten und gezackten Blättern und den rundlichen Fruchtkapseln schon äußerlich als Brauhaus kennzeichnete. In der sehr geräumigen Diele, wo unter der in halber Höhe laufenden durchbrochenen und geschnitzten Galerie Braupfannen und große Maischbottiche standen, deren neuester aus der Werkstatt Gotthard Henneberg's stammte, traf er den Brauer.

„Nun? kommst wohl, um zu sehen, ob Dein Gefangener auch fein zu Hause ist, Herr Stadtvogt?" frug Rokswale nicht eben freundlich, als der Böttcher eintrat.

„Darum komme ich nicht, Rokswale!" erwiederte Meister Gotthard ernst. „Ich komme, um meinen Frieden mit Dir zu machen, wenn Du willst. Siehst doch wohl ein, daß ich nicht anders konnte; Ihr seid nicht so glimpflich mit den Rathsherren verfahren, habt sie in die Thürme geworfen und —"

Und verhungern lassen, wollte er sagen, verschluckte das Wort aber.

„Meine Schuld ist es nicht, Henneberg! das weißt Du

wohl," entgegnete der Brauer, indem er den unverhofften Besuch in die Wohnstube führte. „Sei mir willkommen zum guten Frieden! hier ist meine Hand! laß vergessen sein, was zwischen uns lag!"

„So soll es sein!" sagte Gotthard und schlug ein. „Dein Einlager wird nicht lange dauern, und die Schöffen werden über Euch Amtsmeister den Stab nicht brechen, denn es ist bekannt genug, daß Ihr an dem Schandregiment wenig mehr Antheil gehabt habt, als der leere Krug da auf Deinem Tische."

„Soll ich ihn füllen, Henneberg? von meinem besten Bräu?" frug Rokswale schnell statt einer Antwort auf die beschämende Bemerkung seines Gastes, daß er und seine Genossen nur Nullen im Rathe gewesen waren.

„Nein, nein! danke!" lachte Meister Gotthard, „eine Anspielung sollte das nicht sein."

So kamen die beiden ehemaligen Gegner über die Peinlichkeit ihres ersten Zusammentreffens hinweg und waren bald in ein ernsthaftes Gespräch vertieft. Rokswale forschte nach den Maßregeln, mit denen Henneberg sein eigenmächtiges, unumschränktes Regiment zu führen gedächte, und erhielt darauf zur Antwort, daß der von seinen Mitbürgern zum höchsten Vertrauen Berufene als seine erste Pflicht erachte, durch Alles einen dicken Strich zu machen, was der Rath unter Dalenborg gethan und beschlossen, verfügt, verhandelt, bewilligt und genehmigt hatte gleichwie, als wenn es gar nicht geschehen wäre und jener unrechtmäßige Rath niemals auch nur eine Stunde lang in Lüneburg bestanden hätte.

„Willst Du etwa auch die neuen Rollen den Ämtern wieder nehmen, die solche kürzlich vom Rathe erhalten haben?" frug Rokswale unwillig und besorgt.

„Von Wort zu Wort, das versteht sich!“ sprach Gotthard Henneberg.

„Das wird böses Blut geben,“ sagte Rokswale, „und Du wirst Dir Feinde machen.“

„Daran hat es mir selten gefehlt,“ erwiederte Gotthard, „und ich habe nie danach gefragt, thue es auch heute nicht. Ich habe mir gelobt, dem künftigen Rathe Alles wieder in dem Zustande zu übergeben, in dem Ihr es gefunden habt, als ihr Euch mit Dalenborg und Sengstake auf die Stühle der Vertriebenen niedersetztet.“

Vergeblich bemühte sich Rokswale, Gotthard Henneberg zur klugen Wahrnehmung der glücklichen, so nie wiederkehrenden Gelegenheit, dem Handwerke Förderung und Vortheile zu verschaffen, zu bereden. Er fand an der Festigkeit des Sülfmeisters einen unbezwinglichen Widerstand und machte ihm nun andere Vorschläge zu Gunsten gemeiner Bürgerschaft gegen den Stadtadel. Er verlangte, Gotthard Henneberg solle nicht zugeben, daß der neue Rath wieder aus lauter Geschlechterherren bestünde und sich selber ergänzte, sondern er solle aus der freien Wahl der gesammten Bürgerschaft hervorgehen, damit endlich auch Handwerksmeister mit im Eide säßen.

Auch dies lehnte Meister Gotthard ab und entschied kurz und bündig: „Es bleibt Alles bei den Gewohnheiten, die wir von Alters her haben.“

Und so geschah es. Als der Stadtschreiber Nikolaus Stoketo auf das Rathhaus kam, mußte er nach den Angaben Gotthard Henneberg's ein Schriftstück aufsetzen, in welchem alle Verordnungen und Verhandlungen jenes Zwischenregiments unter Dalenborg, welcher Art und welchen Inhalts sie auch seien, für gänzlich null und nichtig und jeglicher Folgen und Verbindlichkeiten quitt, los und ledig erklärt wurden. Meister

Gotthard ließ ein paar Mönche aus dem Marienkloster holen, die diesen seinen ersten Erlaß, mit des Sülfmeisters schwerfälligem Namenszug unterzeichnet, mehrmals abschreiben mußten. Dann ward er an das solchem Zwecke dienende Brett am Rathhause und an alle Kirchthüren auf derselben Stelle angeschlagen, auf welcher in noch unvergessenen Tagen die Bulle des Papstes gesessen hatte.

Auch die Ämter erhielten gleichlautende Schreiben, in denen alle Zugeständnisse Dalenborg's oder Schupper's ausdrücklich zurückgenommen wurden. Ein Gleiches geschah den Kirchen und Klöstern der Stadt wegen ihrer erschlichenen Befreiungen von Schoß, Gülten und Beden.

Der Ausschuß der Sechziger ward aufgelöst.

Endlich mußte der Magister einen Brief an den Herzog Friedrich in Celle schreiben, worin dieser von dem Wandel der Dinge in Lüneburg gebührendermaßen in Kenntniß gesetzt und bedeutet wurde, daß von einer Abtretung des Blutbannes an den Herzog nun und nimmer die Rede sein könne, unter keiner Bedingung, und daß die darüber gepflogenen Verhandlungen völlig werthlos wären und seitens der Stadt als niemals angeknüpft betrachtet würden; die letztere wäre durchaus nicht gewillt, sich eines einzigen ihrer verbrieften Rechte und Privilegien zu begeben, bestünde vielmehr mit allem Fleiß und Ernst auf ihren althergebrachten Freiheiten, Ehren und Gerechtsamen, ohne Verfängniß von des gnädigsten Landesfürsten Amt und Lehen und des Reiches Gesetz, Gewalt und Herrlichkeit.

Auch diesen Brief mit angehängtem Stadtsecret unterschrieb der entschlossene Mann stolz und fest:

In Vollmacht gemeiner Bürgerschaft der Stadt Lüneburg

Gotthard Henneberg,

Böttchermeister.

Ein reitender Diener trabte mit dem Schreiben zum Thore hinaus, um es dem Herzog zu überbringen.

Um den immer noch nicht beendigten Zwist der Stadt mit den sülzbegüterten Prälaten kümmerte sich Meister Gotthard nicht, sondern wollte dessen Austrag dem künftigen Rath überlassen. Dieser würde, so rechnete er, in seiner neuen Zusammensetzung zum Theil aus Männern bestehen, die durch keinen früheren Beschluß gebunden und in den Streit nicht so hartnäckig verbissen wären wie der gesammte alte Rath, so daß sich nun schon eher ein friedlicher Ausgleich mit den Gegnern anbahnen ließe. Das Abkommen Dalenborg's und Schupper's mit dem Legaten war durch deren Beseitigung natürlich hinfällig geworden. Der Meister hatte auch Anderes, Dringenderes zu thun, was seine Zeit noch für eine Reihe von Tagen in Anspruch nahm.

Zunächst dachte er daran, den Familien Springintgut und Töbing für das ihnen an Geld und Kostbarkeiten Geraubte gebührlichen Abtrag zu thun und wollte ihnen Alles zurückerstatten, was ihm Ludolf Töbing und ein Bruder des Bürgermeisters, der Bardewiker Domherr Sander Springintgut, nach den Angaben der Wittwe als weggenommen bezeichneten. Er ließ die Wohnungen Dalenborg's, Schupper's und Sengstake's durchsuchen und alle dort vorhandenen Gelder und Werthsachen einziehen; aber die kostbarsten Stücke des reichen Springintgut'schen Silbergeräthes waren weder auf dem Rathhause noch sonstwo zu finden. Überhaupt machte die Ermittelung, um wieviel jene drei gewissenlosen Menschen die Stadt betrogen und bestohlen hatten, große Schwierigkeiten, und der Magister Stoketo hatte viel Mühe mit der nur ungefähren Feststellung dieser Verluste.

Inzwischen hatte sich Marquard Mildehövet erboten,

der sterblichen Hülle des Bürgermeisters Springintgut eine würdige Bestattung zu bereiten. Das Begängniß war ein überaus großartiges und feierliches. Unter Theilnahme eines endlos langen Trauergefolges der Stadtgeschlechter und sämmtlicher Gilden und Brüderschaften mit brennenden Lichtern, unter Glockengeläut und Mönchsgesang wurde der Leichnam in einer Kapelle der die Siegeszeichen der Ursula-Nacht bewahrenden Sankt Johanniskirche beigesetzt, und Marquard Mildhövet übernahm es, zu ihren vierzig Neben-Altären mit einhundertundsechzig Stiftungen noch einen, mit dem Bildniß des Verewigten geschmückten über dessen Grabe erbauen zu lassen und ihm ein Seelgeräth zu erwirken, wonach Gott zu Lobe, den nachgelassenen Freunden zu Ehren und dem gemeinen Volke zum ewigen Gedächtniß täglich eine Messe für die Ruhe der ohne Sacramente dahingegangenen tristen Seele gelesen werden sollte.

Der Thurm aber, in dem der Bürgermeister gestorben war, erhielt im Munde des Volkes den Namen ‚der Springintgut'.

Nach den Exsequien begab sich Meister Gotthard wieder auf das Rathhaus, und hier sollte ihm nun eine ihn hocherfreuende Genugthuung zu Theil werden.

Zwölf Bürger der Stadt — die drei Rathsherren Viskule, Töbing und Mildehövet, drei andere Geschlechterherren aus der Sankt Theodorigilde der Sülfmeister und sechs Amtsmeister, welche außer Hans Laffert und Schnewerding den vormals aufständischen Gilden zugehörten — kamen zu Gotthard Henneberg, um ihm Namens der Stadt ihre Befriedigung und ihren Dank für die weise, gerechte und thatkräftige Führung seines Regimentes auszusprechen, ihn noch einmal des allseitigen Vertrauens der ganzen Bürgerschaft zu versichern und ihn zu bitten, noch eine Weile darin auszuharren. Heinrich Viskule

theilte dem Freunde mit, daß unter den früheren Rathsherren bereits Verhandlungen über eine Neubesetzung des Rathsstuhles stattfänden und die Stadt in geringer Frist wieder Bürgermeister und Rath haben könnte.

Gotthard Henneberg fand sowohl Maß und Richtschnur wie Beruhigung und Lohn für sein Handeln in seinem eigenen Gewissen. Dennoch machte ihm die ehrenvolle Anerkennung seitens seiner Mitbürger die innigste Freude. Rokswale hatte also nicht Recht behalten; Gotthard's Verordnungen hatten nicht böses Blut erzeugt, und die Ämter, denen er die von Dalenborg bewilligten Vorrechte wieder genommen hatte, erkannten seine Gerechtigkeit, die nicht zuließ, daß eine Gilde gegen die andere bevorzugt würde.

Eine fast größere Überraschung bereitete dem Meister der folgende Tag.

Er saß einsam und allein im Sitzungssaale des Rathhauses und dachte über die Obliegenheiten seiner Verwaltung nach, als Jemand durch die nur wenig geöffnete Thür den Kopf herein steckte und eine den Meister bekannt dünkende Stimme schüchtern frug: „Ist es erlaubt, Herr Bürgermeister?“

„Hier ist kein Bürgermeister,“ antwortete Gotthard, „aber nur näher, wenn's beliebt!“

Der Fremde kam herein, ging mit zögernden Schritten auf den Meister zu und legte mit einer tiefen, etwas linkischen Verbeugung ein ziemlich umfangreiches Bündel vor jenen auf den Tisch. Dann trat er ein wenig zurück und schaute den Meister mit einem prüfenden Blicke schweigend an.

Gotthard Henneberg mußte sich besinnen, wo er dieses kecke und schlaue Gesicht schon gesehen hatte. Plötzlich dämmerte es ihm auf, und er rief lachend aus: „Sieh da! der Herr Schusterknecht aus Darmstadt!“

„Zu Gunst und Gnaden, ja!" sprach Timmo indem er sich mit schon größerer Sicherheit noch einmal verneigte.

„Dir muß es gut gefallen in Lüneburg, daß Du wieder herkommst, wo Deiner doch kein erfreulicher Habedank wartet," sagte der Meister.

„Gut gefallen thut mir's freilich hier," erwiederte Timmo; „aber wer weiß, ob ich wiedergekommen wäre, wenn — wenn das da nicht gewesen wäre." Und er wies nach dem Bündel auf dem Tische.

„Was hast Du denn da?" frug Gotthard.

„Gestohlen Gut, Herr Sülfmeister!" gab Timmo zur Antwort.

„Gestohlen Gut? Mensch! und das bringst Du mir?" fuhr der Meister heraus.

„Ja, ich hab' es nicht gestohlen, Meister," sagte Timmo ganz vergnügt, „es ist das Bündel vom seligen Sengstake, das er mitgenommen hatte, als ich mit ihm — als ich ihn ein Stückchen begleiten wollte; Euer Sohn Gilbrecht hat es Euch vielleicht erzählt."

Schnell öffnete Meister Gotthard das Bündel. Da blitzten ihm Gold- und Silbergefäße entgegen; es waren die schönsten Stücke aus dem Springintgut'schen Familienschatze. Gotthard Henneberg blickte den Schuster freundlich verwundert an.

„Zum Diebe wollt' ich nicht werden, Meister," sprach Timmo; „drum bring' ich's Euch wieder. Es blieb im Boote liegen, als Herr Sengstake über Bord fiel und versoff. Es gehört gewiß zu Eines Hochedlen Rathes Silberzeug."

„Schusterknecht, bist ein ehrlicher Kerl!" sagte Meister Gotthard. „Geh zu Deinem Meister Daniel Spörken und frag' ihn, ob er Dich wieder herbergen und hausen will; mußt ihm aber sehr gute Worte darum geben."

„Das will ich thun, Herr Sülfmeister!" sprach Timmo und drehte seinen Filz in den Händen ohne sich vom Flecke zu rühren.

„Nun?" frug Gotthard, „warum gehst Du nicht?"

„Herr Sülfmeister, — ich bringe noch was," erwiederte Timmo.

„So? noch was? dann nur her damit!"

„Herr Sülfmeister, es ist eine wichtige, eine sehr wichtige Nachricht für die Stadt, aber ich sage sie Euch nur, wenn Ihr mir volle Straffreiheit gelobt," sprach Timmo unverfroren.

„Straffreiheit? wofür?" frug der Meister.

„Für — weil ich — weil ich Herrn Sengstake rudern geholfen habe."

„Ja so!" lachte Meister Gotthard. „Höre, Schuster — wie nennst Du Dich doch gleich?"

„Timmo, Timmo Schneck aus Darmstadt!" antwortete der Schalk mit einem Kratzfuß.

„Höre, Timmo Schneck aus Darmstadt," sagte der Meister, „verhandeln lasse ich nicht mit mir, und versprechen thue ich auch nichts; aber ich habe Dich schon einmal durchschlupfen lassen, als Du die Handwerksknechte auf grüne Heide gelockt hattest —"

„Daran war Sengstake schuld," unterbrach ihn Timmo schnell.

„Schon gut!" lächelte der Meister. „Ich will Dir etwas sagen, Timmo Schneck; wenn Deine Nachricht so viel werth ist, wie Du meinst, so will ich sehen, was ich mit meiner Fürsprache für Dich thun kann. Also?"

„Der Herzog kommt nach Lüneburg!" spielte nun Timmo seinen Trumpf großartig aus, indem er sich in die Brust warf und den Meister siegesstolz anblickte.

„Der Herzog kommt nach Lüneburg," wiederholte der Meister ruhig und bedächtig. „Woher weißt Du das?"

„Ich habe es gestern auf der Hasenburg gehört; es ist ganz sicher."

„Die Ilmenau hinabgefahren und nach der Hasenburg gekommen?" frug Meister Gotthard ungläubig.

„Meister," sprach Timmo, „ich bin die ganze Woche um die Stadt herum geschlichen wie die Katze um den heißen Brei, um auszukundschaften, ob ich mich herein wagen durfte. Da habe ich in dieser letzten Nacht auf der Hasenburg geschlafen und dort erfahren, daß der Herzog sich beim Ritter hat ansagen lassen auf seinem Zuge gegen Lüneburg."

„Natürlich! wer als Feind gegen uns heranzieht, den herbergt der Ritter von Boltessen auf der Hasenburg. Mit wieviel reisig Volk kommt der Herzog?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Timmo; „morgen Abend will er auf der Burg eintreffen."

„Timmo Schneck, Deine Nachricht ist gut," sprach der Meister, „ich danke Dir! Jetzt geh und laß mich allein."

Timmo ging, ging nach der Löwengrube auf der Techt.

„Gott ehr' ein ehrbar Handwerk! Guten Tag, Meister und Frau Meisterin! da bin ich wieder!" rief er fröhlich und verwegen, als er in die Stube trat.

Wie eine Erscheinung glotzten ihn die Drei dort an. Gesche fand zuerst die Sprache wieder. „Herr meines Lebens! wo kommst denn Du her?" frug sie.

„Wo ich herkomme?" sprach Timmo, „ja seht mich nur an, Meisterin! wie ich hier vor Euch stehe, so habe ich die Stadt Lüneburg vor einem grausamen, feindlichen Überfall, einem fürchterlichen Blutbade gerettet! Der Herr Sülfmeister läßt Euch einen freundlichen Gruß sagen, Meister! und Ihr solltet mich fortan ganz besonders gut halten und hegen; ich hätte es wacker verdient um die Stadt. Er wollte mich durchaus selber

herbringen, aber das habe ich nicht gelitten. Er wird aber jedenfalls heute oder morgen herkommen und mich besuchen und fragen, wie es mir hier geht."

„Däniel!!" sagte Gesche.

„Gesche!!" sagte Daniel.

„Hans!" sagte Timmo, „einen Schluck Wasser! ich habe einen elenden Durst!"

„Warte, Hans!" rief die Meisterin, „hier! Eimbecker von der Hombrok'schen!" und drückte dem Jungen Geld in die Hand.

Hans schnitt ein Gesicht, wie es auch seine besten Freunde unter den Lüneburger Schusterjungen noch nicht von ihm gesehen hatten, und sprang mit der Zinnkanne davon.

„Wo hast Du denn die Zeit über gesteckt?" frug Gesche.

„— Wollt Ihr's auch keinem Menschen wiedersagen? — Ich war in geheimer Sendung des Herrn Sülfmeisters auf Kundschaft gegen den Herzog," sprach Timmo in einem Befehlshaberton.

„Und hast die Stadt gerettet?" frug Daniel höchst erstaunt.

„Hab' ich! Könnt ruhig schlafen! Auf meine Verantwortung!"

„Gott im Himmel!" rief Daniel, „was bist Du für ein Mensch! Timmo, was bist Du für ein Mensch! — Gieb ihm die Hand, Gesche! gieb unserm Timmo die Hand, sag' ich!"

Daniel schüttelte ihm die rechte und Gesche die linke Hand, und Timmo schüttelte wieder, stand mitten zwischen beiden und sah bald die Eine, bald den Andern mit einem Adlerblick an.

Die Drei waren wieder ein Herz und eine Seele.

Achtzehntes Kapitel.

Des Sülfmeisters Brief hatte gewirkt, der Herzog war im Anzuge. Daß Herr Friedrich indessen in der kurzen Zeit genügende Streitkräfte sollte aufgeboten haben können, um die volkreiche, wehrhafte, mit Thürmen, Wällen und Gräben wohlgeschirmte Stadt zu bezwingen und zu demüthigen, lag fast außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Er kam also wohl nur zu friedlicher Verhandlung, wenn er auch seinen Forderungen gewiß so viel Strenge und Nachdruck geben würde, wie seine geringe Macht ihm irgend erlaubte, und seine hauptsächlichste Forderung würde ohne Zweifel die sein, daß er von der Stadt die Abtretung des Rechtes über Hals und Hand an ihn verlangte.

So sagte sich Gotthard Henneberg, wollte jedoch für alle Fälle gesichert und vorbereitet sein und sich von nichts überraschen lassen. Danach traf er seine Anstalten. Er berief sämmtliche Amtsmeister und die Vorsteher der Sülfmeistergilde auf das Rathhaus, machte ihnen von dem zu erwartenden Besuch des Herzogs Mittheilung und wies sie an, sich mit ihren Kumpanen zu seinem würdigen Empfange oder aber zu seiner kräftigen Abwehr und zur Vertheidigung der Stadt bereit zu halten; jedenfalls wünschte er bei der Verhandlung mit ihm die Gegenwart der Amtsmeister; die fünf eingelagerten sollte je ein Altermann vertreten.

Die Wache am Sülzthore wurde verstärkt und ihr sowohl wie allen übrigen eine verdoppelte Aufmerksamkeit eingeschärft. Der Thürmer auf Sankt Johannis erhielt Befehl, vom Nahen des Herzogs sofort Meldung zu erstatten.

Dann ging Meister Gotthard zu Heinrich Viskule, theilte auch ihm die Neuigkeit mit und frug ihn, ob sich der Rath nicht bis übermorgen vollzählig machen könnte, um seiner Einsetzung durch die Gegenwart und Mitwirkung des Herzogs eine größere Feierlichkeit zu geben.

„Gewiß!" erwiederte Heinrich Viskule, „wir sind fertig und bereit. Wenn der Herzog naht, laß nur die Rathsglocke läuten; dann wollen wir uns zu seinem Empfange in der großen Audienz versammeln. Die Verhandlung mit ihm führst im Namen der Stadt Du, und das Ende davon muß sein, daß er selber den Rath in Würden und Ehren wieder einsetzt."

Damit war Meister Gotthard einverstanden; aber auf seiner Stirn lagerten Wolken, sein Gemüth war von Sorgen bedrückt. Gegen Abend begab er sich zum Stadtschultheißen, Herrn Georgius von Elebek, um ihn zur baldigen Abhaltung des Gerichtes zu veranlassen, und wählte mit ihm neun schöffenbar freie Männer, die das Urtheil finden sollten.

Mit der sofortigen Erhebung der peinlichen Klage wider die Gefangenen hatte Gotthard Henneberg seine besondere Absicht. Er wollte es dem Herzog gegenüber nicht bloß mit Worten behaupten, sondern ihm auch gleich durch die That beweisen, daß die Stadt Lüneburg das Richten über das Blut als ihr unveräußerliches Recht festhalte und nach wie vor ausübe, selbst unter seinen sehenden Augen, wenn er es nicht vorzöge, die Stadt sehr bald wieder zu verlassen, was Meister Gotthard damit gleichfalls zu erreichen hoffte.

Von des Schultheißen Wohnung ging er nicht nach Hause, sondern zum Altenbrücker Thore und machte einen einsamen Gang in die Heide.

Als ihn Meister und Gesellen, die die Wache am Thore hatten, kommen sahen und ihm öffneten, erwiesen sie ihm besondere Ehre, wie solche ihrer guten Meinung nach dem Gebieter der Stadt zukam, und als sie ihm nachschauten, wie seine hohe Gestalt mit gesenktem Haupte langsam über die Brücke wandelte, sprach ein Färberknecht: „Der Besuch des Herzogs scheint dem Sülfmeister schwer wie Heidenebel auf der Brust zu liegen.“

„Wundert Dich das noch?“ frug ein Zweiter. „Auf seinen Schultern ruht jetzt das ganze Regiment.“

„Ich wollte, er behielte es auch,“ sprach der Färbermeister, „dann brauchten wir keinen Rath, denn der Sülfmeister regiert selber wie ein Herzog.“

„Streng und gerecht, das laß' ich mir gefallen!“ sagte wieder ein Gesell, und die Anderen stimmten ihm zu.

An den Herzog dachte Meister Gotthard nicht; ihm lag Anderes im Sinn. Der Gang zum Schultheißen hatte es ihm angethan, und ihn kümmerte, nicht was er diesem gesagt, sondern was er ihm noch verschwiegen hatte.

Der nächste Tag verging ohne Zwischenfall. Der Meister theilte Arnold mit, daß er nächstens eine hohe Morgensprache in der Böttchergilde halten wolle, um sowohl für Arnold das Amt zu eschen, als auch Dippold wieder in die Gilde aufzunehmen. Arnold sollte sich also darauf gefaßt machen, bald sein Meisterstück in Angriff nehmen zu können und seiner Ursula den Brautschleier zu bestellen.

Auch seinem Morgensprachsherrn Heinrich Viskule kündigte er diese Absicht an. Der aber lächelte geheimnißvoll und

sagte: „Die Böttcher werden wohl bald einen anderen Morgensprachsherrn bekommen; ich trete von dieser Ehre zurück.“ Meister Gotthard bedauerte das, ohne den verborgenen Sinn der Worte zu verstehen.

Gilbrecht hatte die Äußerung des Vaters zu Arnold mit angehört und gönnte dem Bruder sein nahes Glück ebenso aufrichtig, wie er sich über die herzliche Aufnahme Ursula's in die Familie gefreut hatte. Ihm selber gestaltete sich die Zukunft dadurch deutlicher. Wenn Arnold Meister wurde, so konnte Gilbrecht bei seinem Vater als Knecht in Lohn und Brod treten, konnte seine Muthzeit abdienen, dann auch das Amt eschen, und dann, dann endlich Hildegund die große Frage seines Lebens vorlegen, ob sie sein Weib, ob sie die Frau eines ehrbaren Böttchermeisters werden wolle. Ach! wie bangte ihm heute schon vor dem Augenblicke, wo er der reichen Viskulentochter mit dieser Frage kommen wollte.

Das Herzenseinverständniß der beiden blühte im Geheimen fort, ohne daß es jemals zu einer Aussprache oder zu einer Erwähnung jener köstlichen Morgenstunden in der Heide unter ihnen kam. Sie waren glücklich, wenn sie sich sahen, aber Hildegund wartete vergeblich auf ein entscheidendes Wort aus dem Munde des Geliebten. Selbst als sie einmal in überströmendem Gefühl unter vier Augen die Arme um ihn schlang und ihn küßte, drückte er sie an seine Brust, küßte sie heiß und innig wieder, sprach aber kein Wort, als: „O Hildegund! o liebe, liebe Hildegund!“ Und ehe sie etwas sagen konnte, kam Balduin dazu und scheuchte, ohne es zu wollen, die Liebenden auseinander.

Frau Johanna hatte in dieser ganzen Zeit nur Augen für ihren Mann. Wenn er vom Rathhause heim kam, so suchte sie in seinem Angesicht zu lesen, wie er mit seinem Tagewerk

zufrieden war. Sie hätte ihm so gern mit ihren fleißigen Händen die Wege geebnet, denn sie war jetzt seine treue Berathérin, gegen die er sich das Herz erleichternd und befreiend über Alles aussprach, was ihn erfüllte und bedrückte, stets einen klugen Rath, einen liebevollen Trost und unverhohlene Billigung seiner Schritte bei ihr findend. Sie war ihm wie ein zweites Gewissen, und vor ihrem feinfühligen Urtheil gerechtfertigt, schritt er erhobenen Hauptes fest und gerade die sich selbst vorgezeichnete Bahn seiner unerläßlichen Pflichten.

Am Tage der erwarteten Ankunft des Herzogs begab er sich früher als sonst und im Feiertagskleide aufs Rathhaus.

Bald kam auch der Thürmer und meldete ihm das Nahen des fürstlichen Zuges.

„Wie viel sind es ihrer?“ frug der Meister.

„Bei dreißig Pferde stark,“ lautete die Antwort.

„Dreißig Pferde!“ wiederholte der Meister Gotthard, „etwas viel! und wir müssen Reiter und Roß füttern und tränken. Sind sie schon nahe?“

„Jetzt mögen sie wohl noch drei Armbrustschüsse von der Stadt entfernt sein,“ meinte der Thürmer, „aber sie reiten Schritt.“ —

Sofort ließ Meister Gotthard die Rathsglocke läuten, das verabredete Zeichen, daß der Herzog nicht mit einem Heerhaufen anrückte.

Zwölf Stadtherren und die Meister von drei Gilden die Brauer, die Goldschmiede und die Knochenhauer, hatten sich am Sülzthore bereits aufgestellt, empfingen den Herzog dort und geleiteten ihn in sein fürstliches Losament, das Herzogenhaus auf dem Ochsenmarkte während die Meister der übrigen Gilden in den Straßen, durch welche er mit seinem Gefolge unter dem Geläute der Glocken einritt, Spalier bildeten. Vor

dem Herzogenhause warteten die Amtsmeister sämmtlicher Gilden, um den hohen Herrn zum Rathhause zu führen, an dessen Pforte ihn Gotthard Henneberg empfangen wollte. Er hatte sich der Stadt nicht ansagen lassen, und doch mußte man, dem Empfange nach zu schließen, von seinem Kommen vorher unterrichtet gewesen sein; man paßte ihm also auf, man belauerte seine Schritte. Diese Wahrnehmung beruhte zwar auf einem Irrthum; da der Herzog jedoch nicht frug, woher man seine bevorstehende Ankunft erfahren hätte, so blieb er in demselben, und statt sich des ehrenden Empfanges zu freuen, stimmte ihn der Verdacht, an seinem Hoflager in Celle von Spähern beobachtet zu werden, noch feindlicher gegen seine gute Stadt Lüneburg, als er ihr ohnedies schon gesinnt war. Mürrisch ritt er durch die Menge dahin, ihre Grüße kaum bemerkend, und äußerte, noch im Sattel, sehr ungnädig, daß er sich sofort mit den Machthabern der Stadt zu bereden wünsche, worauf man ihm erwiederte, es sei Alles dazu bereit.

Oben im Saale war der Rath, der sich in den letzten Tagen ergänzt hatte und nun seiner Wiedereinsetzung entgegen sah, bereits versammelt. Außer dem verstorbenen Bürgermeister Springintgut waren auch der zweite Bürgermeister Albrecht von der Mölen und die Rathsherren Garlop, Stöterogge und Düsterhop ausgeschieden, und an ihrer Stelle waren Herren aus den Geschlechtern von Sankenstede, Tzarstede, von Odeme und Vintlo gewählt. In der Mitte des Saales stand ein großer Tisch, auf dem Urkunden und Pergamente mit großen, anhängenden Siegeln lagen.

Innerhalb des neuen Rathes hatte man gestern geschwankt, ob eine Einführung desselben durch den Herzog gerechtfertigt und klug sei, und ob man dem Letzteren damit nicht das stillschweigende Zugeständniß mache, daß nur ein von

ihm bestätigter Rath Kraft und Gültigkeit hätte. Diese Bedenken wurden indessen durch die Erwägung beschwichtigt, daß das feierliche Gelöbniß des Herzogs, die alten städtischen Privilegien achten, schirmen und schützen zu wollen, welches man auf irgend eine Weise von ihm erlangen müßte, eine solche Annahme vollständig ausschlösse. Unter dieser Voraussetzung aber wäre die Einführung des Rathes durch den Landesherrn das beste Mittel, die Machtvollkommenheit des Ersteren öffentlich zu bekunden und besonders dem Letzteren selber gegenüber ausdrücklich zu erhärten.

Unter den Rathsherren waren auch heute noch einige der Meinung, daß, bei aller Anerkennung seiner Verdienste, nicht der Sülfmeister, sondern der noch zu wählende erste Bürgermeister oder der älteste Rathsherr die Verhandlung mit dem Herzoge führen müsse. Dem widersetzte sich aber Heinrich Viskule sehr entschieden, indem er hervorhob, daß bis zur Einsetzung des neuen Rathes der Sülfmeister allein das Regiment habe und daher auch ihm allein die Vertretung der Stadt und gemeiner Bürgerschaft zukomme. Ludolf Töbing stimmte ihm lebhaft zu und sagte: „Der Böttcher wird das besser machen als der vornehmste Stadtherr, und was dem Herzoge gesagt werden muß, das sagt ihm Keiner von uns so klar und bestimmt, so fest und derb wie der Sülfmeister, höchstens ich könnte es noch, aber nicht so geschickt."

Da ließen es die Herren bei dem, wie es verabredet war, sahen aber dem Kampfe zwischen dem Handwerker und dem Herzoge, von dessen übler Laune sie bereits benachrichtigt waren, nicht ohne Besorgniß über Verlauf und Ausgang entgegen. Sie standen schon wieder auf dem alten rathsüblichen Grundsatz: Nicht nachgeben!

Der Herzog kam. Am Eingange des Rathhauses wartete

ihm der Rathskellermeister mit einem hohen, weingefüllten Silberpokale auf, den Gotthard Henneberg mit einem kurzen, ehrerbietigen Willkommsgruße dem Landesherrn bei seinem Eintritt zu einem Ehrentrunke darreichte. Dann schritt der Herzog an der Seite Gotthard's, gefolgt von Rittern und Höflingen sowie den zwölf Geschlechterherren und sämmtlichen Amtsmeistern die Treppen hinan, ging im Saale an den sich verbeugenden Rathsherren knapp grüßend vorüber und nahm auf dem für ihn errichteten thronartigen Sitze Platz, während sich Gotthard Henneberg mit den Amtsmeistern neben die Rathsherren auf die andere Seite des Saales ihm gegenüber stellte. Weiter zurück, an der Thür stand der Stadtschreiber mit dem Rathskellermeister nebst Beamten und Dienern des Rathes.

Herzog Friedrich, ein ritterlicher Herr mit ernsten Zügen und grauen Haaren, warf einen strengen Blick über die Versammlung und frug dann in gebieterischem Tone: „Wer von Euch ist es, der mir im Namen der Stadt hier Rede und Antwort stehen wird?"

Gotthard Henneberg trat langsam zwei Schritte vor und sagte ruhig: „Das bin ich, durchlauchtiger Herzog! der Böttchermeister Gotthard Henneberg."

„Ah Ihr seid Gotthard Henneberg! ich kannte Euch noch nicht, Herr Sülfmeister!" sprach der Herzog spöttisch. „Ihr seid ja jetzt der regierende Herr hier in Lüneburg an Stelle eines hochedlen, hochmächtigen Rathes; mit Eurer Wohlweisheit also habe ich's heute hier zu thun."

„Ganz recht, gnädiger Herr, mit mir!" entgegnete Gotthard kurz und scharf.

„Ihr habt mir einen Brief geschrieben," fuhr der Herzog geringschätzig fort, „worin Ihr mir die Abtretung des Blut-

bannes verweigert. Wie könnt Ihr Euch das unterstehen? Glaubt Ihr, daß ich mich daran kehren werde?"

„Allerdings glauben wir das, gnädiger Herr!" gab Meister Gotthard zur Antwort. „Die Verhandlungen darüber sind null und nichtig, denn die sie mit Euch gepflogen haben, hatten kein Recht dazu und werden ihren Verrath zu büßen haben."

„Kein Recht dazu? weil es in Euer Böttcherhirn nicht hinein wollte? Es waren der Stadt erwählte Bürgermeister."

„Nein," widersprach Meister Gotthard, ärgerlich über die wegwerfende Behandlung, die ihm von Seiten des Herzogs zu Theil wurde. „Empörer waren es, die den rechtmäßigen Rath mit Gewalt vertrieben und die Stadt betrogen und bestohlen haben."

„Ihr waret gezwungen, wohl oder übel, den Rath abzusetzen und einen neuen zu wählen, sonst hätte Euch der Domdechant im Namen des heiligen Vaters in den Bann gethan. Habt Ihr das schon vergessen?"

„Gezwungen, durchlauchtiger Herzog?" frug Meister Gotthard zurück. „Wir können mit Fug und Recht zu nichts gezwungen werden, was gegen unsere Freiheit geht. Kein Papst, kein Domdechant und kein Reichsfürst hat sich in das Regiment unserer Stadt zu mischen."

„Und das sagt Ihr mir, Eurem Landesherrn, keck ins Gesicht?"

„Ja, hochgeborener Fürst! Und wenn an Eurer Stelle dort der Kaiser säße, so würde ich dasselbe sagen. Mit Unrecht und Gewalt sind wir damals von unseren Gegnern unterdrückt, denn sie hatten Rückhalt an wohlbekannten Fürsten und Rittern, von denen unsere Stadt allezeit mit soviel Drangsal verfolgt wird wie das Rebhuhn von dem Habicht."

Ein scharfer Blick des Meisters und eine sehr vernehm-

liche Zustimmung aus den Reihen der Rathsherren und Amtsmeister begleiteten diese Worte, während sich unter den Rittern und Höflingen, die den Herzog umstanden, Unwille und Entrüstung über die Dreistigkeit des Böttchers kundgab.

„Ihr wollt die zwischen mir und Euren Bürgermeistern geschlossenen Verträge nicht gelten lassen?" frug der Herzog erbittert und ohne auf die deutliche und ihm sehr ungelegene Anspielung des Sülfmeisters etwas zu erwiedern.

„Nein!" rief Meister Gotthard, „sie sind das Papier nicht werth, auf dem sie geschrieben sind."

„Euer unverschämter Brief an mich ist mir noch weniger werth!"

„Mir desto mehr!" erwiederte Gotthard, immer gereizter durch den beleidigenden Ton des Herzogs.

„Hört," sprach drohend der Fürst, „glaubt nicht, daß Ihr mit mir spielen könnt! Ich verlange von der Stadt Lüneburg das Recht über Hals und Hand, das ist ein abgemachter Handel, von dem Ihr nicht zurück könnt."

„Wir treiben keinen Handel mit unseren Rechten."

„Ihr habt es nur mit Dank anzunehmen, wenn ich Euch alles Übrige lasse."

„Was man schon besitzt, durchlauchtiger Herr, braucht man nicht erst geschenkt zu nehmen."

Der Herzog knirschte in verhaltener Wuth. Gotthard Henneberg aber trat an den Tisch heran und sagte: „Wir haben es Alles schwarz auf weiß, was uns verliehen, vergünstiget und getheidinget ist, damit nicht durch Mißverstand und Gebrechlichkeit menschlichen Gedächtnisses oder durch Absterben der Alten und Unachtsamkeit etlicher Jungen gute Gewohnheiten, Gebrauch und Gerechtigkeit in Vergessenheit gestellt, verloren und gar zu nichte werden. Hier, gnädiger Herr," fuhr

er, seine Hand schwer auf die vor ihm ruhenden Pergamente legend und dem Herzog steif in die Augen blickend mit lauter Stimme fort: „hier liegen unsere verbrieften und besiegelten Freiheiten und Privilegien, hier der Satebrief unserer Landesherren, der Herzöge Bernhard und Heinrich seligen Andenkens vom Jahre 1392, aus dem Ordnung und Satzungen unseres vollmächtigen Regimentes klärlich hervorgehen. Keinen Finger breit wollen wir darüber hinaus, aber auch keinen Finger breit davon zurück, und den Blutbann, Herr Herzog, bekommt Ihr nicht!"

„Was Euch der Landesherr in Gunst und Gnaden verliehen hat, kann er Euch auch wieder nehmen," erwiederte der Herzog sich kaum noch bezähmend.

„Wenn's ihm auf einen Eidbruch nicht ankommt und wir's uns nehmen lassen!" entgegnete Meister Gotthard trotzig.

Der Herzog sprang vom Stuhl auf und stieß mit dem Schwerte klirrend auf den Boden. Seine Ritter und Höflinge geriethen in heftige Bewegung. Aber der Meister fuhr unerschrocken fort: „Hier vor Euch, hochgeborener Fürst, stehen die Häupter gemeiner Bürgerschaft unserer Stadt, und sie denken Alle so wie ich, wir sind Alle einig. Sind wir's? oder sind wir's nicht?" wandte er sich umblickend zu den Seinigen.

„Alle, Alle!" riefen sie begeistert, „nichts lassen wir uns nehmen! wir regieren uns selbst!" Und Töbing's tiefe Stimme schallte noch nach: „Recht so, Sülfmeister!"

Der Herzog brauste zornfunkelnd auf: „Wer spricht hier ungefragt in des Herzogs Gegenwart?"

Ein widersetzliches Murren antwortete ihm. Er machte erregt einige Schritte auf und ab, blieb, den Tisch zwischen sich und Meister Gotthard lassend, diesem gegenüber mit über der Brust verschränkten Armen stehen und sprach: „Und wenn ich Euch um Eure Weigerung bei Kaiser und Reich verklage?"

Über Meister Gotthard's Gesicht flog ein Lächeln, und mit leise spöttelnder Höflichkeit erwiederte er: „Durchlauchtiger Herzog! Kaiserliche Majestät in Wien ist unserer guten Stadt weit freundlicher gesinnt als Ihr. Sie hat uns sogar mit der angedrohten Reichsacht verschont, als uns Alles im Stiche ließ. Wollt Ihr wissen, gnädiger Herr, warum?"

Der Herzog warf den Kopf hoch und hörte sehr aufmerksam.

Meister Gotthard fuhr, die Worte langsam betonend, fort: „Weil Kaiser Friedrich wünscht und hofft, daß Lüneburg freie Reichsstadt wird."

Da zuckte der Herzog zusammen, riß die verschränkten Arme auseinander und blickte erst den Sprecher und dann die Rathsherren drohend an.

Aber er sah keine ängstlichen, sondern überall frohlockende, schadenfrohe Gesichter, und ein beifälliges Flüstern und Raunen klang aus den Reihen der Lüneburger.

„Und Ihr?" frug der Herzog nach einer Weile finsteren Nachsinnens.

„Wir, gnädiger Herr?" sprach Meister Gotthard, „o wir sind zufrieden mit dem, was wir sind und was wir haben, und bleiben gern die getreue Stadt unserer durchlauchtigen Landesherren, der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, wenn unsere Wünsche ein gnädiges Gehör fänden."

„Was verlangt Ihr?"

„Die feierliche Bestätigung unserer alten Privilegien, weiter nichts; und wollt Ihr noch ein Übriges thun, so ist es die Einsetzung des neuen Rathes in seine Würden und Rechte, weil Ihr gerade hier seid."

Der Herzog winkte seinem Kanzler, den er mitgebracht hatte, und ging zu leiser Unterredung mit ihm ans Fenster.

Man sah, wie der Rechtskundige dringend einsprach auf seinen Gebieter, dessen anfangs heftige Entgegnungen immer seltener wurden, bis er mit verbissenem Ärger dem Kanzler schweigend zuhörte. Dann wandte er sich wieder zu den Versammelten und sagte: „Wenn ich Euch das gnädig gewähre, worum Ihr mich bittet, wollt Ihr mir dann Treue geloben?"

Meister Gotthard blickte sich nach seinen Mitbürgern um. „Ja, das wollen wir!" antworteten sie einstimmig.

„So kommt her, Bürgermeister und Rath von Lüneburg, und schwört mir den Treueid!"

Da trat Heinrich Viskule vor und sprach: „Erlaubt, durchlauchtiger Fürst und Herr! der Rath ist noch nicht vollzählig. Vierzehn Rathsherren müssen wir sein, von denen wir zwei zu Bürgermeistern wählen; wir sind aber hier erst dreizehn, ein Rathmann fehlt noch."

„Wo ist er denn?" frug der Herzog.

Heinrich Viskule schritt auf Gotthard Henneberg zu, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte: „Hier steht er!"

Der Herzog war sehr überrascht. „Ha! der! Salzjunkerpack!" brummte er grimmig zwischen den Zähnen.

Heinrich Viskule aber sprach zu dem hocherstaunten Sülfmeister: „Gotthard, wir haben Dich einmüthig zu bleibender Ehre lebenslang zum Rathsherrn gekoren, denn Keiner hat es um die Stadt so verdient wie Du! Ich weiß, Du hast keinen Grund mehr, Dich zu weigern, und hier in Gegenwart und Beisein unseres gnädigsten Herzogs und der Vollmächtigen gemeiner Bürgerschaft sage ich noch einmal zu Dir: Gotthard, komm in den Rath!"

Gotthard Henneberg schaute auf die Rathsherren und auf die Amtsmeister im Kreise herum. Die Einen winkten, die Anderen nickten ihm freudig aufmunternd zu, und er antwortete

entschlossen: „In Gottes Namen, weil Ihr's denn wollt, — ja! mag's mich gereuen oder nicht! wie Der zu sagen pflegte, der vor uns diese Stadt regierte."

Da erhob sich eine lebhafte, laute Bewegung unter den Bürgern. Rathsherren und Amtsmeister, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Fürsten, umringten Gotthard Henneberg, lobten seinen Entschluß, dankten ihm und begrüßten ihn als Rathsherrn mit manchem kräftigen Händedruck. Kaum konnte er sich ihrer herzlichen und stürmischen Freudenbezeugungen erwehren.

Der Herzog hatte sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt, schaute dem Glückwünschen verdrossen zu und rief dann ungeduldig: „Seid Ihr bald fertig? Euer Vierzehnter scheint mir ein Mann mit einem Kopfe, so hart wie Eichenholz, und einer Zunge, so scharf wie Lüneburger Salz; nehmt Euch in Acht vor ihm!"

„Der Lüneburger Löwe, der unsere Freiheit schützt, durchlauchtiger Herzog!" rief Töbing lachend zurück.

„Eichenholz macht den Böttcher stolz, Herr Herzog! so lautet ein alter Spruch meines ehrbaren Handwerks," sagte der neue Rathsherr.

Heinrich Viskule sprach: „Verstattet uns, gnädiger Herr, daß wir eine kleine Weile abtreten, um nach altem Brauch und Herkommen die Bürgermeister zu küren."

Der Herzog nickte, und die vierzehn Rathsherren gingen hinaus.

Sie gingen in die Bürgermeisterkörkammer, wohl das merkwürdigste Gemach in dem alten, großmächtigen Rathhausbau, das so recht im Herzen desselben tief versteckt lag; nur eine schmale, dunkle Treppe führte zu ihm hinan. Es war ein ziemlich beschränkter Raum, von unten bis oben

prächtig getäfelt, mit reich gemalter Decke und einem breiten Backsteinkamin. An der Wand der anderen Langseite war eine mit schön gestickten Lederkissen belegte Bank, und vor derselben stand ein schwerer Eichentisch mit einigen Lehnstühlen darum. Die schmale Seite, der Thür gegenüber, füllte ein einziges großes Bogenfenster mit steinernem Laub- und Stabwerk, zwischen dem sich herrliche Glasmalereien befanden, so daß der ganze Raum von einem farbigen Dämmerlicht nur mäßig erhellt war. In diesem lauschig verborgenen Gemach hielt der Rath still und heimlich seine Bürgermeisterwahl.

Nikolaus Stoketo holte unterdessen das Bürgereidkrystall herbei, ein kostbares, von Hans Laffert sehr kunstreich gefertigtes silbernes und stark vergoldetes Reliquienkästchen, welches in einer von zwei knieenden Engeln gehaltenen Krystallkapsel werthvolle Reliquien barg; auf diese wurde mit aufgelegten Fingern die Bürgertreue geschworen.

Ambrosius von dem Rhyne aber nahm mit einigen Rathsdienern vier hohe Silberhumpen aus den Wandschränken der Gerichtslaube und stieg damit in den Keller hinab, um sie mit dem edelsten Weine zu füllen.

Die Amtsmeister zogen sich, während sich der Herzog mit seinem Gefolge unterhielt, in den Hintergrund des Saales zurück, steckten in einzelnen Gruppen die Köpfe zusammen und besprachen eifrig den guten Ausgang der Verhandlung. Dabei rühmten sie Alle Gotthard Henneberg's Klugheit und Festigkeit und lachten ihren gnädigen Landesherrn aus, daß er gar nichts erreicht hatte, ihre Privilegien aufs Neue bestätigen und den Rath wieder einführen mußte, bei dessen Absetzung oder Wiedereinsetzung er von Rechts wegen auch nicht ein Wörtlein mitzureden hatte. Und das Richten über das Blut hatte er ihnen auch lassen müssen aus Furcht, daß Lüneburg sonst freie

Reichsstadt würde, obwohl seine Lehnshoheit über die Stadt auch jetzt schon nur noch wenig zu bedeuten hatte. Über alles dies frohlockten sie auf Kosten des Herzogs, und Schnewerding sagte: „Und was das Beste ist, Brüder, jetzt haben wir einen Handwerksmeister im Rathe!"

„Ja!" sprach Schuttenhelm, „ich möchte auf den Thurm steigen und in die Stadt hinunter schreien: der Sülfmeister ist Rathsherr geworden!"

„Wenn ich nur hier fort dürfte," meinte Peter Flachs, „ich liefe zu seiner Frau und sagte es ihr."

„Nein," versetzte Hans Laffert, „die Botschaft muß er ihr selber bringen, aber ich möchte wohl dabei sein."

„Es sollte mich gar nicht wundern," bemerkte Ryssupp der Reepschläger, „wenn sie ihn zum Bürgermeister machten."

„Das geht nicht," entgegneten Komrath der Riemenschneider und Edendorp der Zaumschläger, diesmal einerlei Meinung, „dazu muß er erst drei Jahr im Eide gesessen haben."

„Jedes Wort, das er dem Herzog antwortete, saß wie ein guter Hieb," sagte Harinacke der Grapengießer.

„Und wenn mir statt Eurer der Kaiser gegenüber säße!' Wie stolz das herauskam!" sprach Mockeling der Pelzer.

„Und wie der Herzog zusammenfuhr, als Henneberg mit der Reichsstadt drohte! habt Ihr's gesehen?" frug Siedentopf der Wandfärber.

„Freilich haben wir's gesehen," lachte Sachtleben der Hutfilter.

„Still!" machte Timpe der Kerzengießer, „sie kommen!"

Der Rath mit Heinrich Viskule als erstem und Dietrich Dassel als zweitem erwählten Bürgermeister an der Spitze trat wieder ein, und Heinrich Viskule verkündete dem Herzog und allen Versammelten den Ausfall der Wahl.

Der neue Bürgermeister Viskule schritt nun an den Tisch heran, legte die Schwurfinger auf das Krystall des Reliquienschreines und gelobte dem Herzoge Namens der Stadt Huld und Treue. Alle Anwesenden sprachen den Schwur mit aufgereckten Fingern nach.

Darauf bestätigte Herzog Friedrich mit feierlichem Eidschwur in derselben Weise, die Stadt Lüneburg gegenwärtig und zukünftig für sich und seine Nachkommen sammt und sonders bei allen ihren Ehren, Privilegien, Briefen, Gerechtsamen, Freiheiten, Gnaden und Gewohnheiten, bei allem ihrem Gut, Lehen, Erbe und Eigen, beweglich oder unbeweglich, welcherlei und wie es auch benamset sei, gänzlich und treulich zu lassen, zu vertheidigen und zu schirmen mit aller seiner Macht nach Ausweis aller ihrer Briefe und Wißlichkeit. Dann reichte er dem Bürgermeister die Hand und sprach: „Und somit setze ich Euch, Bürgermeister und Rath von Lüneburg, wieder ein in alle Eure Würden, Ehren, Rechte und Gnaden zu Wohlfahrt und gemeinem Besten dieser guten Stadt!"

„Und Gott der Allmächtige gebe uns Frieden in unseren Tagen!" fügte Heinrich Viskule mit lauter Stimme hinzu.

Nun bot Ambrosius von dem Rhyne dem Herzoge den ersten vollen Becher dar, und der Herzog reichte ihn, nachdem er getrunken, dem Bürgermeister, der ihn unter den Rathsherren wandern ließ. Die anderen Humpen kreisten unter des Herzogs Gefolge, den Stadtherren und den Amtsmeistern. Alle tranken zur Befestigung des neuen Bandes in Frieden und Freundschaft, und die Stadt Lüneburg hatte wieder ein vollmächtiges Regiment von Bürgermeister und Rath.

In der großen Rathsküche unter der Sodmeisterkörkammer bereiteten die Garbrater auf Kosten der Stadt das Mittagsmahl für die herzogliche Tafel, denn in dem Herzogenhause

war keine Küche. Man hatte nämlich einem Vorfahren des Herzogs wohl gestattet, sich ein fürstliches Wohnhaus in der Stadt zu erbauen, aber er durfte keine Küche darin anlegen, sondern wurde von der Stadt mit täglich acht Schüsseln und vier Stübchen Bier bewirthet. Man wollte dem geliebten Landesherrn den Aufenthalt in Lüneburg nicht zu angenehm machen, damit er ihn nicht zu lange ausdehnte.

Herzog Friedrich versuchte noch, die Begnadigung Dalenborg's und Schupper's beim Rathe zu erwirken; sie wurde ihm jedoch in aller Höflichkeit rundweg abgeschlagen mit der Anzeige, daß das Gericht schon in den allernächsten Tagen stattfinden würde. Darauf erklärte er, wie Gotthard Henneberg richtig vermuthet hatte, daß er nicht Zeuge ihrer Verurtheilung sein wollte, sondern die Stadt morgen wieder verlassen würde.

Unerschrockener, tapferer Bürgersinn hatte sich durch keine Drohung und Gefahr einschüchtern, sich keinen Eingriff in wohlbegründete Rechte gefallen lassen, sondern hatte der Stadt ihre Freiheit und Unabhängigkeit kräftig gewahrt und für die Zukunft aufs Neue befestigt. —

Wenn es auch Meister Schuttenhelm nicht vom Rathhausthurm herunter geschrien hatte, ward es doch in der ganzen Stadt fast ebenso schnell bekannt: der Sülfmeister ist Rathsherr geworden. Die Freude darüber war eine so allgemeine, daß die wenigen Neider, die ihm diese Ehre nicht gönnten, verstummen mußten, denn sie wurden für ihre hämischen Bemerkungen sofort gründlich geduckt. In den vornehmen Familien sah man dieses Ereigniß nicht überall mit gleich günstigen Augen an, und es fehlte nicht an Unzufriedenen, welche meinten, das wäre nur der Anfang vom Ende des alten Geschlechterruhmes, und es würde nicht lange dauern, so säßen mehr Schneider und Schuster denn Geschlechterherren auf den

Rathsstühlen. Die Meisten aber erkannten den vollen Werth des Mannes, dessen Gattin ja auch aus einem, wenn auch nicht reichen, Stadtgeschlechte stammte, und glaubten, daß sein Einfluß auf die Ämter und Gilden dem Rathe sehr zu Statten kommen und ihm viele Anhänger werben würde. Die Handwerker bauten auf die Wahl Eines der Ihrigen übertriebene Hoffnungen und waren überzeugt, daß nun eine neue Zeit anbrechen und durch seine Fürsorge eine ungeahnte Blüthe des Handwerks sich entfalten würde.

Nach der erfolgreichen Verhandlung mit dem Herzoge gingen der neue Bürgermeister und der neue Rathsherr zusammen ihres Weges, und Heinrich Viskule brachte den Freund in seine Behausung. In der Wohnstube fanden sie Frau Johanna und Ilsabe, und zufällig war auch Balduin da. Die in der Diele arbeitenden Söhne wurden hereingerufen, und Heinrich Viskule sprach: „Gebt mal Acht, Kinder, was ich Euch zu sagen habe. Ich bin jetzt Euer erster worthabender Bürgermeister, und Euer Mann und Vater hier ist Rathsherr in Lüneburg! habt Ihr's verstanden?"

Da jubelten sie Alle hell auf und überschütteten die beiden Erhöhten mit so viel Liebkosungen und Glückwünschen, daß sie eine gewisse besondere Aufregung an Johanna, Ilsabe und Balduin nicht bemerkten.

Heinrich Viskule sagte: „Heut Abend kommt Ihr Alle mit einander zu mir, Deine Ursula auch, Arnold! da wollen wir den Tag und was er uns gebracht hat, zusammen feiern."

Johanna schaute Balduin mit einem ganz eigen lächelnden Blicke an und sprach: „Jetzt, Balduin, ist es Zeit! Soll ich es sagen, oder willst Du es selber thun?'

Die Anderen stutzten; sie nannte Balduin Du, was sie seit seiner Heimkehr nicht mehr gethan hatte. Ilsabe wollte,

roth bis ans Stirnhaar, hinaus laufen, aber die Mutter rief: „Halt! Du bleibst hier! ohne Dich geht es diesmal nicht ab."

Da schritt Balduin auf Ilsabe zu, trat Hand in Hand mit ihr vor Meister Gotthard hin und sprach: „Herr Rathsherr, gebt uns Euren Segen! wir haben uns lieb, ich bitte Euch, gebt mir Ilsabe zur Frau!"

„Hm!" brummte Gotthard vergnügt, „steht es so mit Euch?" Dann schlang er seine mächtigen Arme um die beiden, drückte sie an sich und dann gegeneinander und sagte: „Da! habt Ihr Euch! und Gott gebe Euch seinen Segen, wie ich es thue!"

„Vater," sprach Balduin dann zum Bürgermeister, ist Dir die Ilsabe recht als Tochter?"

„Junge! Mensch!" erwiederte Heinrich Viskule halb gerührt, halb lachend, „das ist die dummste Frage, die ich seit langer Zeit aus Deinem Munde gehört habe; ich hätte Dich enterbt, wenn Du mir mit einer Anderen gekommen wärest." Und er zog Ilsabe an seine Brust und wollte sie gar nicht wieder loslassen.

In der Böttcherstube hauste ein überschwängliches Glück, es klopfte in allen Herzen, es leuchtete aus allen Augen.

„Aber," sagte Gotthard, „seit wann ist es denn Brauch und Herkommen, daß man bei der Mutter eher um die Tochter wirbt als beim Vater?"

„So ist's nicht gewesen," antwortete Johanna; „wie ich vorher in die Stube komme, finde ich die beiden allein hier, und das Mädchen hängt an seinem Halse. Erschrocken will sie sich losreißen, er aber hält sie fest und ruft mir zu: ‚Mutter, ich habe der Ilsabe Treue gelobt, und sie ist's zufrieden, meine Frau zu werden; ich bitt' Euch, seid Ihr's auch!' Was sollte ich denn da machen?"

„Nein sagen!“ rief lachend der Meister. „Eine ganze Stadt habe ich allein nach meinem Wissen und Willen regiert, und hier im eigenen Hause machen sie hinter meinem Rücken, was sie Lust haben? Das ist ja wider allen Handwerks Gebrauch und Gewohnheit!“

„Ist denn die Liebe ein Handwerk, Vater? ich habe sie von selber gelernt,“ sprach Ilsabe fröhlich.

„Balduin, sorge, daß Du ihr Meister bleibst!“ warnte Gotthard auf seine glückliche Tochter deutend.

„Werd's versuchen, Herr Rathsherr!“ lachte Balduin.

Gilbrecht dachte an Hildegund und wünschte der Zeit zehnmal schnellere Flügel.

An Balduin's Finger aber glänzte nun der schöne Ring des guten alten Hans Laffert.

Neunzehntes Kapitel.

wei suert let got in ertrike to beschermende de cristenheit. ¶ Dem pauese is gesat dat geistlike. deme keysere dat wertlike.

Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden zu beschirmen die Christenheit. Dem Papste ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche.

So beginnt der Sachsenspiegel, das älteste deutsche Rechtsbuch, das von dem anhaltischen Ritter Eike von Repkow im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts auf der Burg Falkenstein im Harzwalde niedergeschrieben, bald in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus bis in die Niederlande und bis nach Polen und Livland Geltung erlangte und in den thüringischen anhaltischen, holsteinischen und einigen anderen deutschen Gauen, wie auch in Lüneburg, sechshundert und fünfzig Jahre lang Geltung behalten sollte.

Die Stadt Lüneburg besaß von diesem Buche eine sehr kostbare Pergament-Handschrift. Es war ein mächtiger Foliant mit reichen, schweren Silberbeschlägen auf Vorder- und Rückseite des starken Einbandes. Die großgeformte Schrift zeigte in ihrer Gleichmäßigkeit von der ersten bis zur letzten Zeile die Vollendung der mittelalterlichen Schreibkunst. Der köstlichste Schmuck des Buches waren aber die wunderprächtigen Malereien, die mit dem edelsten Geschmack, dem feinfühligsten

Farbensinn und einer unerschöpflichen Erfindungsgabe auf allen seinen Blättern, von denen keines dem andern gleich war, in höchster Sorgfalt, Sauberkeit und Schönheit ausgeführt waren als liebliche Randverzierungen, als ranken- und blumenreiche, mit Thiergestalten belebte Erweiterungen und Umkränzungen der golddurchwobenen Anfangsbuchstaben, die mit ihrem bunten Zierrath bei den Kapitelanfängen die halbe Seite bedeckten, und endlich als große, den ganzen Raum einnehmende Bilder mit Darstellungen aus Geschichte und Legende.

Dieses Buch lag heute aufgeschlagen in der Gerichtslaube des Rathhauses zu Lüneburg auf einem Tische, hinter welchem auf hohem Stuhle der Schultheiß Herr Georgius von Elebek saß, um mit dem weltlichen Schwerte des Kaisers Gericht zu halten nach altem Sachsenrecht. Es war aufgeschlagen beim vierzehnten Kapitel des zweiten Buches, wo geschrieben steht:

Alle mordere unde alle de den ploch · molen · kerken oder kerkhof rouet · uoredere · mordbrennere · oder de ere bodescap weruet to ereme uromen. de scal men alle radebraken.

Alle Mörder und Alle, die den Pflug, Mühlen, Kirchen oder Kirchhöfe berauben, Verräther, Mordbrenner oder die zu ihrem Frommen deren Auftrag vollziehen, die soll man Alle radebrechen.

Auf einer Bank zur Rechten des Schultheißen, doch etwas entfernt von ihm, saßen die Schöffen und auf der anderen Seite die Rathsherren, soweit sie nicht als Zeugen aufzutreten berufen waren. Der Letzteren waren eine ziemliche Anzahl; unter ihnen Heinrich Viskule, Nikolaus Stoketo, Gotthard Henneberg mit seinen Söhnen und Jakob, Dippold, Stephan Bartels und andere Werkmeister. Außerdem waren viele Geschlechterherren und sämmtliche Amtsmeister zugegen, im Ganzen

weit über hundert Männer, die mit tiefernsten Gesichtern dem Anfang des Gerichts entgegen sahen.

In die große Halle schien durch hohe, herrlich gemalte Bogenfenster mit Wappenschildern und lebensgroßen Figuren von Rittern, Helden und Heiligen die helle Morgensonne hinein und warf bunte Lichter auf die gemusterten Fliesen des Fußbodens. Auch die Wände ringsum und die gewölbte Decke waren über und über in glühenden Farben mit Darstellungen geschichtlicher Vorgänge, mit Laub- und Blumengewinden, mit Bildnissen und allerlei Schmuckwerk gar kunstreich und sinnvoll bemalt, daß das Auge des Beschauers nicht müde wurde, die Fülle der Gestalten und den Wechsel der Formen staunend zu betrachten. Es war ein Glanz und eine anmuthige und zugleich würdevolle Pracht in dem weiten Raume, die ihn dem prunkenden Festsaale eines stolzen Königsschlosses ebenbürtig zur Seite stellte oder ihn noch darüber erhob, so daß er nirgend seines Gleichen hatte.

Diese wunderbar schöne Laube war die Stätte für das Richten über Haut und Haar und über Hals und Hand.

Die Stunde war gekommen, die rechte Zeit, gerechtes Ding zu hegen. Es war hoch am Tage, die allsehende Sonne schien, der Stuhl war besetzt, die Bank gespannt.

Der Richter bedeckte das Haupt, zog mit der behandschuhten Rechten sein Schwert aus der Scheide und legte es quer über den offenen Sachsenspiegel. Dann gebot er Frieden bei dem Halse und verbot Dingflucht und Unlust.

Auf seinen Wink führte der Frohnbote die von reisigen Knechten bewachten Gefangenen und die übrigen Angeklagten herein.

Dalenborg, Schupper, Niebuhr und der Schließer des neuen Thurmes kamen bleich und schlotternden Ganges daher;

sie fühlten, wie Aller Augen auf sie gerichtet waren, und wagten kaum die ihrigen zu erheben, um einen scheuen Blick auf Schultheiß und Schöffen zu werfen. Nach ihnen erschienen die fünf Sülfmeister und die fünf Amtsmeister, die unter Dalenborg im Rathe gesessen hatten, Rokswale, Dörgerloh, Regenstörp, Hesterwegen und Vogelsang. Diese Zehn schienen furchtlos und ruhig, denn sie waren sich keiner Schuld bewußt, als daß sie sich von Dalenborg und seinen Spießgesellen hatten bei Seite schieben lassen statt ihren thätigen Antheil am Regiment zu verlangen und durch Wachsamkeit und Rechtschaffenheit Verrath, Betrug und Mord zu verhüten. Dennoch schämten sie sich, hier vor den Rathsherren, die sie abgesetzt hatten, und vor ihren Amtsbrüdern vom Handwerk, von denen sie abgesetzt waren, als peinlich Angeklagte erscheinen zu müssen. Den Schluß der Armensünderreihe machte Timmo, der sich wegen der Unterstützung von Sengestake's Flucht zu verantworten hatte und geringe Sorge darum zu haben schien, denn er schaute unbefangen und neugierig um sich.

Der Schultheiß stabte den Zeugen den Eid, und sie schwuren mit aufgereckten Fingern zu Gott und den Heiligen, auf den Gerichtsspruch Zeugniß und die rechte Wahrheit zu sagen so viel einem Jedem wissentlich wäre, Niemandem zu Liebe oder zu Leide, noch um Gift, Gabe, Gunst, Haß, Neid oder einige andere Sachen, die Zeugniß der Wahrheit hindern mögen; auch daß sie weder mit Pflicht noch täglichem Beiwesen und Gemeinschaft den Angeklagten verwandt wären.

Dann trat der Frohnbote an die Schranke und erhob die Klage, die gegen die verschieden davon Betroffenen auf Mord, Verrath an der Stadt, Vernachlässigung des Amtes und Vorschubleistung eines Vorflüchtigen lautete.

Die Hauptschuldigen suchten Vieles auf Sengstake zu schie-

ben, der dingflüchtig geworden war und schon vor einem höheren Richter stand. Aber sie wurden übersiebenet und konnten ihren Hals nicht auslösen; ihre Thaten waren handhaft, Zeugen und Beweise vollkräftig und unwiderlegbar.

Der Hungertod Springintgut's war auf Befehl Dalenborg's, Schupper's und Sengstake's über den Unglücklichen verhängt, und der Schließer hatte den grauenvollen Auftrag ausgeführt und war dadurch selber zum Mörder geworden. Stephan Bartels und die anderen Mauermeister bezeugten, wie sie den Todten im Kerker gefunden und was ihnen der Schließer darüber gestanden hatte.

Gotthard Henneberg erzählte nun, unterstützt vom Bürgermeister Viskule, seinen eigenen Söhnen, sowie Jakob und Dippold, wie er hinterlistig in den blauen Thurm gelockt, dort verrätherisch überfallen wäre, und wie sie dann Dalenborg überwältigt und eingesperrt hätten.

Die schriftlichen Beläge für die Verhandlungen, mit denen Dalenborg und Schupper hohe Rechte und Freiheiten der Stadt verschleudern und verschachern wollten, und wie sie sich aus dem Vermögen der Stadt diebisch bereichert hatten, lagen klar und offen dort auf dem Tische. Niebuhr's Theilnahme daran war nur eine geringe, aber ganz zu reinigen vermochte er sich nicht.

Die zehn Sülfmeister und Amtsmeister wußten von all den Schandthaten nichts, trugen aber doch als ehemalige Rathmannen die Verantwortung für den der Stadt zugefügten Schaden und hatten außerdem die Beschämung, sich als willenlose Werkzeuge ihrer Gewalthaber tadeln und schelten lassen zu müssen. Die Klage gegen Timmo hob der Richter auf, weil Sengstake's Flucht nicht geglückt war, und weil Timmo so ehrlich gewesen war, das von jenem geraubte Silberzeug

zurückzubringen, und auch das Kommen des Herzogs gemeldet hatte.

Damit schloß die Verhandlung, und der Schultheiß hatte nun die Bank um das Urtheil zu fragen. Er wandte sich zu den Schöffen und sprach: „Stehend schilt man Urtheil, sitzend findet man Urtheil unter Königsbann, Jeder auf seinem Stuhle. Schöffen, findet das Urtheil nach Euren Sinnen, so Ihr es am besten wißt; Ihr leidet darum keine Noth, sei es gleich Unrecht. Schöffen auf der Bank, ich frage Euch um Euer Urtheil!“

Nach kurzer, flüsternder Berathung sprachen die Schöffen auf sämmtliche Klagen ein einstimmiges Schuldig.

Da erhob sich der Schultheiß von seinem Sitze, entblößte das Haupt und that seinen Spruch. Er verdammte Dalenborg, Schupper und den Schließer zum Tode durch das Rad. Niebuhr wurde an Leib und Gut friedlos gelegt und auf ewige Zeiten aus der Stadt und dem Herzogthum Lüneburg verbannt. Die übrigen Zehn wurden zu einer bürgerlichen Buße von mäßigem Betrage verurtheilt, mit jeder anderen Strafe jedoch verschont und von ihrem Einlager erlöst. Sie waren von Stund an frei, während die drei dem Tode Verfallenen gebrochenen Muthes in ihre Kerker zurückgeführt wurden.

Bei Aufdeckung der gegen die Stadt verübten und geplanten Verbrechen war Gotthard Henneberg der Hauptzeuge gewesen und hatte dabei die mitangeklagten fünf Amtsmeister so eifrig und warm vertheidigt, sie so aller Schuld zu entbürden gesucht, daß sie ihm nach ergangenem Spruch aus vollem Herzen aufrichtig dankten. Er aber befand sich in einer seltsamen Erregung, erwiederte ihren Händedruck stumm, hörte kaum auf ihre Worte und schien mit seinen Gedanken weitab zu sein.

Jetzt that Herr Georgius von Elebek, ehe er das Gericht aufhob, die übliche Umfrage.

Er sprach: „Gerechtes Gericht ist gehegt und gehalten, Klage geführet, Urtheil gefunden, Spruch gefället. Ich frage: Hat noch Einer vor Stuhl und Bank, vor Schrann' und Schrank' etwas zu sagen, zu fragen, zu klagen?

Ich frage zum anderen Male. —

Ich frage zum dritten Male." — —

Alle schwiegen. Der Schultheiß griff nach seinem Schwerte, um es von dem aufgeschlagenen Sachsenspiegel zu nehmen und in die Scheide zu stecken.

Gotthard Henneberg hatte die Frage wohl gehört, aber er rührte sich nicht. Mit starrem Blick auf das geöffnete Buch dort stand er und kämpfte in seinem Herzen einen verzweifelten Kampf. Als er aber des Richters Eisenhand nach dem Schwerte greifen sah, fuhr er zusammen und war mit drei mächtigen Schritten vorn an der Schranke.

„Richter auf dem Stuhle, ich klage, klage, klage!" rief er mit rauher, hohler Stimme, und sein Gesicht hatte einen erschreckenden Ausdruck.

Der Schultheiß sowohl wie alle Übrigen dachten verwundert: was mag er noch wollen?

Der Schultheiß antwortete: „Kläger, der Richter hört Dein Gerüffte; schreie Deine Klage!"

Gotthard Henneberg sprach sich mühsam fassend: „Ich klage wider meinen leiblichen Sohn, den Böttcherknecht Gilbrecht Henneberg, wegen einer That, die an Hand und Hals geht."

Da ward es still umher. Mit stockendem Athem blickten Alle auf den Sülfmeister. Unbeweglich stand auch der Richter; er hatte die Lippen zum Sprechen geöffnet, aber es kam kein Ton aus seinem Munde.

Gotthard's Brust hob und senkte sich, als er sich zum Reden zwang und endlich, wie zu Allen gewendet, fortfuhr: „Ich sehe wohl Euer Entsetzen über meine Worte, und mir selber ist das Herz schwer genug dabei; aber ich habe die Wahrheit gesprochen und weiß, was ich thue. Herr Schultheiß und Ihr, hochedle Herren, Bürger und Freunde! In den bitteren Tagen, die ich am liebsten aus der Chronik unserer guten Stadt ausstriche, ist viel gesündigt worden, und hier haben wir mit unseren Ohren den Spruch gehört, der den üblen Thaten ihren Lohn giebt. Da will ich nicht, daß Einer, und wenn es mein eigener Sohn, und wenn ich es selber wäre, mit ungebüßter, heimlicher Schuld dahin gehe, sondern ich will, daß Alles, was in jener Zeit gebrochen und gefrevelt ist, auch vor Gott und Menschen gesühnt werde."

Er wandte sich um und suchte Gilbrecht. Der stand schon hinter ihm, bleich, wie betäubt von der peinlichen Klage, mit niedergeschlagenen Augen. Der Meister warf einen schmerzlichen Blick voll inniger Liebe auf den Sohn, faßte ihn bei der Hand, zog ihn neben sich und sagte: „Komm her, Gilbrecht, und bejahe meine Rede." Dann sprach er zum Richter: „Mein Sohn hat, um Fräulein Hildegund Viskule zu befreien, mit vorbedachtem Muth und eigener heilloser Hand das Kloster Lüne in Brand gesteckt."

In der Laube entstand ein Geflüster und Geraune, das stärker und stärker ward; aber man merkte wohl, daß es nicht Unwille gegen Gilbrecht war, sondern Beifall für seine That, und hie und da wurden einzelne Stimmen laut: „Wenn's weiter nichts ist! — Da hat er recht gethan! — Das Pfaffennest! — Das soll er nicht büßen!"

Der Richter klopfte mit dem Stabe auf, bis wieder tiefe Stille ward, und sprach dann: „Gilbrecht Henneberg, die Klage

geht Dir ans Blut. Aber Du bist nicht binnen Tag und Nacht in der handhaften That überwunden, und auf sächsischer Erde mag Jedermann seinen Schaden verschweigen, so lange er will. Dennoch frage ich Dich, und Du magst mir antworten nach Deinem Eigenwillen: Willst Du Deines Vaters Rede bewähren?"

Gilbrecht antwortete: „Ja!"

„Hast Du einen Mundwalt?" frug der Richter weiter.

„Ich will sein Mundwalt sein!" rief Heinrich Viskule und stellte sich neben die beiden Hennebergs an die Schranke. „Meine Tochter Hildegund ist von dem Propst zu Lüne halb mit Gewalt, halb mit lügenhaften Vorspiegelungen ins Kloster entführt worden und dort gegen ihren Willen festgehalten. Ich lag gefangen, und man redete ihr ein, sie könnte anders nicht mein Leben retten, als wenn sie den Schleier nähme und ihr Erbe dem Kloster vermachte. Da beschloß Gilbrecht Henneberg, ihr Freund und Jugendgespiele, meine Tochter zu retten, und um in das Kloster eindringen zu können, steckte er ein kleines Strohdach in Brand, das weitab vom Klostergebäude hart an der Mauer stand. In dem Gelärm und Gewirr beim Löschen des Feuers hat er die Jungfrau herausgeführt. Weiter ist kein Schade geschehen; ich will ihn dreifach, will ihn zehnfach vergüten, aber ich will auf die Heiligen schwören, daß Gilbrecht Henneberg des Mordbrennens unschuldig ist; Ihr dürft nicht Ungericht über ihn halten."

Da ward es noch lauter im Saal, und sie riefen: „Nein, nein! er ist kein Mordbrenner! das darf er nicht büßen!"

Der Schultheiß aber schüttelte ernst und traurig das Haupt und sagte: „Ich kann ihn nicht lösen, ich kann ihm nicht Frieden erwirken. Ihr mögt das Urtheil schelten, wenn es Euch unrecht dünkt, und Euch Boten erbitten, es dahin zu ziehen,

wohin Ihr es nach Recht ziehen sollt; aber ich stehe hier unter Königsbann, gerechtes Gericht zu halten nach Sachsenrecht. Schöffen auf der Bank, findet das Urtheil!"

Die Schöffen berieten sich, und dann sprach ihr Obmann: „Richter auf dem Stuhle, wir können das Urtheil nicht finden. Er ist nicht unschuldig und ist nicht schuldig."

Mit klopfendem Herzen, regungslos wie ein Bild von Stein stand der Sülfmeister und hing mit brennenden Augen an den Lippen des Richters, dessen Spruch Alle, Alle mit höchster Spannung erlauschten.

Der Richter sprach nach einer kurzen Überlegung: „Kläger, Ihr meintet es, es dürfe keine Schuld ungebüßt bleiben, jeder Frevel müßte gesühnt werden. Ich verstehe Euch; Ihr möchtet Euren Sohn vor Gott und Menschen wieder redlich machen."

Gotthard Henneberg nickte, und der Schultheiß fuhr fort: „So höret meinen Spruch! — Gilbrecht Henneberg, des Mordbrennens spreche ich Dich frei. Weil Du aber ohne Recht und Erlaubniß mit selbsteigener Gewalt in den geweihten Frieden drangest, so heiße ich Dich einen Friedensbrecher und verfeste Dich für Deine jähe That aus der Stadt Lüneburg auf ein Jahr und einen Tag. Weil Du aber nicht zu eigenem Nutzen gefrevelt hast, sondern nur in rascher Jugend Art helfen wolltest, wo Du keine andere Hülfe sahest, so sollst Du nicht ehrlos, nicht rechtlos, nicht friedlos sein, und wenn Du wiederkommst zu Deiner beschiedenen Zeit, so sollst Du aller Schuld und Sühne quitt und ledig sein. Soll ich Dir Tag geben, so sag' es!"

Gilbrecht schwieg; aber Heinrich Viskule sagte: „Ich bitte für ihn um fünf Tage."

„Gut!" sprach der Schultheiß; „von heute in fünf Tagen magst Du aus dem Thore gehen." —

Das Gericht war zu Ende. Gotthard Henneberg athmete

auf wie von einer schweren Last befreit und reichte dem Schultheißen die Hand zum Dank für seinen gelinden Spruch. Viele der Anwesenden kamen zu Gotthard und seinem Sohne mit freundlichem Trost und Zuspruch und priesen den weisen und milden Richter.

Gilbrecht aber war niedergeschmettert von dem trübseligen Gedanken, sich von Hildegund trennen zu sollen, und wenn er nach Jahr und Tag wiederkäme, dachte er, wer weiß, wo dann Hildegund war! — —

Zwei Tage später klang in der Morgenfrühe das Armesünderglöcklein. Der ‚ungenannte Mann' übte an den drei Verurtheilten auf offenem Markte sein blutiges Handwerk und brachte Dalenborg, Schupper und den Schließer vom Leben zum Tode. Johann Springintgut war gerächt.

———

Zwanzigstes Kapitel.

Zum ersten Male seit langer Zeit, vielleicht zum ersten Mal im Leben war Frau Johanna mit ihrem Gotthard unzufrieden, weil er den eigenen Sohn angeklagt hatte um einer Sache willen, die ihrer Meinung nach Gilbrecht mehr zur Ehre als zur Schande gereichte. Es gelang auch dem neuen Rathsherrn nicht, seine Frau zu der Einsicht zu bringen, daß Gerechtigkeit den Gefühlen des Herzens vorgehen und Gilbrecht's That gesühnt werden mußte, um sein Gewissen zu befreien und seine Ehre herzustellen, denn sie bestritt, daß das eine beschwert und die andere beschädigt sein könnte. Die Verbannung Gilbrecht's warf einen düstern Schatten auf ihr häusliches Glück, welches durch Gotthard's Wahl in den Rath, durch Ilsabe's Verlöbniß mit Balduin und durch die nahe Aussicht auch auf Arnold's eigenen Herd schon so hoch gestiegen war, daß ihr zu seinem Gipfel nichts Anderes mehr fehlte, als Gilbrecht's Förderung zum Selbstherrn im Bunde mit Hildegund. Sie hatte so fröhlich gehofft, so sicher darauf gerechnet, daß Gilbrecht bei seinem zum Meister gewordenen Bruder Arnold, der des Vaters Werkstatt übernahm, sein Muthjahr dienen, das Amt eschen und die Viskulentochter freien sollte, und nun war dieser schöne Traum ins Nichts oder doch in eine sehr ungewisse Zukunft verscheucht durch ihres Mannes

steifnackige Ansicht von Gerechtigkeit und Sühne und seine unbegreifliche Anklage.

Gilbrecht dachte ebenso, denn er fühlte sich in seinem Gewissen durchaus nicht belästigt durch seine That. Jede andere Buße hätte er für das Bewußtsein, Hildegund gerettet zu haben, mit Freuden auf sich genommen, nur nicht die Verbannung; denn es war ihm ein sehr widerwärtiges und trauriges Geschick, noch einmal das Brod der Fremde essen, fern von der Geliebten wieder anderer Leute Knecht sein und sein ersehntes Glück günstigsten Falles noch ein ganzes Jahr länger hinausschieben zu sollen. Dennoch stellte er sich der Mutter gegenüber auf die Seite des Vaters und suchte ihr Trost zuzusprechen, indem er meinte, das eine Jahr würde im Umsehen dahingehen, er wäre ja noch jung, und sie sollte sich nicht um ihn grämen. Aber Frau Johanna merkte nur zu gut, daß solche Worte dem Sohne nicht von Herzen kamen, und daß es damit ganz anders bei ihm bestellt wär. Niemand konnte ihr die Schwermuth nehmen, die sich ihrer in einem Maße bemächtigte, daß sie die ganze Familie damit ansteckte und eine sehr trübe Stimmung im Böttcherhause herrschte.

Der Meister aber ließ sich nicht beirren in seinem Bewußtsein, zur Ehre seines Hauses und zum Besten seines Sohnes das einzig Rechte gethan zu haben. Darin sollte er bald noch mehr bestärkt und auch seiner Frau gegenüber unterstützt werden, obwohl bei Gotthard's Ruhe und Besonnenheit und Johanna's Liebe zu ihm keineswegs ein Streit zwischen den Eheleuten ausgebrochen war. Mit wenigen bewegten Worten nur hatte sie ihm Vorwürfe gemacht; das Übrige thaten ihre traurigen Blicke und halb unterdrückten Seufzer, um ihn ihren Schmerz über das Schicksal des Sohnes erkennen zu lassen.

Da kamen eines Tages Hans Laffert, Schnewerding und Schuttenhelm und bald nach ihnen, als hätten sie sich verabredet, auch Dörgerloh und Hesterwegen zu Gotthard Henneberg. Sie waren ja nicht Alle seine vertrauten Freunde, aber sie kamen doch als Freunde, um ihn noch einmal in seinen vier Pfählen aufrichtig zu beglückwünschen und ihn, noch mehr aber seine Frau über Gilbrecht's zeitweilige Verbannung zu getrösten. Das freute den Rathsherrn, namentlich von seinen dermaligen Gegnern, Dörgerloh und Hesterwegen. Er sowohl wie Johanna empfingen die Amtsmeister sehr herzlich, und es war ihnen beiden ein sehr wohlthuendes Gefühl, von jenen zu hören, daß so wie sie die ganze Bürgerschaft dächte und die Befriedigung über sein vorübergehendes Regiment, besonders über sein mannhaftes Auftreten dem Herzog gegenüber und die Freude über seinen Eintritt in den Rath eine ungetheilte wäre.

„Und, Henneberg," sagte Dörgerloh, „ich will's Euch nur gestehen; es lief mir eiskalt über den Rücken, als ich Euch an der Schranke stehen sah und den eigenen Sohn wegen einer That, die ans Blut ginge, anklagen hörte; aber, lieber Amtsbruder und Rathsherr, was wahr ist, muß wahr bleiben, Ihr habt Recht gethan, es gereicht Euch zur Ehre!"

„Ja," fiel Hesterwegen ein, „in dem Augenblicke wuchset Ihr mir gleich einen Kopf höher, und ich kam mir sehr klein vor, denn ich glaube nicht, daß ich das gekonnt hätte."

Gotthard Henneberg lächelte still vor sich hin und sagte dann zu dem Goldschmiede: „Alter Freund Hans Laffert, meint Ihr auch, daß ich recht gethan habe?"

Hans Laffert reichte ihm stumm die Hand herüber, und die klugen, freundlichen Augen blickten ihn unter dem weißen Haar so warm und treuherzig an, daß es keiner Antwort weiter bedurfte.

Schnewerding sagte: „Mir ist es erst zu Hause klar geworden, Henneberg, daß Du recht gethan hast, als ich es Immeke erzählte und die zu meiner Verwunderung ausrief: Das ist brav, das ist schön! das gefällt mir vom Sülfmeister!“

„Nun, Johanna,“ wandte sich Gotthard zu seiner Frau, „was sagst Du zu diesen ehrenwerthen Zeugen?“

„Ich achte die ehrbaren Meister und ihre Meinung,“ erwiederte Johanna, „aber sie sind auch Alle nicht die Mutter des Jungen.“

„Ich bin auch nicht seine Mutter,“ sprach Schuttenhelm und schlug sich mit der Hand derb aufs Knie, „aber ich sage auch: ich hätte es nicht gethan! um so ein verdammtes Pfaffennest sollt' ich meinen Jungen seinen besten Hals verwetten lassen? nun und nimmermehr! Gotthard, so was thust Du mir in Deinem Leben nicht wieder!“

„Das verhüte Gott!“ lachte der Rathsherr, und die Anderen mußten mitlachen über des grimmen Schmiedes sprühenden Zorneifer.

„Ja, lacht nur!“ sagte der und wurde ganz roth im Gesicht. „Wir können Gott danken, daß da ein vernünftiger, milddenkender Richter stand! sonst hätte was Schönes daraus werden können. Kopf ab! aufs Rad! heißt es nach altem Sachsenrecht; wißt Ihr das nicht?“

Frau Johanna schauderte und erbleichte.

„Aber Schuttenhelm!“ rief Dörgerloh.

„Bist Du etwa dazu hergekommen, Grobschmied,“ frug Hesterwegen, „daß Du dem Sülfmeister noch nachträglich die Hölle heiß machen willst?“

„No hab' ich denn nicht Recht?“ trotzte der Schmied.

„Nein, Schuttenhelm, Du hast nicht Recht,“ erwiederte Gotthard Henneberg ruhig.

„Gewagt war es, Henneberg!“ sagte Schnewerding.

„Das war es, ja!“ meinte auch Hans Laffert, „und um so höher ist es anzuschlagen; das fühlen wir Alle mit, Gotthard! und Keiner in der Stadt wird Euch das vergessen, daß Ihr ebenso streng wie gegen Andere auch gegen Euch selber gewesen seid.“

„Laßt's gut sein, Brüder!“ sprach Dörgerloh. „Frau Rathsherrin, wo will sich denn Euer Sohn hinwenden? Können wir ihm förderlich sein, so sagt es nur; Mancher von uns hat noch Freundschaft im Reiche.“

„Ich danke Euch, liebe Meister!“ erwiederte Johanna. „Wo er hingehen wird, weiß ich nicht; ins Blaue hinein, in die weite, weite Welt, wo er unlängst hergekommen ist.“

„Nun, nun,“ sagte Schuttenhelm, „er hat gesunde Arme, wird sich schon durchschlagen; denn darauf kommt's an, wie man zugreift und wo man hinschlägt.“

„Und daß man das Eisen schmiedet, wenn es heiß ist; nicht wahr, Schuttenhelm?“ lächelte Gotthard.

„Gewiß! hast ganz Recht, Herr Rathsherr!“ erwiederte Schuttenhelm. „Wenn ich Deinem Gilbrecht das Feuer aufblasen könnte zu seinem Glücke, ich thät's, thät's gerne, verlangt von mir, was Ihr wollt!“

„Alte, treue Seele!“ sprach Gotthard und klopfte den biderben Freund auf die breite Schulter.

Die Amtsmeister erhoben sich, und nachdem sie noch ein paar freundliche Worte mit Arnold und Gilbrecht in der Diele gewechselt hatten, gingen sie fort. Ihre Anhänglichkeit und herzliche Theilnahme war ein linder Balsam auf Johanna's Wunde.

Ilsabe saß oben in ihrem Schwalbennest, dachte an den Liebsten im Biskulenhofe und nähte an einem feinen Brauthemd, aber nicht für sich, sondern für Ursula.

Auch auf dem Viskulenhofe war große Kümmerniß über Gilbrecht's Geschick. Balduin konnte sich kaum darin finden, den Freund, der ihm unentbehrlich geworden war so lange missen zu sollen, zumal er sich sagen mußte, daß Gilbrecht für eine That büßte, die zu vollbringen ihm, dem Bruder Hildegund's, eigentlich näher gelegen hätte als dem Freunde.

Hildegund hatte verweinte Augen. Der Schmerz über die bevorstehende Trennung von dem Geliebten nagte an ihrem innersten Leben, und sie, sie war schuld daran, ihretwegen litt er die Strafe, die sie ungerecht und grausam fand, und um derentwillen sie seinem Vater grollte. Dazu kam der bange Zweifel, nicht an Gilbrecht's Liebe, aber an seinem Willen, sich auf ewig mit ihr zu verbinden. Sein Schweigen war ihr unerklärlich; sie hatte ihm doch die unzweideutigsten Beweise ihrer Liebe gegeben; warum sprach er nicht das entscheidende Wort? warum forderte er nicht Gelübde und Treuschwur, mit dem sie ihm ihre ganze Seele gegeben hätte? warum machte er es nicht wie Balduin und kam zu ihrem Vater, ihre Hand von ihm zu erbitten, die ihm der Vater nimmermehr verweigern würde, nicht verweigern könnte? warum? warum? Sie konnte keinen Grund seiner Zögerung finden, als daß sie annehmen mußte, er hätte sie als seine Jugendfreundin zwar herzlich lieb, hegte aber nicht den Wunsch, sie zu besitzen. Dieser Gedanke quälte sie fürchterlich, denn ihm zu entsagen, war ihr unmöglich, ohne ihn mochte sie nicht leben. Seit jenem Morgen in der Heide waren Wochen vergangen, und er hatte sie nicht gefragt, ob sie sein eigen werden wolle. Heute sank die Sonne schon zum dritten Male seit dem Gericht in der Laube, und er hatte sich auf dem Viskulenhofe nicht einmal blicken lassen. Nur einen einzigen Tag noch durfte er in der Stadt verweilen, übermorgen mußte er von dannen. Wenn er bis dahin nicht käme,

um sie als seine Braut in die Arme zu schließen, — und sie glaubte nicht mehr daran — was sollte dann aus ihr werden? Ohne Abschied, so hoffte sie, würde er ja wohl nicht von ihr gehen, aber sie war überzeugt, daß sie den nicht überleben, sondern daß sie an dem letzten Worte, dem letzten Blicke des Geliebten sterben würde, und das war ihr gerade recht.

Der Bürgermeister Heinrich Viskule sah das Leid seiner Tochter, wußte auch die Quelle, aus der es strömte, und — schwieg und lächelte. Der Tröster wird schon kommen, dachte er; aber der kam nicht, und als nun der Bürgermeister darüber nachsann, warum der wohl nicht kam, fand er auch hier die richtige Spur. Er hatte aber seinen Plan schon fertig. Als er heute gegen Abend aus der Schreibstube in sein Wohngemach hinaufging, traf er dort Hildegund, die sich bei seinem Eintritt schnell die Augen trocknete und mit einem tieftraurigen Blick an ihm vorüber aus dem Zimmer wollte. Da jammerte sie ihn doch, und er hielt sie zurück und sagte: „Hildegund, komm mal her! was ist denn?"

„O nichts, Vater!" erwiederte sie, in ihr Schicksal ergeben.

„Nichts? doch Kind! etwas muß sein; soll ich mal rathen?"

Wieder perlten ihr die Augen.

„Dir thut es leid, daß Dein guter Freund Gilbrecht wieder fort soll, nicht wahr?"

Sie biß die Lippen zusammen und nickte.

„Und Du bist gewiß recht böse auf seinen Vater, daß er ihn angeklagt hat," fuhr der Bürgermeister fort.

„Ja!" kam es leise, aber doch etwas trotzig von ihren Lippen.

„So! ja, möchtest Du denn, daß Dein Freund Gilbrecht Zeit seines Lebens mit einem schlechten Gewissen herumginge, eine ungerochene, ungesühnte Schuld auf der Seele? daß er,

wenn er einmal einen Brandstifter richten sähe, sich sagen müßte: du bist auch nicht besser, als der arme Sünder da? Oder möchtest Du lieber, daß er leichten und freien Herzens jedem braven Christenmenschen in die Augen sehen kann, weil er seine Schuld nach Fug und Recht gebüßt hat und wieder so rein und ehrlich geworden ist wie Du und ich?"

Hildegund blickte ihren Vater groß an, und eine einzelne Thräne lief über ihre sich sanft röthende Wange.

„Du möchtest doch gewiß lieber das Letztere, nicht wahr?" fuhr der Vater fort.

„Ja!" hauchte Hildegund, und ein heller Schimmer glänzte aus ihren Augen.

„Nun siehst Du wohl! also brauchst Du ihn gar nicht so sehr zu bedauern, brauchst Dich gar nicht um ihn zu grämen; er thut es gewiß auch nicht. Oder — oder meinst Du doch?"

Hildegund hielt einen Zipfel ihres Taschentuches zwischen den Zähnen, starrte ins Leere und seufzte aus tiefster Brust. Der Bürgermeister saß in einem Lehnstuhl, zog die vor ihm Stehende auf seine Knie und sah ihr mit einem innigen Blick nahe in die Augen. Diesen Blick konnte sie nicht ertragen; sie warf sich an seinen Hals und weinte bitterlich.

„Sage mal, mein Mädchen," sprach Heinrich Viskule freundlich und ruhig, „hast Du denn den Gilbrecht lieb?"

Statt aller Antwort drückte sie den Vater in ihren Armen und schmiegte das Haupt noch fester an seine Schulter.

„Hast Du ihn denn wohl ebenso lieb wie Ilsabe Deinen Bruder Balduin?"

„Ach! — noch viel — viel — viel lieber!" schluchzte sie

„Und der Schlingel hat Dich nicht wieder lieb?"

„O doch!" fuhr sie auf.

„O doch? woher weißt Du denn das?"

„Er hat es mir selber gesagt," erwiederte sie hold verschämt.

„Dir selber gesagt? so so! sieh mal an! wann denn?"

„Als er mich aus dem Kloster holte."

„Aha! — und seitdem hat er nichts weiter gesagt?"

„Nein! kein Wort!" sprach sie beinahe heftig.

„So! — weißt Du was? Steh mal auf! ich werde mal ein verständiges Wort unter vier Augen mit dem Gilbrecht reden."

„Vater —!"

„Na, na! laß mich nur machen! sollst zufrieden mit mir sein."

Und er rief seinen alten Diener Martin. „Martin, springe mal hin zu Hennebergs, ich ließe Gilbrecht bitten, gleich einmal zu mir zu kommen."

Mit dem Springen hatte das bei Martin gute Wege, aber er ging so schnell, wie ihn seine alten Beine tragen wollten.

„Du bleibst hier im Nebengemach, Hildegund," sagte der Bürgermeister zu seiner Tochter, „bis ich Dich rufe; dann kommst Du aber augenblicks herein! verstanden?"

Hildegund umschlang den Vater noch einmal und lief dann hinaus, das Herz voll Hoffnung.

Gilbrecht erschien etwas betreten vor dem Bürgermeister, der ihn mit den Worten empfing: „Wo steckst Du denn, Gilbrecht? läßt Dich ja gar nicht sehen!"

Gilbrecht schwieg verlegen.

„Nun?" sprach Herr Biskule weiter, „übermorgen geht's fort, nicht wahr?"

„Ja, Herr Bürgermeister! leider!"

„Leider! warum denn leider? ein junges Blut wie Du kann gar nicht genug von der Welt zu sehen kriegen. Wo willst Du denn nun hin?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Gilbrecht kleinmüthig.

„Wirst doch wohl wissen, wo Dein Handwerk blüht. Willst doch einmal Böttchermeister werden?"

„Ja," sagte Gilbrecht etwas zögernd, „ich habe ja doch nichts Anderes gelernt."

„O, Balduin sagt, Du könntest gut rechnen, hättest Dich überhaupt hier sehr anstellig und gelehrig gezeigt, an Dir wäre eigentlich ein Kaufmann verloren gegangen, und Deine Handschrift ist auch nicht übel, ich habe sie gesehen."

Gilbrecht's Augen blitzten; er sah den Bürgermeister forschend an.

„Höre mal, Gilbrecht," fuhr der alte Herr fort, „eine Frage wird ja erlaubt sein: hättest Du wohl einige Lust, statt eines Böttchers ein Kaufmann zu werden?"

„Herr Bürgermeister —! Herr Bürgermeister! ja! mit tausend Freuden!"

„So! J das freut mich von Dir, bin selber mit Leib und Seele Kaufmann. Was meinst Du, wenn ich Dich dieses Jahr lang zu einem alten Freunde, einem Handelsherrn in Lübeck, auf sein Kontor schickte, daß Du da die Handlung lerntest?"

Gilbrecht stand mit weiten Augen und offenem Munde da, faßte nach des Bürgermeisters Hand und sagte verwirrt: „Allen Dank! allen Dank!"

„Sieh mal," sprach Herr Biskule, „ich habe als Bürgermeister nicht viel Zeit, mich um mein Handelswesen hier zu kümmern; es wird ohne meinen Willen von Jahr zu Jahr größer, und für Balduin allein wird es bald zuviel sein; da dachte ich mir, es wäre hübsch, wenn Du ihm helfen könntest und mit Deinem künftigen Schwager das Geschäft hier zusammen besorgtest. Was meinst Du dazu?"

„Herr Bürgermeister, so viel Glück habe ich nicht verdient,“ erwiederte Gilbrecht, halb berauscht von der lockenden Aussicht.

„Nun, wirst es ja noch. Aber — was wollte ich doch gleich sagen? ja so! Wenn nun Balduin Deine Schwester, die Ilsabe heirathet, dann — dann kannst Du auch nicht mehr lange ledig bleiben; ein einläufiger Mann taugt nicht recht fürs Geschäft. Du mußt Dir eine brave Frau anschaffen, Gilbrecht; vielleicht — vielleicht findest Du in Lübeck Eine, die Dir gefällt!“

„Werde wohl nicht danach suchen, Herr Bürgermeister,“ erwiederte Gilbrecht strahlend vor Freude.

„Nicht? ei warum denn nicht? Hast Dich doch nicht etwa schon heimlich mit Einer versprochen?“

„Nein, das nicht, aber —“

„Das nicht? was dann? Weißt Du vielleicht Eine, die Du lieb hast und gern zu eigen haben möchtest?“

„Ach! — lieb hab' ich Eine über alle Maßen, aber —“

„Aber sie will Dich nicht?“

„Weiß nicht, — ein Böttcherknecht —“

„Weißt es nicht? Warte mal!“ — Er erhob sich und öffnete die Thür zum Nebengemach.

Gluthüberströmt trat Hildegund herein.

„Hildegund,“ sprach Herr Viskule, „der Gilbrecht sagt, er hätte Eine sehr lieb, wüßte aber nicht, ob sie ihn wollte. Was sagst Du dazu?“

Hildegund schwieg und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Hildegund, möchtest Du eine Böttcherfrau werden?“ frug Herr Viskule wieder.

Nur ein liebestrahlender Blick auf Gilbrecht und ein freudiges Nicken war ihre Antwort.

„Hildegund!“ jauchzte Gilbrecht, und da lag sie in seinen Armen. Bald umschlangen sie sich, bald umhalsten sie den alten Herrn und waren überüberglückselig.

Der Bürgermeister wischte sich die Stirn und sagte lächelnd: „Kinder, das war ein Stück Arbeit, Euch zusammen zu bringen! das hat uns Balduin bequemer gemacht. Ist denn nun Alles in Ordnung? Hildegund, zufrieden?“

„Ach! Vater!“ jubelte sie, „ich habe keine Worte!“

„Was machen wir denn nun?“ frug Heinrich Biskule, selber voll Glück und Freude.

„Zur Mutter!“ sprach Gilbrecht.

„Hast Recht! und zum Alten! kommt! Balduin ist unten, den nehmen wir mit,“ sagte der Bürgermeister.

„Wenn er nicht schon dort ist,“ lachte Gilbrecht.

Da gingen die Drei. Hildegund hing sich an Gilbrecht und drückte ihn an ihre wogende Brust und sah zu dem Bräutigam auf mit Blicken unsäglicher Liebe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nun ward aus dem letzten Tage, den Gilbrecht noch in der Stadt verbringen durfte, statt eines Trauertages ein Fest- und Freudentag für ihn und die Seinigen; denn in das Goldene Ei war das Glück eingekehrt, noch über Johanna's kühnstes Hoffen hinaus, und das lichte Morgenroth umwob mit seinem Glanze den hohen Giebel des Böttcherhauses als verheißungsvolles Zeichen für das Emporkommen und blühende Gedeihen eines tüchtigen Geschlechts.

Es war nicht Sonntag, und doch gebot Meister Gotthard, daß heute die Arbeit in der Werkstatt ruhen sollte; er wollte seine letzte Morgensprache im Böttcheramte halten und am Abend die Familie und deren Zuwachs, die Viskules und die Dippolds, zu einer fröhlichen Gastlichkeit um sich versammeln. Bis dahin sollte Jung und Alt den Tag nach Gefallen verleben, aber es sollte nicht der Eine hierhin, der Andere dorthin laufen, sondern sie sollten sich Alle hübsch zusammenhalten in Eintracht und Geselligkeit.

Das geschah denn; aber müßig konnte Henneberg's Volk nicht sein. Sie fingen an, sich und das Haus zu putzen; Diele und Wohnstube sollten es merken, daß sie heute liebe Gäste zu empfangen hätten. Geschäftige Hände machten sich über Alles her, was fest und was lose war, rückten zehnmal Tisch und Stühle, glätteten immer wieder das faltenlose Tischtuch, rieben

an den Krügen auf den Schränken und Wandbrettern, und Einer wischte immer noch einmal hinter dem Anderen Staub, wo gar keiner war. Alles sang und sprang im Hause, und Jeder wollte dem Anderen ein noch fröhlicheres Gesicht zeigen, als das war, in das er selber hineinblickte. Muntere Scherzworte fielen, und allerlei Schimpf und Kurzweil ward getrieben. Der Rathsherr schaute in heiterer Würde und mit einem ruhigen Lächeln auf das Treiben der Seinigen und sah mit stillem Behagen, daß auch die Vorbereitungen in der Küche dabei nicht zu kurz kamen, für welche Lutke manchen Gang zu thun hatte.

Schon früh kam der Grapengießer Hartnacke und brachte einen ziemlich umfangreichen, in ein Tuch gehüllten Gegenstand mit sich.

„Habt Ihr's wirklich geschafft?“ frug Gotthard Henneberg erfreut.

„Ja, er ist fertig,“ erwiederte der Amtsmeister, „wir haben Tag und Nacht daran gesessen, weil ich ihn Dir gern zur rechten Stunde liefern wollte.“

„Laß sehen!“ sagte der Rathsherr.

Hartnacke wickelte aus dem Tuche einen blitzenden, funkelnagelneuen Zinnbecher, den er mit liebäugelndem Wohlgefallen auf den Tisch stellte.

Ein allseitiges Ah! begrüßte das schimmernde Werk. Es war ein großmächtiger Ehrenhumpen, den Gotthard seiner Gilde zum Andenken stiften wollte. Der mehrfach gewölbte und geschweifte Fuß ruhte auf vier sitzenden Löwen. Den Obertheil, das eigentliche Trinkgefäß, trugen drei kräftige Böttchergestalten mit Schurzfell und Handwerkszeug. Auf der breitesten Ründung war das Böttchergildewappen in erhabener Arbeit mit Tonne, Beil und drei Nelken. Auf der entgegengesetzten Seite war die Inschrift mit der Widmung

und dem Namen des Gebers, und den in drei schön verzierten Abstufungen sich verjüngenden Deckel krönte die Figur eines bewehrten Böttchermeisters in Haube und Harnisch, der eine Fahne in der Hand hielt.

Alle hatten ihre Freude an dem Prachtstück und lobten Erfindung und Ausführung daran.

„So Einen haben sie doch noch nicht,“ sagte Gotthard bewundernd.

„So Einen kriegen sie auch nicht wieder!“ sprach der Meister und zeigte mit der Hand auf den Rathsherrn.

„Es ist mir lieb,“ sagte Gotthard, „daß Du Fleiß und Arbeit nicht daran gespart hast.“

„Ich wußte wohl, daß Du so dachtest, Henneberg, und wollte, daß Du Ehre damit einlegtest,“ erwiederte Hartnacke. „Die Gabe soll des Gebers würdig sein.“

Glock acht machte sich der Sülfmeister mit dem Schwerte umgürtet zu seiner letzten Morgensprache auf den Weg. Hartnacke begleitete ihn bis zum Gildehause, und Arnold trug den wieder eingehüllten Pokal.

Kaum waren sie aus dem Hause, als Ilsabe fortsprang, um Hildegund herbeizuholen. Die beiden Mädchen brachten zwei schon bereit gehaltene Körbe voll Laub und Blumen mit, um den großen Zirkel zu bekränzen, der heute seinen Hundertjahrtag hatte. Der Rathsherr hatte das über allen den wichtigen Vorgängen wieder vergessen, aber Arnold hatte es gestern Abend seiner Schwester verrathen, und diese hatte mit Hildegund flüsternd beschlossen, das ehrwürdige Geräth heimlich zu bekränzen. Gar lieblich nahm sich der altersbraune Zirkel im Schmuck der Blätter und Blumen aus, als sie ihn auseinander gespreizt an des Vaters Sessel banden, so daß er die Rücklehne in spitzem Winkel thurmartig erhöhte.

Bald stand Gotthard Henneberg vor den versammelten Werkbrüdern an der Morgensprachstafel und hielt das Regiment der Böttcher in der Hand, einen starken, über zwei Schuh langen, eichenen Stab, an dessen oberem Ende wie auch über dem Handgriff eine Tonne gebildet war. Damit aufklopfend gebot er Stillschweigen und sprach dann:

„Brüder, ich frage Euch, ist es wohl so fern am Tage, daß ich mag hegen und halten eine hohe Morgensprache?"

Altermann Ditmar Elvers antwortete ihm: „Dieweil die Sonne scheint über Bäume, Berg und Thal, Blumen und Gras, so ist es wohl so fern am Tage, daß Du magst hegen und halten eine hohe Morgensprache."

Der Amtsmeister frug: „Was soll ich denn verbieten in dieser hohen Morgensprache?"

Der Altermann antwortete: „Hader und Zank, Scheltwort und Unlust."

Der Amtsmeister sprach: „So verbiete ich denn Hader und Zank, Scheltwort und Unlust zum ersten, zum anderen und zum dritten Male. Wer zu reden hat, der rede mit Bescheidenheit und halte Frieden mit Hand und Mund, damit er schone seines Geldes."

Er öffnete die vor ihm stehende Lade, eine sauber gearbeitete Eichentruhe mit krausen Eisenbeschlägen, welche die Urkunden enthielt, entgürtete sich seines Schwertes und legte es, die Klinge eine Spanne lang aus der Scheide gezogen, vor sich auf den Tisch. Dann hub er an: „Hochachtbare, fürsichtige Meister! günstige und liebe Werkbrüder! Ich stehe als Amtsmeister unserer ehrbaren Sankt Goderdesgilde heute zum letzten Male hier, wo ich so manches Mal gestanden habe, wenn Rath, Recht, Amt und Gilde gehalten wurde, und ich will wünschen und hoffen, daß ich Euch mit aller Billigkeit

und Ehrbarkeit zu Dank gedient habe und zu guter Nachrede. Ich übergebe Euch Rollen und Briefe, Regiment und Büchse, Kerzen, Gezierde und Kleinodien mit reinen Händen, und unsere Rechnung stimmt. Da ich nun von Euch scheide, werdet Ihr mir wohl ein paar inständliche Bitten nicht verübeln und versagen. Erstlich ist es meine Bitte und Meinung, daß wir aus sonderlicher Gunst und Gnade unseren ehemaligen Werkbruder Alhard Dippold, obwohl er von den drei Jahren, die er des Amtes quitt und verfallen sein sollte, erst zwei verbüßt hat, weil er sich aber brav gehalten, mir auch aus meiner Noth im blauen Thurme geholfen hat, und aus anderen beweglichen Ursachen wieder in Amt und Ehren unter uns aufnehmen. Seid Ihr einverstanden, Brüder?"

„Jawohl!" riefen sie, „wir vergönnen's!"

„Dann, Bruder Amtsbote," wandte sich Gotthard an den jüngsten Meister, „sei so gut und rufe Dippold herein; er wartet draußen."

„Alhard Dippold," redete er dann den etwas befangen Eintretenden an, „kraft des ganzen Handwerks verkündige ich Dir, daß wir Dir den Rest der Buße, die wir über Dich verhängen mußten, auf daß ein Anderer sich daran stoße, erlassen und uns wieder mit Dir vergleichen und vertragen wollen. Es ist Dir kümmerlich ergangen, und wen der allmächtige Gott mit Kreuz und Beschwerung heimgesucht hat, dem soll eine milde Hand geliehen werden, und weil Du den Schaden willig gelitten hast, so bist Du uns nun wieder ein so guter Amtsbruder nachher wie vorher, sollst wieder Dein eigen Werk hauen und Dein Salz in Frieden essen. Sollst auch keine Auflage zahlen und nicht die geziemende Collation ausrichten, sondern nur Gott zu Lobe in die Kerzen ein Pfund Wachs geben, daß man die Seelen damit begehen möge. Nimm Deinen Platz ein in der Reihe, wo er Dir zukommt."

„Ich thue mich ganz freundlich bedanken, Amtsmeister und liebe Werkbrüder!" sagte Dippold, und die Nächsten schüttelten ihm die Hand.

„Nun, Brüder, die andere Bitte!" sprach Meister Gotthard. „Draußen steht ein Böttcherknecht, der das Amt eschen und seiner selbst werden will. Er ist echt, recht und deutsch und als eines Meisters Sohn zum Handwerk geboren, denn es ist mein eigener, eheleiblicher Sohn Arnold Henneberg."

„Er ist uns willkommen!" riefen ihm die Brüder zu.

„Er befreit sich mit Einer aus dem Amte," fuhr der Meister fort, „Dippold's Tochter ist seine Braut. Er will nachthun, was jeder andere fromme und ehrliche Amtsbruder vor ihm gethan hat, wenn Ihr ihm vergönnen wollt, daß er sein Meisterstück macht."

„Wir vergönnen's!" antworteten die Meister.

Einer bat um das Wort und sagte: „Brüder, wer bei Gotthard Henneberg das Handwerk gelernt hat, der versteht seine Sache; darum, wenn es Euch recht ist, vermeine ich, daß wir unserem Amtsmeister zu Dank und Ehre seinen Sohn des Meisterstücks entledigen."

„Ja, das wollen wir!" erwiederten Viele, aber nicht Alle.

„Halt, Brüder!" sprach Meister Gotthard, „das leide ich nicht. Wer ein Handwerk treiben will, muß es mit der Hand wirken können und muß es dem Amte beweisen, daß er es kann. Das soll auch mein Sohn Arnold und soll sein Werkstück nicht zierlich und künstlich herausstreichen, sondern gute, aufrichtige Arbeit machen nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, sonder Arglist und Gefährde. Ist es Euch recht, so laß' ich ihn rufen."

„Wir vergönnen's!" antworteten die Meister wieder.

„Ich habe Dir zu melden, mein Sohn," sprach der Amts-

meister zu Arnold, als dieser erschienen war, „daß die ehrbaren Meister Dir auf Deine fleißige Bitte das Amt auflassen wollen, wenn Du mit Deinem Meisterstück unsträfliche Arbeit lieferst, Deine Auflage gebührendermaßen in die Meisterbüchse zahlen und ihnen eine redliche Kost ausrichten willst nach Deiner Vermögenheit."

„Ich thue mich ganz freundlich bedanken," erwiederte Arnold, „und will Alles thun nach der ehrbaren Meister Begehr und nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit."

„Gut, mein Sohn!" sagte der Amtsmeister, „so kannst Du wieder Deinen Austritt nehmen." Und nachdem Arnold hinausgegangen war, fuhr er fort: „Jetzt, Brüder, ist es an der Zeit, daß Ihr Euch einen anderen Amtsmeister kürt an meiner Stelle. Ihr habt es wohl schon gethan, also nennt mir seinen Namen."

„Altermann Ditmar Elvers!" riefen die Meister.

„Ditmar Elvers! Da habt Ihr eine gute Wahl getroffen, Brüder!" sprach Gotthard Henneberg. „Ist Einer oder Anderer, der etwas auf ihn zu sagen hat, der rede jetzt und schweige nachmals."

Die Meister schwiegen, und Gotthard Henneberg fuhr fort: „Sie schweigen; Keiner hat etwas auf Dich zu sagen, Ditmar Elvers; sie wissen nichts als Liebes und Gutes von Dir. Gelobst Du mir mit handgebender Treue, des Amtes Gerechtigkeit zu richten, zu verkündigen und zu handhaben nach Deiner höchsten Redlichkeit?"

Ditmar Elvers reichte Gotthard Henneberg seine rechte Hand, umfaßte mit der linken dessen Schwert da, wo es aus der Scheide heraussah, und sprach: „Ja, ich gelobe es im Namen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit!"

„So stehe von der nächsten Morgensprache an Du hier,

Ditmar Elvers," sagte Gotthard, „und walte Deines Amtes nach Pflicht und Gewissen, nach der Herren Wort und der Meister Eid, auf daß die Brüder mit Dir zufrieden sind und dermaleinst Deinen Namen segnen!"

„Es soll geschehen, Bruder Amtsmeister!" erwiederte der Gekorene.

„Und nun, liebe Brüder, komme ich endlich zu meiner letzten Bitte," sprach Gotthard, nahm den hinter ihm auf einem Stuhl liegenden hohen Zinnbecher aus seiner Hülle heraus und stellte ihn vor sich auf den Tisch. „Ich bitte Euch, dieses handliche Trinkgeschirr mit Dank anzunehmen zum freundlichen Gedächtniß an Euren langjährigen Amtsmeister."

Da äußerten sie laut ihre Freude über die blinkende Gabe. Ditmar Elvers trat vor und hielt eine Ansprache, worin er Namens des versammelten Handwerks dem Sülfmeister Dank sagte nicht nur für das schöne Geschenk, sondern mehr noch für die treue Führung seines Amtes, aus dem sie ihn ungern scheiden sähen.

Gotthard Henneberg erwiederte: „Als Amtsmeister muß ich meinen Urlaub von Euch nehmen, aber es soll kein Abschied sein, denn wir bleiben zusammen; ich bin aus Gunst und gutem Willen eines hochedlen Rathes Euer Morgensprachsherr geworden an Stelle des Herrn Heinrich Viskule, der ja nun unser erster Bürgermeister ist."

Darüber jubelten die Werkbrüder und wünschten ihrem neuen Morgenherrn und sich selber Glück dazu.

Hierauf schloß Gotthard Henneberg nach den üblichen Fragen und Antworten die Lade und so auch seine letzte Morgensprache.

Als Amtsmeister legte er den Regimentsstab nieder, Böttchermeister war er gewesen, Rathsherr war er geworden,

aber nach wie vor bis an sein selig Ende hieß er in der ganzen Stadt nur ‚der Sülfmeister‘.

Zwei Stunden nach Schluß der Morgensprache kam er sehr vergnügt zu Mittag nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Johanna, ich war bei Viskule auf dem Rathhause und habe mit ihm unten im Keller den Wein geprobt, den uns Ambrosius schicken soll. Marquard Mildehövet's feine Zunge hat uns dabei geholfen; der kommt heut Abend auch, ich hab' ihn eingeladen.“

„Er ist mir willkommen,“ erwiederte Johanna.

„Was soll denn das?“ frug er nun, als er seinen grüngegiebelten Lehnstuhl erblickte. „Ach, der Zirkel! ja, ja, hundert Jahre! Halt' ihn in Ehren, Arnold! und sorge, daß ihn heut über hundert Jahre wieder einmal ein Böttchermeister Henneberg bekränzen kann.“

„Wollen's hoffen, Vater!“ erwiederte Arnold, „und was ich dazu thun —“

„Arnold,“ sagte die Mutter schnell, „zunächst brauchst Du ihn zu Deinem Meisterstück.“

„Was Du dazu thun kannst, meinst Du,“ lachte der Rathsherr, „das soll geschehen, —“

„Habt wohl fleißig geprobt?“ unterbrach ihn Johanna mit einem bedeutsamen Blick.

„— daß der Zirkel nicht einmal unversehens zerbricht,“ vollendete Gotthard schelmisch: „Laß einen doch ausreden! — Ja! haben fleißig geprobt; warum? wieso? kommt auch alle hundert Jahr nur einmal vor.“

„Ich freue mich ja darüber,“ lächelte Johanna; „hoffentlich habt Ihr etwas Gutes ausgesucht.“

„Will's meinen!“ sagte der Sülfmeister. —

Der Abend vereinigte eine sehr heitere Gesellschaft im

Böttcherhause. Die Biskules und die Dippolds kamen und Marquard Mildehövet, und Allen war es in der einfachen Wohnstube, in der kein Überfluß, aber doch eine gewisse Behäbigkeit herrschte, gar traulich und heimlich. Aus der Diele nebenan drang ein kräftiger Holzgeruch deutlich herein und mahnte an die Werkstatt, an die rüstige Arbeit, der dieses Haus seinen bescheidenen Wohlstand verdankte.

Der reichste Kaufherr der Stadt und der ärmste Handwerker trafen unter Gotthard Henneberg's Dach wie in alter Freundschaft zusammen, und es war, als ob seine vermittelnde Hand, sein liebevoller, froh waltender Sinn Alle, Jung und Alt, wie die Dauben eines Fasses in einen Reifen, in den fest geschlossenen Ring einer glücklichen Familie vereinte.

Gotthard saß obenan, zwischen Mildehövet und Biskule, in seinem von dem bekränzten Zirkel überragten Lehnstuhl, und statt der üblichen Zinnbecher standen heute grünliche Gläser auf dem Tische und wurden ebenso fleißig gefüllt wie geleert.

„Ah! der labt Zunge und Herz!" sagte Heinrich Biskule den Wein bedächtig kostend.

„Ja," wandte sich Gotthard zu Marquard Mildehövet, „das ist der Hochheimer, für den Ihr heute Morgen stimmtet, Herr Rathsherr!"

„Also nun gebt Ihr mir Recht?" lächelte Herr Marquard; „nun so laßt mich gleich beim ersten Glase einen freundlichen Vorschlag machen. Gotthard, wir haben schon genug Lüneburger Salz mit einander verzehrt, daß wir uns nachgerade kennen müssen. Herr Rathsherr hier! und Herr Rathsherr da! wollen wir es noch auf unsere alten Tage mal mit Du und Du versuchen, Gotthard?"

„Ja, das wollen wir, Marquard Mildehövet!" erwiederte Gotthard und schlug herzlich in seines Gastes dargebotene Hand.

Den Schüsseln der Frau Johanna ward alle Ehre angethan, was sie ebenso fröhlich machte wie ihren Gotthard, wenn er über den Tisch hinüber rief: „Jakob, Du schenkst ja nicht ein!" Wirthe wie Gäste wußten bald selber nicht recht, ob die Gasterei ein Abschiedsmahl für Gilbrecht oder ein Hochzeitsschmaus für die Brautpaare oder ein Ehrengelage für den neuen Bürgermeister und den neuen Rathsherrn war.

„Das ist nun das lustige Ende vom traurigen Liede," sagte Heinrich Viskule, „daß wir hier so freundlich versammelt und bei einander sitzen. Wer weiß, ob das so oder wenigstens so schnell gekommen wäre, wenn ich nicht in den blauen Thurm und Hildegund nicht ins Kloster Lüne gesperrt wäre. Denn dann hättet Ihr Hennebergs mich nicht mit Meister Dippold's Hülfe aus dem Thurme und Gilbrecht hätte Hildegund nicht aus dem Kloster befreien können. Dabei hat Jeder, soweit das noch nöthig war, einen Blick in des Anderen Herz gethan und Liebe und Treue gefunden, wo er sie vielleicht kaum vermuthete. So hat uns das Schicksal in bösen Tagen zusammengeführt und Alles zum Guten gewendet."

„So ist es geschehen," sprach Gotthard Henneberg, „und wir sind wohl gar den Herren Prälaten noch Dank schuldig, daß sie alle die Angst und Noth über uns gebracht haben, die uns zum Segen ausgeschlagen ist."

„Ihr Wille war es nicht," sagte Meister Dippold, „und unser Streit mit ihnen bleibt stehen ohne Ende."

„Ich hoffe, auch mit den Prälaten werden wir bald unseren Frieden machen," bemerkte der Bürgermeister. „Herzog Adolf von Holstein, der unserer Stadt von jeher wohlgesinnt war, hat sich uns auf Befehl des Kaisers zum Vermittler angeboten, und bei nur einiger Nachgiebigkeit auf beiden Seiten wird der alte Zwist in Güte beigelegt werden."

„Das kann noch Jahre dauern," meinte Mildehövet. „Vielleicht werden Eure Söhne, wenn sie einst Rathsherren sind, erst das letzte Wort in diesem Streite sprechen."

„Redet heute nicht von so fernen Zeiten," sagte Johanna. „Meine Mutter hat mich ein weises Sprüchlein gelehrt, das lautet:

‚Wer mit allem Thun und Sinnen
Immer in die Zukunft starrt,
Wird die Zukunft nicht gewinnen
Und verliert die Gegenwart.‘

Wir wollen uns der Gegenwart freuen —"

„Und auf die Zukunft trinken!" fiel Balduin ein und leerte das Glas, welchem Beispiele die Anderen folgten.

„Eins bedaure ich," sprach Gilbrecht, „daß ich nicht bei Eurem Brautlauf sein kann, Arnold und Balduin!"

„Wir wollen auf dem Deinigen um so lustiger sein," sagte Ilsabe; „nicht wahr, Ursula? wir mit unseren Männern!"

„Und wenn ich dann noch mit Frau Walpurg Grönhagen Brautlauf halte," lächelte Marquard Mildehövet, —

„Da kommt Ihr zu spät, Herr Rathsherr!" rief Ursula. „Frau Grönhagen zieht auf die Hasenburg; der Ritter von Boltessen hat um sie geworben."

„Dem gönn' ich sie!" lachte Gilbrecht. „Die beiden passen zusammen."

„Träufelt Wein auf die Wunde, Herr Rathsherr!" lachte Ilsabe, „Ihr trinkt heut Abend so wenig."

„Ich wenig trinken?" sprach Marquard Mildehövet. „Ich habe schon mehr getrunken, als Einer hier am Tische; das kann ich mit meinen beiden Nachbaren beweisen; nicht, Frau Druda?"

„Die ersten zehn Gläser hab' ich gezählt, Herr Raths-

herr," erwiederte Frau Dippold, „aber nach dem zehnten hab' ich's aufgegeben."

„Und das ist gewiß schon lange her," lachte Heinrich Viskule. „Alterchen, denk' an Dein Podagel!"

„Die magere Kost im Thurme hat es mir für lange Zeit vertrieben, hoff' ich," sprach Mildehövet.

„Und nun hältst Du Dich schadlos, Marquard, für die schlechte Behandlung. Das thäte ich an Deiner Stelle auch," sagte Gotthard.

„Ja wohl!" erwiederte der Rathsherr, „und dieses Glas trink' ich auf das Wohlergehen Deines Sohnes. Daß Gott Dir Glück verleihe, Gilbrecht! Ein Jahr und einen Tag sollst Du fern sein von uns und dem, was Dir auf Erden das Liebste ist. Ziehe hin in Frieden und Hoffnung, lerne fleißig und lebe fröhlich, kehre wieder klug und gesund. Die Sehnsucht der Liebe und das Gedenken der Freunde wird Dich umschweben, und wenn die Zeit vergangen ist, so brauchst Du kein Kloster in Brand zu stecken, um die Braut zu gewinnen, sondern holst Dir Deine Hildegund am hohen Tag mit Sang und Klang aus dem Viskulenhof, den Gott segnen möge zu Wasser und zu Lande!"

Dem stimmten sie Alle freudig zu und tranken gründlich mit. Bis zu später Abendstunde blieb der fröhliche Kreis zusammen und ward immer munterer und lauter. Der Wein löste selbst dem schweigsamen Dippold und sogar dem schüchternen Jakob die Zunge. Die Liebenden blickten sich immer feuriger in die Augen. Heinrich Viskule und Marquard Mildehövet sprachen von ihrer Jugend und schienen dabei voll Lust und Leben selber wieder jung zu werden. Der Sülfmeister thronte leuchtenden Angesichts mit einer schier göttlichen Ruhe und Heiterkeit unter seinem hundertjährigen Zirkel, und sein

treues, festes Herz schlug ihm in Freuden über sein und der Seinigen selbstgeschaffenes Glück.

Endlich erhob man sich von der seßhaften Runde. Marquard Mildehövet und die drei Dippolds nahmen Abschied von Gilbrecht und wünschten ihm noch einmal viel Glück ins Feld. Auch die Biskules gingen, und in dem ernsten, von einträchtiger Liebe und emsiger Arbeit erfüllten Böttcherhause war nie ein froheres Fest gefeiert worden als heute.

Auf dem Tische stand noch ein Rest Wein; den vertheilte Gilbrecht in sein und seines Vaters Glas, hob seines empor und sagte: „Vater, thu mir Bescheid, ob Du mir auch nicht zürnst, daß ich unserem ehrbaren Handwerk untreu werde."

„Nein, mein Sohn!" erwiederte der Sülfmeister und stieß mit ihm an. „Der rechte Mann füllt überall seinen Platz aus in der Welt, wenn er nur seine Pflicht thut und etwas schafft, was ihm selber zur Ehre und seinen Mitmenschen zum Segen gereicht."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Zum letzten Male saßen sie im Goldenen Ei Alle zusammen beim Morgenbrod und waren guter Dinge. Wenn Gilbrecht auch, von seiner Wanderschaft kaum zurückgekehrt, das Vaterhaus noch einmal verlassen mußte, so war es doch nur auf die kurze Spanne eines Jahres, und mit jedem Schritte, den er jetzt, sein Liebstes hinter sich lassend, vorwärts that, eilte er ja seinem künftigen Glück entgegen, wie er es sich niemals hatte träumen lassen.

Herr Heinrich Viskule kam, ihm Lebewohl zu sagen.

„Wo ist Hildegund und Balduin?“ frug Gilbrecht erstaunt.

„Draußen in der Heide wirst Du sie treffen,“ erwiederte der Bürgermeister; „Hildegund will ohne Zeugen von Dir Abschied nehmen.“ Dann drückte er ihm ein leidlich schweres Päckchen in die Hand, das Gilbrecht verschämt zurückweisen wollte, aber dankend einsteckte, als Herr Viskule sagte: „Nun? mein künftiger Eidam wird mir doch einen Badegroschen verstatten? Und hier ist auch der Brief an Herrn Bartholomäus Overdyk in Lübeck. Du kommst zu ihm in treue Hut, und merke wohl, Gilbrecht! Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit sind des Kaufmanns Tugenden, und die höchste Redlichkeit ist seine Ehre; er soll mit Fleiß auf seinen Nutzen sehen, aber keinen

Pfennig unsauberen Gewinnes darf seine Hand berühren! Gelobst Du mir, das zu halten Dein Leben lang?"

„Ja, Herr Vater, mein Leben lang!" sprach Gilbrecht.

„Gut, mein Sohn! so fahre wohl, und Gott sei mit Dir! Übers Jahr, wenn Du wiederkommst, holst Du Dir die Braut heim; ich werde unterweilen das Nest für Euch bauen. Auf Wiedersehen, Gilbrecht, übers Jahr!"

Der Bürgermeister ging, um Gilbrecht seinen Eltern und Geschwistern allein zu überlassen.

„Ist es nicht seltsam?" sagte Gilbrecht, „mit einem Briefe bin ich in die Stadt herein gekommen, und mit einem Briefe gehe ich wieder hinaus."

„Nur daß Du den einen als Böttcherknecht brachtest und der andere Dich zum künftigen Kaufherrn macht," bemerkte Arnold. „Der Tausch ist nicht übel, vermein' ich. Einen besseren Wanderbrief konnte Dir kein Meister schreiben."

„Und ist auch sonst noch ein Unterschied dabei," sagte Gilbrecht. „Streit trug ich mit dem Brief in die Stadt hinein, und Frieden laß' ich nun darin zurück."

„Das walte Gott!" sprach der Rathsherr.

Die Scheidestunde schlug. Gilbrecht war wanderfertig, sein Felleisen gerüstet und mit allem Nöthigen reichlich versorgt.

Der Rathsherr wünschte den Abschied kurz zu machen und drängte zum Aufbruch, zumal draußen auf der Straße schon die Brüderschaft der Böttcherknechte in großer Anzahl versammelt war, um ihrem wandernden Gesellen das Geleit zum Thore hinaus zu geben. Aber Frau Johanna's Mutterherz war schwer, und sie zögerte den letzten Augenblick so lange wie möglich hin. „Ich sehe Dich noch mit Sack und Pack da in der Thür stehen, Gilbrecht," sagte sie, „an dem Abend, als

Du uns ganz unerwartet aus der Fremde wiederkamst. Nie vergeß' ich den Anblick!"

„Über Jahr und Tag kannst Du ihn noch einmal genießen," sprach Gotthard, „aber wenn Gilbrecht wiederkommen soll, muß er doch erst einmal fortgegangen sein."

Ilsabe brach aus dem Laubgewinde des Zirkels einen röthlichen Eichenzweig und steckte ihn Gilbrecht an den Hut, gleichsam als Ersatz für das Wachholdersträußchen, das sie ihm bei seiner Ankunft vom Hute genommen hatte.

„Lebe wohl, Jungfer Henneberg!" lächelte Gilbrecht, „das nächste Mal sage ich: Guten Tag, Frau Viskule!"

„Fahre wohl, altes, treues Bruderherz!" erwiederte Ilsabe und umschlang ihn.

Die Mutter faßte sich herzhaft, klopfte den Liebling und sprach: „Glück auf den Weg, Gilbrecht! und Gott schenke uns ein frohes Wiedersehen!"

Dann brachten sie ihn bis vor die Hausthür, blieben aber im Beischlag stehen.

„Lebe wohl, Vater!" sagte Gilbrecht und fügte scherzend hinzu: „Halte auch auf gut Regiment im Rath von Lüneburg!"

„Lebe wohl, mein Junge!" sprach der Sülfmeister, „wir wollen beide nicht vergessen, daß wir ehrbare Böttcher waren."

Ein letzter Händedruck an Mutter und Schwester, und Gilbrecht trat zu den Gesellen der Brüderschaft, unter die sich auch Arnold, Jakob und Lutke mischten. Gilbrecht hatte ihnen gesagt, daß er nach Lübeck ginge, aber verschwiegen, daß er nun Kaufmann werden wolle. Den Gottespfennig, der ihm als Geschenk von der Brüderschaft zukam, hatte er dankend ausgeschlagen und den Brüdern das Geld für die wandernde Tonne gegeben mit der Bitte, das Bier auch ohne ihn auf sein Wohl zu trinken, womit sie zufrieden waren.

Sie setzten sich grüßend in Bewegung. Der Böttcherknecht, der mit Gilbrecht zusammen Sengstake auf dem Flusse verfolgt hatte, trug ihm jetzt nach altem Brauch sein Felleisen, so weit wie die Brüderschaft mitging.

Singend zog die Schaar durch die hochgiebligen Straßen zum Bardewiker Thor hinaus, und so klang ihr Lied:

Frisch auf, du treuer Knabe,
Was hält dich noch im Haus?
Du mußt am Wanderstabe
Geschwind zum Thor hinaus.

Ach laßt mich noch mal blicken
Trautliebchen ins Gesicht,
Noch einmal nur mich nicken:
Lieb Kind, vergiß mein nicht!

Nein, nein, du mußt sie meiden,
Gabst ihr den letzten Kuß,
O Scheiden und o Leiden,
Wenn Eins vom Andern muß!

So laßt mich noch mal drücken
Des alten Meisters Hand,
Am Flusse von der Brücken
Mich schauen Stadt und Land.

Der Meister hat vergessen,
Wer sein Geselle war,
Der Fluß trieb unterdessen
Viel Wasser schon zu Thal.

So kehret vor dem Gehen
Noch einmal mit mir ein
Und trinkt aufs Wiedersehen
Noch ein, zwei Krügelein.

Zieh hin, Gesell, und grüße
Das Handwerk weit und breit,
Und brauche deine Füße
Und nutze deine Zeit.

Freu' dich in Lust und Leben
Und tröste dich in Noth:
Von Dornen stets umgeben
Blühn Rosen weiß und roth.

Bis an die Landwehr brachten sie ihn; dann gebot der Altschaffer Halt. Gilbrecht nahm sein Felleisen auf den eigenen Rücken, und die Gesellen schlossen einen Kreis, in den sich Gilbrecht und der Altschaffer zur Leitsage ihm gegenüber stellte. Hier unter freiem Himmel sprach der Altgesell:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk! Bis hierher, Bruder Gilbrecht, haben wir Dir ein freundliches Geleit zum Thore hinaus gegeben; darum kannst Du nicht traurig, sondern mußt desto froher sein. Frisch auf, mein Junggesell! und habe guten Muth zur Wanderschaft; so wird es sich ja wohl mit Dir schicken. Du hast Deine Feder gen Mitternacht geblasen; so lauf denn, lauf ein Loch in die Welt hinein, daß man es mit zehn Fuder Heu nicht zustopfen kann! Es giebt überall milde Herzen, die Dir eine leidliche Liegerstatt gönnen, und bekommst Du kein Gericht, das fausthoch über die Schüssel steht, so findest Du wohl ein Stück weißes Brod und einen guten Trunk an einem kühlen Brunnen, wo die zarten Jungfräulein wohnen.

Wenn Du an ein Wasser kommst, so siehst Du wohl eine große Perle daran liegen, auf Deutsch nennt man's einen Mühlenstein, und um den Teich sitzt ein Haufen grüner Männer, die rufen arg! arg! Laß Dich nicht hindern und irren, mein Junggesell! und wenn die schwarzen Raben Dich

anschreien oder die alten Weiber Dich anbetteln, so wandere fürbaß und halte Dich nicht auf bei Leuten, die das Handwerk im Winkel auf den Dörfern erlernt haben, wo die Hunde über die Zäune springen, denn die Bauern sind grob, sie schlagen gemeiniglich zwei- oder dreimal auf denselben Fleck.

Grüße mir Meister und Gesellen, soweit das Handwerk redlich ist; ist es nicht redlich, so nimm Geld und Geldeswerth und hilf redlich machen; ist es nicht redlich zu machen, so laß Diebe und Schelme sein und meide Pfuscher und Bönhasen, soweit man ein weißes Pferd im flachen Felde sehen kann.

Wo die Böttcher Reiftag halten, da gehe herzu und nenne Deinen ehrlichen Schleifnamen; dann trinkt Dir Jedermann eher einen Krug Bier oder Wein zu, dessen Du sonst darben müßtest. Wenn Du aber Durst hast, so schlage mit der Kanne auf den Tisch und laß die Zeche mit weißer Kreide an einen schwarzen Balken schreiben.

Alles, was Schatten wirft, laß Dich nicht schrecken, Alles, was unter der Sonne Gutes ist, laß Dir dienen und das Beste behalte in der Heimlichkeit Deines Herzens, damit desto mehr Glück dazu schlage.

Wo man meiner im Argen gedenkt, da gedenke meiner im Guten; ich will Dir Fuß darum halten und desgleichen thun wie alle ehrlichen Gesellen, die vor uns gewesen sind und die nach uns kommen werden.

Fahre wohl, mein Junggesell! und kehre gesund und fröhlich wieder! Wenn Dir aber der Rückweg verleidet wird und Du die liebe Heimat nicht wieder sehen sollst, so findest Du wohl auch in der Fremde ein freies Grab, und der barmherzige Gott mache Dir die Erde leicht!

Lebe wohl! — so scheid' ich von Dir und Du von mir. Viel Glück ins Feld, Bruder Gilbrecht!"

Die Böttcherknechte reichten ihm nach der Leitsage alle die Hand zum Abschied, zuletzt Arnold und Lutke. Dann kehrten die Gesellen um, und Gilbrecht schritt einsam und allein mit seinen Gedanken in die Heide hinaus.

Er war noch nicht weit gegangen, als er an eines der kleinen Gebüsche kam, die hie und da zerstreut wuchsen. Da trat ihm mit höflichem Gruß ein einzelner Mensch daraus entgegen, und siehe da! es war Timotheus Schneck.

„Ich wußte Deinen Weg," sprach der Schuster, „und habe hier auf Dich gewartet, um —" er stockte und fuhr dann mit einem verlegenen Lächeln fort: — „um nachzusehen, ob auch Dein Schuhwerk für die Wanderschaft in gutem Stande ist."

„Willst Du mich hier in der Heide neu besohlen?" lachte Gilbrecht. „Du hast etwas auf dem Herzen, Timmo!"

„Laß mich eine kleine Strecke mit Dir wandern," sprach Timmo. „Weißt Du noch, als wir von Ülzen her selbander durch die Heide zogen und Du mir zuredetest, ich sollte statt in Lübeck erst einmal in Lüneburg mein Glück versuchen? Dafür wollte ich Dir danken; denn ich habe mein Glück gefunden. Daniel Spörken hat mir versprochen, wenn ich noch ein paar Jahre bei ihm bliebe, wollte er mir die Werkstatt übergeben und sich zur Ruhe setzen, und dann könnte ich auch mein Holz und Salz haben und die Florentine freien. Was sagst Du dazu?"

„Thu's, Timmo, thu's! so gut wird Dir's nicht wieder geboten."

„Schon recht!" lachte der Schuster, „wenn ich's nur so lange aushalte; aber das Sitzfleisch, Bruder, das Sitzfleisch! daran fehlt mir's."

„Sei gescheut, Timmo, und bleib da!" sprach Gilbrecht. „Oder sehnst Du Dich heim?"

„Heim?“ wiederholte Timmo und lachte bitter dabei. „Ich habe kein Heim.“

„Timmo, jeder Mensch hat eine Heimat und soll das Fleckchen Erde, wo er geboren ist, in Lieb' und Ehren halten.“

„Wohl Dir, daß Du's kannst! ich thät's auch gern.“

„Als Du bei Deiner Einfahrt aus dem Hemsbecher trankst, machtest Du ein finsteres Gesicht, und es kamen unfrohe Worte aus Deinem Munde. Sage, was ist's mit Dir?“

„Sollst es wissen,“ erwiederte Timmo, „wirst es ja nicht weiterplaudern. — Ich hatte auch Vater und Mutter, aber ich kann nur mit Schaudern an sie denken. Der Vater war Söldner und geleitete Fuhrleute und reisende Kaufleute; aber was er damit verdiente, das vertrank er und gewöhnte sich an das Leben auf des Reiches Straßen, so daß er zu Hause keine Ruhe mehr hatte. Wenn er heim kam, so hatte er leere Taschen, aber große Worte und erzählte Geschichten, die Niemand glauben wollte. Wenn ihm die Mutter Vorwürfe machte, so schlug er sie und uns Kinder auch, weil wir darüber heulten; halbtodt hat er uns manchmal geschlagen. Da verfluchte ihn die Mutter, und er ging davon, ließ uns im schrecklichsten Elend und kehrte nicht wieder. Die Mutter nahm einen andern Mann, mit dem sie schon lange vertraut war. Der wollte von den Kindern des Landläufers nichts wissen und verstieß uns, und die Mutter litt es, weil wir die Züge des Vaters trugen. Wir waren drei Brüder, und ich der Jüngste. Ich habe die andern beiden nie wieder gesehen, nie wieder von ihnen gehört. Ein Kerzengießer brauchte einen Jungen, und ich kam ihm gelegen, als ich bei ihm bettelte. Aber ich hielt nicht aus, lief aus der Lehre und log mich von einem Dorf zum andern, bis ich halb verhungert nach Darmstadt kam. Ein mitleidiger Schuster nahm mich auf, und ich that gut und lernte sein Hand-

werk. Ihm hab' ich es zu danken, daß ich ein ehrlicher Mensch geworden bin. Meine Mutter habe ich nicht wieder gesehen wollte es auch nicht. So habe ich mir allein durch die Welt geholfen, aber das unruhige Blut meines Vaters steckt in mir, und ein wenig Flunkern ist mein größtes Vergnügen; aber ich bin doch ein Schuster geworden, der sein Handwerk versteht. Und nun weißt Du Alles."

„Timmo," begann Gilbrecht, —.

„Sage mir kein Wort," fiel der Schuster ein, „sondern vergiß es so schnell wie möglich, was ich Dir erzählt habe; ich habe es auch beinah vergessen. Siehst Du die Reiter dort in der Heide? Die lauern Dir auf, und Du wirst ihnen den Wegzoll nicht weigern, den sie Dir abverlangen. Dabei will ich nicht stören. Lebewohl! lauf Dir die Sohlen nicht schief, nimm kein falsches Geld, und wenn Du einmal nicht weißt, ob Du lachen oder weinen sollst, so lache, lache aus vollem Halse, das ist tausendmal gescheuter. — Viel Glück ins Feld!"

„Auf Wiedersehen, Timmo!"

„Fahre wohl, Sülfmeistersohn!"

Sie reichten sich die Hände, und der Schuster wandte sich stadtwärts.

Gilbrecht schritt wacker aus in der offenen, nun baumlosen Heide, aber die Reiter kamen ihm schon entgegen getrabt. Es waren Balduin und Hildegund.

„Kommst Du, mein Fahrender?" rief ihm Hildegund zu, sprang geschickt vom Pferde, dessen Zügel sie Balduin übergab, und ging mit Gilbrecht Hand in Hand zu Fuß; während Balduin langsam nebenher ritt, ohne an der halb geflüsterten Unterhaltung der Liebenden Theil zu nehmen. Aber endlich mahnte er Hildegund zur Rückkehr.

Nun gab es einen langen, heißen Abschied, bis Hilde-

gund sagte: „Jetzt sei mein Ritter und hilf mir in den Bügel.“ Da beugte Gilbrecht das Knie, und darauf fußend schwang sich die geübte Reiterin leicht in den Sattel.

Auch Balduin drückte dem Freunde die Hand; dann noch ein Winken herüber und hinüber, und Gilbrecht zog seine Straße fürbaß. Die Geschwister aber hielten noch lange auf demselben Flecke und blickten dem sich mehr und mehr Entfernenden schweigend nach.

Schon war er über Rufweite hinaus, da plötzlich gab Hildegund ihrem Pferde einen Druck und sprengte in sausendem Galopp hinter dem Wandernden her. Als sie ihn eingeholt hatte, sagte sie: „Der letzte Kuß sollte keinen Zeugen haben!“ bog sich vom Pferde zu Gilbrecht herab, umschlang ihn und küßte ihn.

„Behüt' Dich Gott, meine Hildegund!“ sprach er.

„Übers Jahr, Gilbrecht! übers Jahr!“ jubelte sie.

Schnell warf sie das Roß herum und jagte zu ihrem harrenden Bruder zurück.

Die Heide stand in voller Blüthe. Bis in grenzenlose Ferne lag sie rundum in einer schimmernden Pracht, und die Farben spielten und wechselten in wundervollem Glanze. Das zarte Rosa der einzelnen winzigen Blüthen wob sich, weil meilenweit dicht gedrängt Busch an Busch und Blüthe neben Blüthe stand, zu einer einzigen, gleichmäßigen Decke von einem freudigen Hellroth, das je ferner vom Auge, je satter und reicher wurde und allmählich in echten Purpur überging. Dann legte sich unmerklich ein bläulicher Hauch über das leuchtende Meer, durchdrang es stärker und leitete es sanft in ein herrliches, vollgetränktes Violett, das sich immer tiefer, immer dunkler hinauszog, bis es in letzter Ferne sich in ein vollkommenes Schwarz zu verlieren schien

Noch immer konnten die sich sehen, über die nun Scheiden und Meiden verhängt war. Manches Mal stützte Hildegund die Hand auf das Kreuz ihres Pferdes und schaute rückwärts dem geliebten Wanderer nach, der in immer kleiner, immer schwächer werdender Gestalt durch die prangende Flur dahin schritt. Je größer aber der Raum der Trennung wurde und auf je farbendunklerem Grunde sich Gilbrecht bewegte, desto schwieriger ward es, sein mattes, immer weiter entrückendes Bild zu erkennen. Mehr als einmal schon hatte sie ihn verloren; dann hielt sie ihr Pferd an und suchte die Ferne zu durchdringen. Er kam auch immer wieder zum Vorschein, noch nicht losgelassen von ihr, mit Blicken der Sehnsucht zurückgezogen in die Sichtbarkeit des Daseins. Aber war das langsam, kaum unterscheidbar sich regende Wesen, der unsichere, irrende Punkt dort wirklich ihr jugendlich schöner Bräutigam, der blonde Gilbrecht? O ja! sie sah ihn mit rüstigen Schritten dahin ziehen, den Ranzen breit auf dem Rücken, den Wanderstab fest in der Hand und mit dem bekränzten Hut auf dem lockigen Haupt; — mit dem Herzen sah sie ihn so, mit den Augen nicht mehr. Er war spurlos verschwunden in der sonnigen Pracht der endlos blühenden Heide.